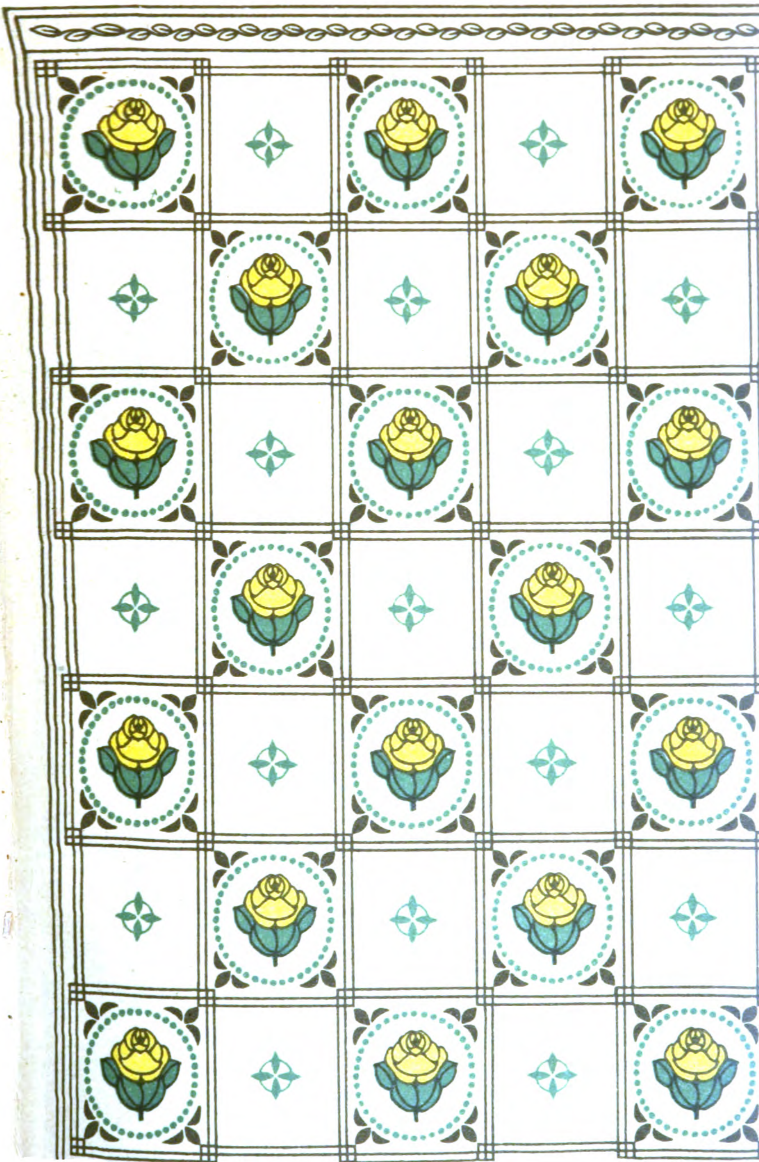


Velhagen u. Klasings Almanach 1913





Auszug aus Heft 1 des XXVII. Jahrgangs:

Max Dreyer: Martin Overbeck und seine hundert Tage. Novelle.

Otto Ernst: Wenn ich alt sein werde.

Wilhelm Hegeler: Tiefurt. Essay. Mit mehrfarbigen Abbildungen.

Paul Oskar Höcker: Der ungekrönte König. Roman.

P. A. v. László: Künstlermonographie von Otto Freiherrn von Schleinitz.

Karl Larsson: Künstlermonographie von Franz Servaes. Beide reich illustriert.

Jakob Wassermann: Der Mann von vierzig Jahren. Roman.

Ernst Zahn: Herrn Ulrich Zieglers Ersatz.

Zur Veröffentlichung liegen ferner folgende Romane und Novellen vor:

Viktor v. Kohlenegg: Der Katzentisch.
Bernhard Kellermann: Der Tunnel.
Georg Hirschfeld: Das Kreuz der Wahrheit.
Carry Brachvogel: Herbstspuk.
Hans Hart: Die Wunderkinder.
Anselma Heine: Mlle Nesles Prozeß.
Georg Frhr. v. Ompteda: Die Sängerin.
Nanny Lambrecht: Mutter schläft.
Albert Geiger: Das späte Feuer.
Alfred Huggenberger: Wie Konrad Enderli Hochzeiter wurde.
Hermann Hesse: Aus den Jugendtagen.
Richard Nordhausen: Eines Unsterblichen Totenfeier.
Walter von Molo: Alter Kram.
Hans Land: Ein Stranddrama.

Velhagen & Klasings Almanach 1913







Bildnisstudie.

Gemälde von Ph. A. von László.

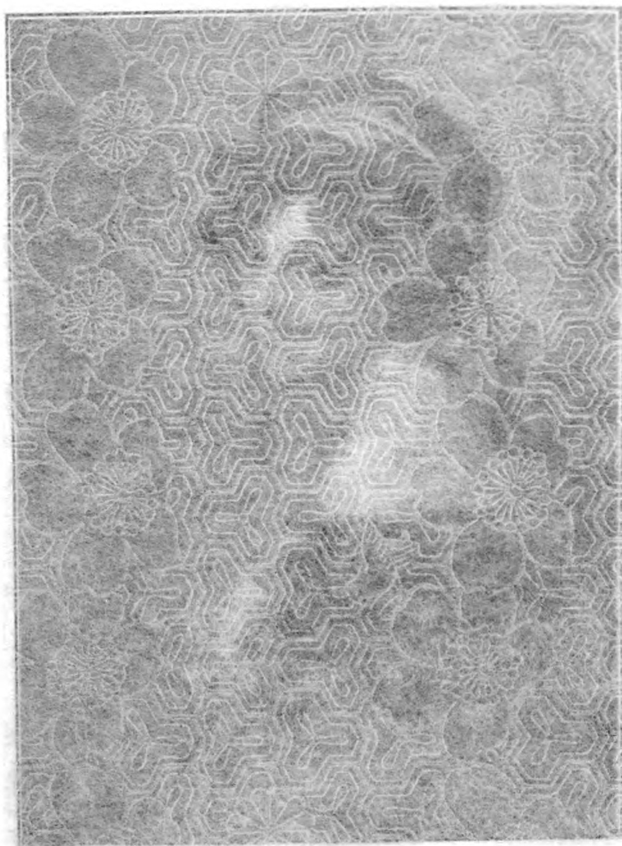
Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei."

…manach

…gegeben
…tion von
…



Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, W…



Bildnisſtudie.

Gemälde von Ph. A. von L[illegible]

[illegible] Frauenſchönheit [illegible]

Almanach

Herausgegeben
von der Redaktion von
Velhagen und Klasings
Monatsheften
1913



Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Entwurf für Einband, Vorsatzpapier und Buchschmuck von Heinrich Wieynk in Berlin

Einband von H. Fikentscher und H. Sperling in Leipzig. Intagliodrucke von J. Löwy in Wien. Netzätzungen von F. Bruckmann A. G. in München. Buchdruck von Fischer & Wittig in Leipzig. 1912


Inhalt



Erzählendes





Dichtungen





Lyrik





Aufsätze





Farbige Kunstblätter





Intagliodrucke











Das Höchstgehalt der Pension war erreicht. Mama Malwine (der Ton bei Mama liegt auf der vorletzten Silbe), hätte zwar gern noch den „Geheimrat gehabt“. „Bitte, Oßchen, Knauths sind doch auch Geheimrats geworden. Bitte, Oßchen, du hast es doch ganz in deiner Hand.“ Doch Amtsgerichtsrat Gnattschke war bockbeinig. Fiele ihm ja auch im Traum nicht ein. Sich weiterschinden, wo er jetzt das Höchstgehalt der Pension hatte? Und außerdem: auf den Geheimrat könnte er noch fünf, acht Jahre warten. Es seien eben undankbare Zeiten. Der Mensch, der seine Pflicht getan, dürfe am Schluß seines Lebens auch mal ausruhen. Das stände entweder in der Bibel oder bei Goethe. — Also nahm Oßchen — eine familiäre Abkürzung für Oskar — das alte beliebte Oßchen Gnattschke, nachdem es die letzten zehn ruhmvollen Dienstjahre entsprechend seinen Fähigkeiten täglich eine Stunde mit Requisitionen in Strafsachen beschäftigt worden war, den wohlverdienten Abschied. Ein viertel Jahr später traf in Anerkennung dieser Verdienste zum roten Adlerorden Vierter die Krone ein. Der bald achtzigjährige Landgerichtspräsident ließ es sich nicht nehmen, im Hause des Allverehrten in Gegenwart der sämtlichen höheren Gerichtsbeamten in einer durch Topfpflanzen verschönten Feier diese Auszeichnung persönlich zu überreichen. „Der Arbeit die Krone!“ versicherte er in schönem Doppelsinn zu wiederholten Malen während seiner Ansprache. Das gefeierte Oßchen dankte gerührt, und Mama Malwine verteilte Butterbrötchen.

Nun war er endlich Mensch, nun durft' er's sein. Noch vor drei Monaten hatte er den rüstigen alten Herrn ge-

spielt, am Stammtisch der Honoratioren laute, erregte Debatten geführt, im Kreisausschuß seinen Mann gestanden. Jetzt markierte er abgeklärtes Greisentum. Es kleidete besser. Und hatte er sich früher um elf Uhr früh fünf Zigarren eingesteckt und Mama Malwine zugerufen, er gehe jetzt in den Dienst, und war er früher auf das Amtsgericht gegangen, um die von Referendaren entworfenen Vernehmungen zu unterschreiben und um dann in den „Gepanzerten Ritter" zu gehen, so ging er jetzt ebenfalls mit fünf Zigarren bewaffnet angeblich auf die Landgerichtsbücherei, um sich mit einer wissenschaftlichen Frage zu beschäftigen. Zur Bekräftigung dieser Behauptung zog er jedesmal die Augenbrauen hoch und hob, wie ein Weihnachtsmann, den Zeigefinger. In Wirklichkeit ging er aber sofort in den „Gepanzerten Ritter", wo saurer Wein zwar nicht lustig machte, denn saurer Wein hat grundsätzlich diese Eigenschaft nicht, wo aber der kleine Stammtisch der Hundertjährigen auf streng freisinniger Grundlage „den grauen Tag vergoldete".

Nach dem notwendigen Schlaf am Nachmittag führte Oßchen sodann sein abgeklärtes Greisentum an den Abendstammtisch. Sommer und Winter im gleichen Anzug, mit durchgebeulten Hosen, stets etwas verschlafen, gutmütig, sofern er nicht gereizt wurde, ein beleibter Graubart mit Gemüt und Hängebacken. Nun war er endlich Mensch. Nun durft' er's sein.

Es hatte in seinem Leben eine Sorge gegeben. Das war sein Sohn, Oßchen, der Jüngere. Nun aber versah das jüngere Oßchen seit einem Jahr die Stellung eines ständigen Assessors, bezog Gehalt, konnte in kurzem Amtsrichter sein und bedurfte keiner Unterstützung mehr. Oßchen der Jüngere bewohnte noch dasselbe Hinterzimmer in der väterlichen Wohnung, in dem er bereits als Tertianer gehaust hatte. Die kleine Bibliothek, die er als Schüler erworben, stand noch verstaubt auf dem Regal; die Studentenjahre hatten das Zimmer um ein paar überkreuzte Schläger und die darüber hängende Burschenschaftermütze bereichert, und während der Referendarzeit waren, mit Reißnägeln befestigt, an zwei Dutzend Postkartenbilder be-

liebter Soubretten und wenig bekleideter Phantasieschönheiten hinzugekommen, die Oßchen der Ältere anstößig fand, aber mit einem gewissen Respekt gelten ließ. Das jüngere Oßchen war ungefähr dreißig Jahre alt, hatte von dem älteren Oßchen die Beleibtheit, das Gemüt und die Hängebacken geerbt und versicherte in schönem Gleichmut, wenn das ältere Oßchen ihn auf seine Karriere verwies, daß der Vater ihn überschätze: Er beabsichtige gar keine Karriere zu machen, er wolle auch bloß Amtsgerichtsrat werden. Worauf Mama Malwine sich regelmäßig schüttelte und „Püscht“ sagte, während das ältere Oßchen langsam und vielsagend die Augenbrauen hochzog.

Das war nämlich das Traurige: Das jüngere Oßchen war etwas leicht. Außerdem hatte das „Kinderzimmer“, in dem der Assessor wohnte, einen nach der Nachbarstraße führenden, unkontrollierbaren Eingang. Diese merkwürdige Konstruktion des Hauses hatte schon manchen Ärger geschaffen. Es hatte da in früheren Jahren, als seine Privatneigungen noch nicht den Stempel einer Persönlichkeit mit Diensttitel besaßen, viele unliebsame Dinge gegeben, die leider auch in letzter Konsequenz die Zivilgerichte beschäftigt hatten, wobei indes nicht unerwähnt bleiben darf, daß er aus diesen Prozessen stets mit dem Lorbeer des siegreichen Beklagten hervorgegangen war. Immerhin, es war Zeit, daß Oßchen sich besserte.

Er sollte Meta Knauth heiraten. Aus Gründen der Wahlverwandtschaft. Vater Knauth nämlich war Geheimer Medizinalrat in Berlin und zu gleicher Zeit mit dem älteren Oßchen in derselben Burschenschaft, der übrigens später auch das jüngere Oßchen angehört hatte, aktiv gewesen. Diese früh geschlossene Freundschaft (wenigstens hieß es so, — das ältere Oßchen meinte später gelegentlich, der Knauth sei immer ein Streber und ein Rindvieh gewesen), war lange Jahrzehnte unterbrochen, bis das jüngere Oßchen nach Berlin zum Assessorexamen kam, mit einer Empfehlung des älteren Oßchen bei Knauths Besuch machte und kurz darauf Herr Knauth einen begeisterten Brief schrieb: Das Oßchen verkehre wie ein Sohn in seinem Hause, er sei eine Seele von Mensch mit lobens-

werten Grundsätzen. — Als dann dreiviertel Jahr später Oßchen der Jüngere nach bestandenem Examen zurückkehrte und von dem älteren Oßchen einem Verhör unterzogen wurde, hatte der Assessor geschmunzelt: „Die Meta Knauth?! Etwas leicht, Papa. Ein streng alertes Mädchen. Aber ganz nett."

Die Eltern Gnattschke bauten auf dieses Schmunzeln. Wenn Meta etwas leicht war, so würde das jüngere Oßchen dem schon abhelfen. Von dem Begriff „streng alert" hatten sie eine durchaus irrtümliche Vorstellung.

Zwei Jahre vergingen, und Knauths ließen nichts von sich hören. Das jüngere Oßchen, das wußten die Eltern wohl, empfing dagegen recht häufig Briefe aus Berlin, die von verschiedenen Damen geschrieben waren, und eine dieser Handschriften gehörte Meta Knauth. Denn sie schrieb sich regelmäßig als Absenderin auf die Rückseite des Briefumschlages. Auch fuhr, so zu den großen Feiertagen und zu den kurzen Ferien, das jüngere Oßchen gelegentlich nach Berlin. Die klugen Eltern fragten nicht und dachten sich ihren Teil.

Die Vorsehung hatte es nun so gefügt, daß gerade zur gleichen Zeit, als Amtsgerichtsrat Gnattschke in das Abe ging, auch Herr Geheimrat Knauth seinen Abschied genommen hatte. Herr Knauth teilte dies in einem ziemlich frostigen Brief seinem Jugendfreund Gnattschke mit, erwähnte, daß er dabei die dritte Klasse des roten Adlerordens erwischt hätte, und fügte hinzu, daß er in den nächsten Tagen — es war im Oktober — mit Frau und Kind für einige Wochen nach Meran gehen wolle. Sein Töchterchen sei lange nicht herausgekommen, und er hoffe für sie auf einige Anregung.

Das ältere Oßchen zeigte den Brief Mama Malwine, die ihn las und fragend aufsah, worauf das ältere Oßchen mit hochgezogenen Augenbrauen minutenlang den Zeigefinger erhob.

„Mama, wir laden Knauths ein."

Und Amtsgerichtsrat Gnattschke schrieb an seinen Jugendfreund einen launigen Brief: Es wäre ja nur ein kleiner Umweg, und Knauths müßten sie notwendig

auf ein paar Tage besuchen. Es sei gerade hier der herrlichste Herbst der Welt: Im nahen Harz brüllten die Hirsche zur Brunft. Sein altes Jägerherz sei erwacht, und Knauth sei doch gewiß auch Jäger. Es gäbe nichts Großartigeres als diesen königlichen Schrei in den Wäldern. Und so einfach: Man nehme ein Automobil, man sei in zwanzig Minuten mitten im Harz. Die Lichter des Wagens würden abgeblendet, ein paar Flaschen guten Rotweins schnell zwischen den Plaids hervorgeholt, heimlich angestoßen, und: „Puh" brüllte die Naturleidenschaft. Er redete den Freund mit Bruderherz und Jägerherz an, versicherte, daß im Ort ein Hotel wäre, das besser sei als sein Ruf, und schloß mit innigsten Grüßen „von uns allen, auch von Oßchen".

„Wir kommen Mittwoch mittag ein Uhr zwölf, bleiben bis Freitag früh sechs Uhr, Gruß, Knauths," kam die telegraphische Antwort.

Es sollte eine Überraschung für das jüngere Oßchen sein. Doch am Dienstag abend, als sie zu dritt gemütlich beisammen saßen, konnte das ältere Oßchen nicht an sich halten, schmunzelte und schmunzelte und sagte schließlich: „Oßchen, weißt du, wer morgen mittag hier eintrifft? Knauths."

Das jüngere Oßchen saß, wie es sich für einen Burschenschafter gehört, in schlafrockähnlichem Gewande mit seiner Pfeife zurückgelehnt in seinem Stuhl und hatte die Zeitung gelesen. Er warf die Zeitung klatschend auf den Tisch: „Da schlägt's dreizehn." Und dann hielt er sich, geschüttelt von elementarer Lustigkeit, den Bauch: „Papa, ist das dein Ernst?"

„Ja," sagte das ältere Oßchen unbeirrt, „mein lieber Jugendfreund Knauth, seine liebe Frau und seine liebe Tochter Meta. Mama und ich freuen uns schon seit drei Tagen darauf."

Das jüngere Oßchen war ganz fassungslos. „Die Knauths? Ja ... hat denn der alte Knauth noch mal an dich geschrieben?! ... Ja ... ich denke, wir sind doch spinnefeind? ... Ich habe doch nicht einmal meinen Abschiedsbesuch bei Knauths gemacht, als ich von Berlin fortging ...

Nu, sag' mal, und die alte Giftspinne, die Madame Knauth, und die Meta kommen auch?!"

Der alte Herr Gnattschke nickte nur bedeutungsvoll.

„Herrliche Geschichte, Papa ... das kann ja ganz entzückend werden ... Und da soll ich mit dabei sein?"

„Aber natürlich, Oßchen. Gewissermaßen die Hauptperson."

„Hauptperson ist gut. Hauptperson ist sehr gut. Also sie kommen; den Spaß sehe ich mir an."

„Die Frau Geheimrat scheint wohl nicht besonders liebenswürdig zu sein?" fragte ängstlich Mama Malwine.

„Ich sage nichts, Mama, ich bin stumm wie das Grab. Ich schlage symbolisch Rad und sage bloß: Friede sei mit euch!"

Das ältere Oßchen war gekränkt. „Mein lieber Eduard kommt auf anderthalb Tage, mein Jugendfreund gibt mir die Ehre seines Besuches. Ich hoffe von dir, Oßchen, daß du dich anständig und unserem Erwarten entsprechend benehmen wirst."

Nun war auch das jüngere Oßchen gekränkt. „Ich benehme mich immer höchst anständig. Übrigens will ich bemerken, daß dein Jugendfreund Emil und nicht Eduard heißt."

„Also mein Jugendfreund Emil kommt. Mag er meinetwegen Emanuel heißen. Wenn er dir nicht wohlwollte, würde er nicht kommen. Ich hoffe, du wirst das beherzigen."

Und das ältere Oßchen hob den Zeigefinger und verharrte minutenlang in dieser Stellung.

Schade. Das jüngere Oßchen hatte ausgerechnet am anderen Vormittag, als die Gäste eintreffen sollten, eine unaufschiebbare Sitzung. Mama Malwine stand vom frühen Morgen in der Küche, und das ältere Oßchen begleitete das jüngere, als es sich nach dem Kaffee zur Sitzung aufmachte, bis in den Korridor, wo es beschwörend die Hände hob: „Liebes Oßchen, bitte, tu mir den Gefallen, benimm dich anständig."

So waren also bloß das ältere Oßchen und Malwine auf dem Bahnhof, als Knauths eintrafen. Richtig, da waren sie: Der lange dürre Geheimrat Knauth mit grauem Vollbart, die kleine kugelrunde Frau Geheimrat in Boa und Federhut, und dahinter, hübsch, blond, belustigt, in himmelblauem Herbstkostüm, die Meta.

Das ältere Oßchen schwenkte von weitem in kreisenden Bewegungen das grüne Filzhütchen, avancierte in Galoppsprüngen und begrüßte den alten Bundesbruder, wie es bei Burschenschaftern üblich ist, mit schallendem Bruderkuß. Die Damen verneigten sich voreinander steif und eilig, taxierten sich gegenseitig mit prüfendem Blick und versicherten herzlichste Freude. Das ältere Oßchen konnte sich nicht beruhigen, daß die stattliche Blondine „schon so groß" sei. „Komm, mein Kind," sagte er und gab ihr einen väterlichen Kuß.

„Aber Oßchen ... Sehn Sie, so ist er," wehrte Mama Malwine ab.

Die dicke Frau Geheimrat Knauth lächelte schonend.

Nun sah sich die junge Dame um: „Und wo ist denn das Üz?"

„Aber Meta," sagte Papa Knauth.

„Na, wo das Üz ist ..."

Herr und Frau Amtsgerichtsrat Gnattschke waren ratlos. Wenn ihnen der Begriff „streng alert" schleierhaft gewesen war, so klang ihnen das Wort Üz chinesisch.

„Bitte, was meint das Kind, lieber Emil?" fragte das ältere Oßchen.

„Sie meint deinen Herrn Sohn, lieber Gnattschke. Er scheint wohl nicht anwesend zu sein?!"

❈ ❈ ❈

Schade, es regnete in Strömen. Jedenfalls war das Essen gut. Der Platz neben Meta blieb zunächst offen. Gleich nach der Suppe aber erschien das jüngere Oßchen. Man mußte es ihm lassen: rasiert und frisiert, in einem neuen Straßenanzug und eleganter Krawatte, wie aus dem Ei gepellt. Er war trotz etwas Körperfülle eine gute Erscheinung. Herr und Frau Knauth begrüßten ihn mit strengem Wohlwollen: „Lieber Herr Gnattschke," sagte Herr

Knauth und sonst nichts. Frau Knauth sagte nicht einmal das. Aber Meta verzog Mund, Nase, Stirn und Augen wie ein Gassenjunge, reichte ihm anstatt der Hand den Zeigefinger und sagte: „Tag. Da sind wir."

Worauf Oßchen der Jüngere sich schnell auf seinen Platz setzte und wie ein Droschkengaul, der sich beobachtet fühlt, den Kopf senkte.

Es gab Bachforellen, und Frau Geheimrat Knauth erzählte, daß die Wohnungen in Berlin reichlich teuer wären, aber man hätte doch auch etwas von seiner Wohnung. Nein, den üblichen Komfort der Großstadt könne sie doch nirgendwo missen. Eingemauertes Bad, stets heißes Wasser, na, und so. Berlin sei eben Berlin.

Das alte Oßchen hob sein Glas: „Also prost, mein lieber Emil. Herzlichen Dank, daß du gekommen bist. Wir haben uns lange nicht gesehen. Aber wir sind die Alten geblieben. Es lebe Teutonia Schwarzgoldrot."

Herr Knauth hatte gleichfalls sein Glas erhoben. „Man kann sagen: dreiunddreißig Jahre, lieber Gnattschke. Unsere studentischen Trinksitten, auf welche du anzuspielen scheinst, haben sich in meinem späteren Leben nicht bewährt. Es ist ja nicht jedem beschieden, lieber Gnattschke, die höheren Würden seiner Laufbahn zu erreichen. Du entsinnst dich wahrscheinlich, daß ich vor fünfunddreißig Jahren dich auf die höheren Ziele verwies. Wenn ich jetzt meinen Abschied nahm, lieber Gnattschke, so geschah das meiner lieben Frau zuliebe. Der Minister äußerte mehrfach den Wunsch, mich ganz in seiner Nähe zu haben. Doch Familie geht vor. Ich danke dir für die gastliche Aufnahme. Es hat sich gerade noch gut getroffen. In drei Tagen beginnen wir die Kur." Und er fügte zur Aufklärung hinzu: „Ich habe Klara und Meta eine Traubenkur in Meran verordnet."

Und die Frau Geheimrat sagte: „Meran ist zwar ein wenig teuer. Aber man hat doch etwas davon."

Und das jüngere Oßchen sagte: „Es ist nur gut, Papa, daß du nicht Präsident geworden bist. Dann wärest du jetzt längst dem Greisenbrand verfallen und hättest vielleicht schon einen Schlaganfall gehabt."

Es gab Rehrücken, und Frau Gnattschke wurde gesprächig. Nun ja, sie könne mitreden. Sie sei auch beinahe Berlinerin. Aus Frankfurt a. O. Für das Gemüt sei eine kleine Stadt zweifellos förderlicher. Man könne so herzlich seinen Freuden leben. Vier Zentner Gravensteiner brachte der Garten; im Frühling hatten sie so viel Erdbeeren gehabt, daß sie den Bekannten hatten abgeben können. Und dann auch ein Vorzug: nur sympathische Leute im Bekanntenkreis. Käme mal, was nicht zu vermeiden sei, eine unsympathische Figur hierher, dann zeige sich der Korpsgeist. Unsympathische und überhebliche Leute würden einfach ekelhaft behandelt.

Die Frau Geheimrat lächelte schonend. „Aber die Intelligenzen, Frau Amtsgerichtsrat, die notwendigen Intelligenzen ...“

Frau Malwine schwieg. „Dafür sind wir da,“ sagte das jüngere Oßchen, wie ein Sekundant auf der Mensur.

Papa Knauth hob sein Glas: „Lieber Oskar, wir sind dir für deine Einladung wirklich dankbar. Ich trinke auf dein Wohl.“

Und dann gab es Eisbaisers, und dann gab es Sekt.

„Die Eltern,“ sagte Meta Knauth fröhlich und hob ihre Stubsnase, „die Eltern reisen nämlich bloß,“ und sie kicherte, „weil ich im letzten Winter vier Paar Schuhe durchgetanzt habe, sie meinen, das sei noch etwas zu früh ...“

Das jüngere Oßchen freute sich. „Nun, Sie sind doch bald vierundzwanzig.“

Die Frau Geheimrat Knauth überhörte das. „Ja, das Kind hat recht. Emil fand das direkt gesundheitsschädlich. Denken Sie, beinah jeden Abend im vergangenen Winter war das Kind auf Bällen. Wir haben einen so sehr ausgedehnten Bekanntenkreis ...“

„Aber es hat noch keiner angebissen,“ sagte das jüngere Oßchen und feixte.

„Ihr Wohlsein, Herr Assessor Gnattschke.“ Papa Knauth trank auf sein Wohl. —

Schade, es regnete. An einen Ausflug in den Harz war nicht zu denken. Es regnete Schornsteinfeger. Die alten Herren setzten sich also zu einer Zigarre in das

Studierzimmer. „Wir müssen uns beide mal aussprechen, lieber Emil,“ sagte das ältere Oßchen und schlug seinen Jugendfreund herzhaft auf die Schulter.

Die beiden alten Damen setzten sich in den Salon.

Oßchen und Meta blieben im Eßzimmer sitzen.

Das blieb zwei Stunden so. Den drei getrennten Lagern wurde Kaffee serviert, und die älteren Herrschaften entbehrten aufs peinlichste den gewohnten Mittagsschlaf. Es gab in den ganzen zwei Stunden nur eine einzige unliebsame Störung: Herr Gnattschke hatte die Unvorsichtigkeit, sich als streng freisinnig zu bezeichnen, worauf Herr Knauth laut wurde. Nach ein paar bedenklichen Minuten versank wieder alles in Flüstern.

Und als nach zwei Stunden die beiderseitigen Eltern in das Eßzimmer traten und als dort mit roten Köpfen das junge Paar saß — nein, ein handgreifliches Ereignis hatte diese Unterhaltung freilich nicht gehabt. Aber die Parole stand klar in den Sternen geschrieben: Aut oder Knauth.

Dann gingen die drei Herren, stolz und aufrecht der Geheimrat, weil er konservativ, recht bedrückt Herr Gnattschke, weil er freisinnig, und mit dem Stöckchen fuchtelnd und zufrieden der Sohn, weil es auf ihn ankam, — dann gingen sie also zum Abendschoppen in das Museum, wo nach schöner deutscher Sitte die Honoratioren bei Wein und Bier beisammen saßen. Sie kamen statt um acht Uhr erst um neun Uhr zum Abendessen, wurden nicht gerade freundlich empfangen, und es gab Wurst und Aufschnitt. Dann sollte Meta singen. Aber sie wollte nicht.

Das jüngere Oßchen brachte die Herrschaften zum Hotel. —

„Oßchen,“ sagte Amtsgerichtsrat Gnattschke, als der Sohn zurückgekommen war, „die Mama liegt bereits im Bett und hat Migräne. Sie hat sich zu sehr über die Frau Knauth geärgert. Daß der alte Knauth ein Esel ist, na ja, wir sind unter uns. Aber er hat einfließen lassen, daß er der Meta mindestens dreitausend Mark jährlichen

Zuschuß geben kann. Greif zu, mein Sohn. Greif zu. Das Mädchen ist für dich."

„Lieber nee, Papa," sagte der jüngere mit Ernst. „Friede sei mit dir. Ich bin für die Ehe noch zu spielig."

❀ ❀ ❀

Anderen Tags war herrlichstes Wetter. Anderen Tags hatten Knauths, um sich zu revanchieren, zum Essen in das Hotel eingeladen.

Um ein Uhr kamen die drei Gnattschkes an, alle drei mit Bergstöcken und Lodenkostümen, verwundert begrüßt von der feierlich gekleideten Familie Knauth. Der Beginn des Diners brachte eine kleine Peinlichkeit: Herr Knauth und Herr Gnattschke hatten sich nämlich die Sehenswürdigkeiten der Stadt angesehen, und Fräulein Knauth und Herr Assessor Gnattschke hatten dasselbe getan ...

„Sie müssen mir nun erzählen, lieber Herr Gnattschke," sagte Herr Knauth jovial, „wo Sie eigentlich waren. Mein Töchterchen wußte keine klare Auskunft zu geben."

Der junge Herr Gnattschke entfaltete seine Serviette, legte sich behaglich in seinen Stuhl zurück und erzählte: „Nun ja, zuerst ein Rundgang durch die Stadt. Von zehn bis elf Uhr besichtigten wir das Museum. Von elf bis zwölf waren wir in unserer mit Recht so beliebten Gemäldegalerie. Und zwischen zwölf und halb eins besichtigten wir unseren katholischen Dom. Nicht wahr, Fräulein Knauth? Die Zeit könnte stimmen."

„Jawohl, Herr Gnattschke," sagte Meta und schlug die Augen nieder.

Etwas stimmte hier aber nicht. Die beiden alten Herren hatten nämlich zufällig genau zu denselben Stunden dieselben Sehenswürdigkeiten besichtigt.

Frau Geheimrat Knauth sah scharf auf. Sie witterte Verrat.

Papa Knauth sagte mit mildem Vorwurf — es wurde gerade Kaviar serviert —: „Liebe Meta, ich will nicht hoffen. Du kennst mich."

Meta wurde brennend rot. Das jüngere Ozchen sah gleichmütig auf und stärkte sich mit einem Schluck Rhein-

wein. „Garantien bezüglich der Zeitfolge können nicht gewährleistet werden, Herr Geheimrat."

Das ältere Oßchen trat seinen Sohn unter dem Tisch herzhaft auf den Fuß.

„Friede sei mit euch," sagte das jüngere Oßchen und schaute wie mondsüchtig darein.

„Und hat Ihnen unsere liebe Stadt gefallen, Fräulein Meta?"

„Eine reizende Stadt. Zu hübsch —. Wirklich reizend, Onkel Oßchen, ich bin ganz entzückt ..." sagte Meta befreit.

„Sehen Sie, das freut mich innig, daß Sie das sagen, liebes Fräulein Meta. Man kann sich hier so hübsch einleben ... Es freut mich wirklich innig ..." Und als er sah, daß Mama Malwine griesgrämig auf ihren Teller sah: „Freut es dich nicht auch, Mama?"

„Na, gewiß doch, Oßchen. Ich fühle mich hier sehr wohl."

Es gab ein großes Diner. Es waren nicht Knauths, es war das ältere Oßchen, das immer wieder seinen Stolz fühlbar machte, daß in der Stadt unvorbereitet so etwas geleistet werden konnte.

Kaviar ... Und Rheinsalm ... und garnierte Kalbskeule ... und Hummer ... und junge Gans ... Rheinwein und erstklassiger französischer Rotwein und Henkel trocken ... Schade, Frau Geheimrat Knauth, die zu seiner Rechten saß, schwieg. Sie sagte drei Gänge lang kein Wort. Dafür glühten Meta und Mama Gnattschke wie Päonien.

„Reizend gemütlich," sagte das ältere Oßchen, das von einer Verlegenheit in die andere fiel, „auf dein Wohl, altes Jägerherz," womit er Herrn Knauth meinte.

Doch Herr Knauth sagte langsam: „Lieber Oskar, ich muß es dir leider sagen, ich habe noch nie eine Flinte in der Hand gehabt. Ich halte es sogar für eine Unsitte, harmlosen Tieren des Waldes aufzulauern und sie von verständigen Menschen töten zu lassen. Es scheint, du hast Vergnügen daran?"

Das ältere Oßchen war bekümmert. Aber nein, „ausgeübt" habe er die Jagd freilich nicht. Aber auf die alten

Tage noch einmal, so wie die wohlhabenden Stadträte, Jäger zu werden, das war immer seine Passion gewesen. Hielt er nicht seit Jahren eine Jagdzeitung? Saß er nicht jede Woche zweimal an einem Stammtisch, wo bloß Weidmänner verkehrten?

„Papa ist ein wilder Nimrod, Herr Geheimrat," sagte das jüngere Oßchen schnell. „In Berlin ist solche Passion zwar nicht zu erlernen. Prost, Papa."

„Prost, Oßchen."

Als sie sich erhoben und die beiden Gnattschkes, Vater und Sohn, einen Augenblick allein waren, meinte das ältere Oßchen: „Ich finde, Oßchen, es fehlt leider an der rechten Stimmung. Aber eigentlich, Oßchen, die Knauths sind schuld daran. Ich finde, du hast dich tadellos benommen bisher."

Sein Gesicht war ängstlich und verzagt.

Der Sohn hielt die Zigarre im linken Mundwinkel und schien durch die Ereignisse gänzlich unberührt. „Das sind so Sachen, Papa. Morgen früh sechs Uhr sind wir die geliebten Knauths los. Laß mich nur machen. Uns dreien soll kein Haar gekrümmt werden. Wenn es zum Krach kommt, so schiebe nur alles auf mich."

✠ ✠ ✠

So gegen drei Uhr mittags ging es in den Harz. Von einer Fahrt im Automobil war zwar nicht das Gespräch, auch nicht vom wohltemperierten Rotwein. Man benutzte die Harzquerbahn, und man fuhr dritter Klasse.

Preußische Beamte wissen genau, was sie tun, wenn sie dritter Klasse fahren.

Herr Gnattschke hatte nicht zu viel versprochen. Knapp in einer halben Stunde waren sie mitten im Gebirge. Da stand, bunt in rot und gold, bronzebraun, kupferfarben, hellgelb wie poliertes Messing, zitronengelb, schwarzgrün, hellgrün, goldglühend, der herbstliche Wald. Da war hochaufgeschichtetes Laub, das wie Rauschgold unter den Füßen raschelte, da waren frische, sammetgrüne Wiesen, junge Tannenschonungen mit starren Spitzen, Buchenbestände mit weißblauen Stämmen, gezacktes Porphyrgestein, das sich verwittert aus dem Waldboden aufreckte, und in der Fern-

sicht dunkelblaue, hellblaue, in feinsten Linien verschwimmende Höhenzüge.

Die Knauths hatten vor der Abfahrt ihre Reisekleider angelegt. Vorneweg gingen in Eile die beiden alten Herren, in Lodencapes gewickelt, mit spitzen Bergstöcken wie Pilger aus dem Tannhäuser vorwärts stapfend. Das ältere Oßchen, das ein wenig kurzatmig war und mit den langen Beinen des Freundes nicht Schritt halten konnte, blieb alle fünf Minuten stehen und hob beschwörend seinen mit eiserner Spitze beschlagenen Stock: „Altes Jägerherz, ist das nicht herrlich? Kannst du es mir verdenken, daß ich dieser Berge wegen meine Karriere geopfert habe?"

In zweiter Reihe folgten die beiden Mütter. Sie hatten seit Beginn der Fahrt einen neutralen Gesprächsstoff gefunden: Die innere Mission.

Dreißig Schritt hinter ihnen folgten Oßchen und Meta. Oßchen trug das Jackett der jungen Dame, ein höflicher Kavalier in Sportanzug und flacher Mütze.

Nach einer halben Stunde Weges langte die Gesellschaft in dem beliebten Hotel „Netzkatze" an.

Herr Amtsgerichtsrat Gnattschke machte Programm: Um sechs Uhr Abmarsch zum Waldhaus. Um acht Uhr konnte man da sein. Er hatte sich telephonisch erkundigt: vor neun Uhr brüllten die Hirsche nicht. Also konnte man vorher im Waldhaus gemütlich zu Abend essen. Sechs Wiener Schnitzel waren bereits bestellt. Von neun bis elf Uhr hörte man die brüllenden Hirsche. Um elf Uhr brachte sie dann ein Knecht aus dem Waldhaus bis zur Bahnstation Thalmühle. Um Mitternacht war man zu Hause. Auf dem Bahnhof daheim nahm man noch einen Steigbügeltrank zum Abschied. Knauths würden entschuldigen, daß Gnattschkes morgen nicht um sechs Uhr zur Abreise gegenwärtig sein würden. Die Frage, ob das jüngere Oßchen sich auf dem Bahnhof einfinden würde, blieb offen. — Das war das Programm.

Vorläufig aber wurde Kaffee getrunken. Papa Knauth dichtete auf Postkarten mit Ansicht. Papa Gnattschke, der Gute, war bereits ganz dem Genuß des bevorstehenden Hirschbrüllens hingegeben. Er saß kaum, um an die Tür

zu laufen und nach dem Wetter zu sehen. Er stand kaum, um zurückzulaufen und alle an die Tür zu holen. Drüben auf dem Berg leuchtete der Herbstwald in funkelndem Sonnenschein. Alle mußten es sehen. Er war ratlos, wie er seiner Begeisterung Herr werden sollte. Der Papa Knauth hatte nichts anderes mehr im Kopf als seine selbstgedichteten Verse. „Ich muß dir das jetzt mal vorlesen, lieber Oskar."

Mama Malwine faßte ihren Mann unter und sah verklärt in das Licht. „Du bist mein gutes, dickes Oßchen."

Das junge Paar stand da und kicherte weltfremd und vorschriftsmäßig. Das alte Oßchen sah es mit Freude: Machte er nun nicht etwa dem Mädchen den Hof? Tauschten sie etwa nicht verliebte Blicke? War etwa nicht die Meta begeistert von Oßchen? Er wollte ihm zur Hochzeit die Schlipsnadel mit dem Brillanten schenken, er wollte ein zärtlicher und glücklicher Schwiegervater sein. Die Aktien stiegen: Aut oder Knauth.

Und dann wurde es langweilig.

Als man um sechs aufbrach, ordnete sich der Zug in der gleichen Rollenverteilung: die beiden alten Herren voraus, dann die beiden alten Damen; dann das junge Paar. Die Abstände verschoben sich rasch. Die beiden alten Herren gingen zu schnell. „Hu-u!" riefen die beiden Damen durch die hohlen Hände. Die alten Herren blieben stehen und warteten. Man verabredete, langsamer zu gehen. Man sah sich nach den Kindern um; doch die waren augenscheinlich weit zurückgeblieben. „Oßchen geht immer langsam," sagte Mama Malwine.

Wieder gingen sie eine halbe Stunde Weges, wieder verschoben sich die Abstände. Die beiden alten Herren warteten, bis die Damen kamen. Sie ruhten zu viert, auf dem Felsgestein sitzend, aus. Nach einer viertel Stunde sagte Papa Knauth und sah nach der Uhr: „Kommen denn die Kinder immer noch nicht?"

Das alte Oßchen hatte eine Zigarre angezündet, freute sich der Landschaft und seines wohlgelungenen Programms und war restlos glücklich. „Du brauchst dich nicht zu beunruhigen, lieber Emil," sagte er sanft. „Oßchen kennt hier

jeden Weg und Steg. Daß die Kinder sich verirren, ist gänzlich ausgeschlossen."

Dann brach man auf. Papa Knauth beunruhigte sich aber doch. Er sagte sogar im Weitergehen etwas von Unschicklichkeit; was das alte Oßchen gutmütig überhörte. War es denn nicht eine feine Partie? Gab es einen schöneren Tag als heute? Sah das junge Oßchen nicht wie der feinste Kavalier aus und benahm er sich nicht höchst, wirklich höchst anständig? Die Knauths mußten einen vorteilhaften Eindruck mit fortnehmen.

Da brach — hast du nicht gesehen — ein Rudel Hirsche durch den Wald, daß das Holz krachte. Es kam so plötzlich, daß Papa Knauth hinter einen Baum flüchtete und das alte Oßchen, das Jägerherz, den mit Stahlspitze versehenen Stock unbewußt zum Angriff in die Seite stemmte.

„Herrlich," sagte nach einer Weile hochaufatmend das alte Oßchen. „Emil, wie ist dir?"

„Lieber Oskar, ich verhehle nicht, daß dieses Erlebnis hätte gefährlich werden können. Ich habe natürlich nicht die geringste Angst gehabt. Doch bitte, erzähle es nachher nicht meiner Frau. Du weißt, wie Frauen sind. Ein Hirsch in dieser unvernünftigen Zeit ist zu allem fähig. Es beunruhigt mich überdies, daß die Kinder nicht da sind. Meta hat ein helles Kleid an, und vielleicht sind die Hirsche auf helle Kleider scharf."

„Laß sie doch, Emil," sagte das alte Oßchen pikiert. „Die Kinder haben natürlich miteinander zu sprechen. Nach so langer Trennung. Das ist doch erklärlich. Außerdem sind wir gleich da. Wir haben bloß noch ein paar Minuten."

Das Programm klappte herrlich: Punkt acht Uhr waren sie im Waldhaus. Kaum fünf Minuten später kamen auch die alten Damen an.

Die beiden Kinder aber waren nicht eingetroffen. „Nun, sie kommen gleich," beruhigte Malwine. „Die Kinder werden sich nicht vielleicht doch verirrt haben?"

„Bewahre." Das alte Oßchen lachte behaglich und hatte Hunger. Der Wirt fragte an, ob er die sechs Wiener



Lady Eden.
Gemälde von Hubert von Herkomer.
Zum Aufſatz: „Frauenſchönheit in der modernen Malerei.“

Schnitzel gleich auftragen dürfe. Es sei alles fertig. „Ich denke, wir fangen an," meinte das alte Oßchen. „Die Kinder müssen ja jeden Augenblick eintreffen, lieber Knauth. Du kannst ganz ruhig sein."

Der liebe Knauth aber war durchaus nicht ruhig. Er rühre eher keinen Bissen an, als bis seine Tochter hier sei. Er trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte, er sah nach der Uhr: „Es ist bereits viertel nach acht."

Mama Malwine überlief es heiß und kalt. Auf ihren Wunsch trat man ins Freie. Vielleicht hörte man bereits etwas von den Hirschen.

Draußen war es stockdunkle Nacht geworden, und außerdem wehte es empfindlich kühl. Das ganze Gelände war mäuschenstill. Herr Geheimrat Knauth trat ungeduldig von einem Bein auf das andere. Er knurrte hörbar etwas von Unvernunft und Hundekälte und daß ihm so etwas über die Hutschnur ginge.

„Komm, lieber Emil, wir trinken einen Grog," sagte das alte Oßchen. „Das macht warm."

Der liebe Emil fügte sich widerwillig. Aber kaum saß er wieder im Gastzimmer, als er zu seinem Unglück wieder nach der Uhr sehen mußte. Es war halb neun. Er sprang wortlos auf, rannte durch das Gastzimmer, knallte die Tür zu und brüllte von dem Treppenabsatz wie ein Berserker durch die hohlen Hände: „Meta!" Der Wirt sprang heraus und verwarnte ihn ernstlich. Wenn man die Hirsche hören wollte, müßte man sich gefälligst ruhig verhalten. Da wurde aber Herr Knauth grob. Er sei es nirgendwo gewohnt, sich Vorschriften machen zu lassen. Er müsse sich das ernstlich ausbitten. Doch auch das Rufen half nichts.

Um dreiviertel neun mußten die Schnitzel gegessen werden. Der Wirt trug selbst auf und fragte freundlich, ob die Herrschaften ein Glas Rheinwein wünschten. Rheinwein sei hier üblich. Seine kaiserliche Hoheit der Kronprinz hätten im vergangenen Jahr diesen Rheinwein ganz besonders belobt.

Das alte Oßchen wagte nichts zu erwidern.

„Na, das fehlte gerade noch," fuhr Herr Knauth den Wirt an. Er sah zornig zu ihm auf, als ob er ihm an

die Gurgel fahren wollte. „Ich bin gerade so in der Stimmung ..."

Er rührte keinen Bissen an. Nach ein paar Minuten — er hielt jetzt die Uhr in der Hand — schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller klirrten, und rief: „Ich finde das unerhört."

„Aber lieber Knauth ..."

„Ach was ... lieber Knauth ... hat sich was, ... lieber Knauth ... Ich muß dir doch endlich mal sagen, mein guter Gnattschke ... Dein Sohn hat sich in Berlin durchaus nicht so aufgeführt, daß man ... daß wir ... Ich drücke gern mal ein Auge zu ... Aber was zu arg ist, ist zu arg ... Jawohl, mein lieber Gnattschke, ich habe leider die Beweise ... jawohl, ich habe sie ... Dein Sohn ist nämlich ein Schürzenjäger, lieber Gnattschke, wenn du das nicht wissen solltest ... und ich kann es und werde es nicht dulden, daß er in dunkler Nacht mit einem anständigen jungen Mädchen allein im Walde herumzieht."

Doch nun wurde auch das alte Oßchen eklig: „Lieber Knauth, ich bin bereits aus unserer Studentenzeit gewohnt, daß du oft haltlose Behauptungen aufstellst ... ich muß doch aber sehr bitten ... wirklich sehr bitten, daß du die Charaktereigenschaften meines Sohnes ..."

Mama Malwine unterbrach: „Überhaupt ... ein junges Mädchen kann sich von alleine schützen ... Ganz von alleine ... Das sage i c h."

Dagegen war nichts einzuwenden. Papa Knauth schwieg für ein paar Minuten.

Doch jetzt kochte es in Frau Knauth, und nun schwang sie das Kriegsbeil. Sie sah niemanden an, um ihren Mund kamen böse Falten. „Ihr Herr Sohn, gnädige Frau, hat sich in Berlin in einer Weise aufgeführt, ich kann sagen in einer Weise, ... bitte, lieber Knauth, du bist Zeuge. Bitte, sag' es der gnädigen Frau, wie sich der Herr Sohn aufgeführt hat ..."

„Liebe Frau Knauth," sagte Malwine, „ich kann nur wiederholen, daß daran doch nur die Mädchen schuld haben. Ein gesittetes Mädchen vergißt sich n i e. Zu meiner Zeit haben wenigstens junge Mädchen aus guter Familie nicht

mit fremden jungen Herren heimliche Briefe gewechselt, wie ich das zu meinem Bedauern bei Ihrer Fräulein Tochter konstatieren mußte ..."

Jetzt war der Kampf bei den Damen ausgebrochen. Die Herren schwiegen bedrückt. Der Regulator an der Wand stand auf neun Uhr.

Frau Knauth bedurfte einiger Zeit, um sich zu sammeln.

„Ich denke, wir gehen, lieber Knauth. Wir machen uns auf und suchen unsere Tochter. Man kann ja dann unten am Bahnhof wieder zusammentreffen. Wir finden mit Gottes Hilfe den Weg. Du weißt, lieber Knauth, was ich dir noch gestern über den jungen Herrn Gnattschke gesagt habe und wie wenig ich mit dieser Reise einverstanden war. Herr Gnattschke paßt nicht in unsere Kreise ..."

Frau Malwine lachte Hohn. „Ganz meine Meinung, ganz unsere Ansicht, liebe Frau Knauth."

„Schweig doch, Malwine," sagte das alte Oßchen.

In diesem Augenblick wurde rasch die Tür geöffnet, und da stand in aller Gemütlichkeit der junge Herr Gnattschke. Hinter ihm schuldbewußt und ein wenig zerzaust das Fräulein Meta Knauth.

Ein lebendes Bild, das sich rasch verschob. Denn der junge Herr Gnattschke sagte jovial: „Friede sei mit euch," und hing gemächlich seinen Mantel auf. „Übrigens, Herrschaften, die Hirsche brüllen ... das ganze Waldtal donnert ... Fräulein Knauth und ich wollten uns das Schauspiel nicht entgehen lassen ... Wir haben reichlich eine halbe Stunde hier dicht am Hause auf einer Bank gesessen ..."

Eine schwer glaubliche Behauptung freilich, doch es geschah keine Erwiderung. Durch die offene Tür hörte man bis in das Zimmer die langgezogenen Brunftschreie. Frau Knauth war bereits im Mantel.

„Sie müssen sich das anhören, Herr Geheimrat," sagte das jüngere Oßchen warm. „Aber kein lautes Gespräch ... wir müssen auf Zehenspitzen bis an die Wiese gehen ..."

Herr Knauth sagte nichts und griff nach Hut und Mantel. Jetzt kleideten sich auch Herr und Frau Gnattschke an.

Der Wirt stand am Eingang. „Wir kommen wieder ..." rief das ältere Oßchen.

Und da brüllten wahrhaftig die Hirsche. „Puh," scholl es drohend, unheimlich und gewalttätig aus dem Wald. „Puh," dumpf klagend, Naturschrei, Elementargewalt.

Auf Zehenspitzen schlichen sie in die Dunkelheit, voran die drei Knauths, in größerem Abstand die drei Gnattschkes.

„Puh," scholl es dröhnend. „Puh ... Pu ... u ... uh."

Dem alten Herrn Gnattschke ging es wie dem alten Herrn Knauth. Der eine wollte mit seinem Sohn, der andere mit seiner Tochter sprechen, um eine Lösung zu erfahren, und beide sahen in dem Schweigen ihrer Kinder ein gutes Zeichen.

Nach zehn Minuten hatten sich die drei Gnattschkes an die drei Knauths herangepirscht.

„Da steht der Leithirsch, Knauth," flüsterte erregt das alte Oßchen. „Da steht der alte Bursche, da rechts ... Aber sieh doch hin ... da rechts ... links von der großen Tanne ..."

Doch die anderen sahen nichts.

„O Jägerherz," sagte das alte Oßchen und schnaufte. „O Jägerherz."

„Puh," scholl es wieder. Und nun vielstimmig, drohend, in ängstlicher Nähe.

Doch auf einmal verstummte das Brüllen. Man wartete lautlos noch einige Minuten. Hinter ihnen stand der Wirt: „Die Herrschaften sind zu laut gewesen. Die Herrschaften haben die Hirsche verscheucht."

„Na endlich," sagte Frau Knauth laut. „Ich weiß nicht, ich friere."

Herr Knauth ging mit dem Wirt voran und rief: „Komm, Meta."

Ganz langsam folgten die drei Gnattschkes. „Sag' mal, Oßchen," flüsterte der alte Amtsgerichtsrat, „ist es denn nu was mit der Meta? Darf man schon gratulieren? Ich muß das nämlich jetzt wissen."

„Ich denke ja gar nicht daran," sagte das jüngere Oßchen und steckte sich eine Zigarre an. „Und wenn er sich

auf den Kopf stellt, ich heirate das Mädchen nicht. Er kann mir nichts beweisen. Aber auch gar nichts."

Das ältere Oßchen stützte sich auf seinen Stock und sann einen Augenblick nach. Dann steckte er sich auch eine Zigarre an. Und nach einer Weile Überlegens näherte er sich langsam dem Sohne und stieß ihn vorsichtig in die Seite. „Sag mal ... Oßchen ... Du hast die Meta doch nicht etwa unterwegs abgeküßt ...?"

Worauf das junge Oßchen, das zum heiraten noch zu spielig war, mit einer merkwürdig verschleierten Stimme erwiderte: „Friede sei mit dir, Papa. Feste."

In der Dunkelheit vor dem Wirtshaus zankte sich inzwischen Herr Geheimrat Knauth mit dem Wirt: „Was? Eine Mark achtzig soll ich für das lumpige Schnitzel bezahlen? Hier — und eine Mark achtzig?!"

„Malwine," rief laut das ältere Oßchen. Die Mama kam ängstlich näher. „Nichts, Mama. Wir warten hier. Ich lasse mir diese Behandlung nicht länger gefallen. Wir wollen warten, ob sie uns rufen."

Es dauerte eine ganze Weile. Dann kam der Knecht mit der Laterne.

Das alte Oßchen lugte in die Dunkelheit: „Gehen sie?!"

„Ja, sie gehen, Papa."

„Wir wollen noch einen Augenblick warten ... gehen sie wirklich, Oßchen?"

„Ja, sie gehen, Papa. Adjüs, Meta. Du hättest mir auch Adieu sagen können ... Sie sind gleich am Wald."

„Wir warten noch, bis die Laterne nicht mehr zu sehen ist. Ist sie noch zu sehen, Oßchen?"

„Nein, Papa, nun sind wir sie los."

„Komm jetzt, Oßchen," sagte Mama Malwine, die von allem nur das wenigste begriff.

Das alte Oßchen wiegte sich. Das alte Oßchen hob plötzlich den Stock, drehte sich im Kreise und trällerte, gänzlich unmusikalisch, eine Art Melodie.

„Mama, jetzt sind wir sie los. Was ich dir immer gesagt habe, Mama: Jetzt bin ich Mensch, jetzt will ich's sein. Und zuerst soll jetzt mal Oßchen zu seinem Recht kommen. Oßchen, ein Schnitzel steht für dich bereit. Komm,

Mama, komm, Oßchen, wir trinken jetzt noch rasch 'ne Flasche Rotwein, weil wir drei nun wieder so schön beisammen sind."

„Und der Zug, Oßchen?"

„Mama, wir laden dich ein. Wir gehen durch den Wald bis zur Netzkatze zurück. Gänzlich ungefährlich. Ich bin doch der Schlauste gewesen. Ich habe schon nachmittags gesagt, daß wir vielleicht zurückkämen und daß der Wirt offen halten sollte. Wir wollen doch nicht mit den widerwärtigen Menschen jetzt noch im Zug zusammentreffen?!"

„Nein, Gott bewahre mich," sagte Mama Malwine.

Und so geschah es. Nach einer halben Stunde brachte der Wirt die drei Gnattschkes mit der Laterne bis an den Waldrand.

Er sah ihnen nach, bis sie in der Dunkelheit verschwunden waren.

Der Wirt stand in der Küche und zählte mit seiner Frau die Tageseinnahme zusammen.

Der kleine Stallbursche saß am Küchentisch, eine große Gießkanne neben sich und hatte mit Heißhunger das sechste Schnitzel verzehrt.

Der kleine Stallbursche war ein untersetzter Junge von niedersächsischem Schlag. Seines Zeichens ein Fürsorgezögling, der von Hannover der Waldwirtschaft zur Besserung überwiesen war. Er gab der Gießkanne einen Fußtritt, daß sie in die Ecke flog.

„Nee, Meester, bei zwanzig Pfennig für'n Abend ist dat zu wenig. Ich puste mich die Lungen aus den Halse, und beinah hätt' mir heut abend wieder so'n Biest übergerannt. Dat verdammte Brüllen auf die Gießkanne macht die Biester reine wie verrückt. Man is ja nich mehr seines Lebens sicher, Meester ..."



Auf einer Reise in Asien.

Gedichte von Hermann Hesse

Nachts in der Kabine.

Das Meer klopft an die Wand,
Im kleinen runden Fenster blaut die Nacht
Und atmet heiß mit Wüstenhauch herein.
Ich bin zum zehntenmal erwacht
Und liege still im atemlosen Brand
Und schlafe nimmer ein.
Und wie ein wildes Herz
Stößt die Maschine heiß und stöhnend fort
Und müht sich unerlöst in blindem Schmerz
Durch immer neue Fernen sinnlos fort.

O wessen Herz nicht klar und fest
Und froh ist wie Kristall,
Für den ist solcher Raum kein Nest,
Dem folgt die Sehnsucht und der Heimat
Sorgenschwarm,
Folgt ungestillte Liebe überall
Und macht ihn arm;
Und alles sieht ihn wild und teuflisch an,
Weil er den Feind im eignen Busen trägt
Und nie entrinnen kann.



Gegenüber von Afrika.

Heimathaben ist gut,
Süß der Schlummer unter eigenem Dach,
Kinder, Garten und Hund. Aber ach,
Kaum hast du vom letzten Wandern geruht,
Geht dir die Ferne mit neuer Verlockung nach.
Besser ist Heimweh leiden
Und unter den hohen Sternen allein
Mit seiner Sehnsucht sein.
Haben und rasten kann nur der,
Dessen Herz gelassen schlägt,
Während der Wand'rer Mühsal und Reise-
beschwer
In immer getäuschter Hoffnung trägt.
Leichter wahrlich ist alle Wanderqual,
Leichter als Friede finden im Heimattal,
Wo in heimischer Freuden und Sorgen Kreis
Nur der Weise sein Glück zu bauen weiß.
Mir ist besser, zu suchen und nie zu finden,
Statt mich eng und warm an das Nahe zu
binden,
Denn auch im Glücke kann ich auf Erden
Doch nur ein Gast und niemals ein Bürger
werden.

Kein Trost.

Zur Urwelt führt kein Weg zurück.
Es gibt kein Sternenheer,
Kein Wald und Strom und Meer
Der Seele Trost und Glück.

Es ist nicht Baum noch Fluß noch Tier
Dem Herzen zu erreichen;
Trost wird im Herzen dir
Allein bei deinesgleichen.

Abend auf dem Roten Meer.

Von brennenden Wüsten her
Zittert ein giftiger Wind,
Dunkel wartet das wenig bewegte Meer,
Hundert hastige Möwen sind
Durch die offene Hölle unsre Begleiter.
Blitze reißen kraftlos am Himmelsrand,
Keines Regens Wohltat kennt dieses verfluchte Land.
Drüben aber steht licht und heiter
Eine friedliche Wolke allein;
Die hat uns Gott dahingestellt,
Daß wir nicht länger trostlos sein
Und einsam leiden mögen in dieser Welt.
Niemals will ich die Öde unermessen
Und nie diese quälende Hölle vergessen,
Die ich am heißesten Ort der Erde fand;
Daß aber darüber die lächelnde Wolke stand,
Soll mir ein Zeichen sein für die lastende Schwüle,
Die ich in meines Lebens Mittag mir nahen fühle.

Im malayischen Archipel.

In allen Nächten steht die Heimat nah,
Als wäre sie noch mein,
Vor meinen traumbeglückten Augen da.
Doch muß ich lange noch auf Reisen sein
Und in entlegener Inseln Sonnenglut
Mein Herz zur Ruhe bringen
Und wie ein widerspenstig Kind
Einwiegen und in Schlummer singen.
Und immer wieder ist es ungemut,
Ist nicht zur Ruh' zu bringen,
Ist schwach und wild wie Kinder sind.

Nachts.

Nachts, wenn das Meer mich wiegt
Und bleicher Sternenglanz
Auf seinen weiten Wellen liegt,
Dann löse ich mich ganz
Von allem Tun und aller Liebe los
Und stehe still und atme bloß
Allein, allein vom Meer gewiegt,
Das still und kalt mit tausend Lichtern liegt.
Dann muß ich meiner Freunde denken
Und meinen Blick in ihre Blicke senken,
Und frage jeden still allein:
„Bist du noch mein?
Ist dir mein Leid ein Leid? Mein Tod ein Tod?
Fühlst du von meiner Liebe, meiner Not
Nur einen Hauch, nur einen Widerhall?"
Und ruhig blickt und schweigt das Meer
Und lächelt: Nein.
Und nirgendwo kommt Gruß und Antwort her.

Vor Colombo.

In grünem Licht verglimmt der heiße Tag,
Still geht und fest das Schiff im Wellenschlag.
So still und gleich durch diese Welt zu gehn,
So unbeirrt in Kampf und Nacht zu sehn,
War meiner Reise Ziel, doch lernt' ich's nicht.
Und wartend wend' ich heimwärts mein Gesicht,
Zu neuer Tage Wechselspiel bereit,
Neugierig auf des Lebens Grausamkeit.

Für mich ist Stille nicht und Sternenbahn,
Ich bin die Welle, bin der schwanke Kahn,
Von jedem Sturm im Innersten erregt,
Von jedem Hauch verwundet und bewegt.
So fand ich bis zum fernsten Wendekreise
Mich selber nur und komme von der Reise
Mit aller alten Wandersehnsucht her,
Nach Lust und Leid des Lebens voll Begehr,
Zu neuem Spiel und neuem Kampf gesonnen,
Aus allem Abenteuer ungeheilt entronnen.
Ich bin der Erde, nicht der Sterne Kind,
Unruhig ist mein Sinn, bewegt vom Wind,
Vom Meer geschaukelt und vom Sturm geweckt,
Vom Licht getröstet, von der Nacht erschreckt.
Und ob ich hundertmal im Lebensdrang
Um Weisheit flehte und um Frieden rang,
Stets ruht mein Los gebannt an irdische Zeichen,
Und immer werd' ich meiner Mutter gleichen.

Der Backfisch.

Von Emmi Lewald (Emil Roland).

„Wo sind die Rosen, deren
Blüten mich einst erquickt?!"
Heine.

Es war vielleicht der erfreulichste und erfrischendste Anblick im deutschen Familienbilde, jenes Zwitterding auf der Schwelle von Kindheit und Jugend, jener traditionelle Backfisch, wie er durch die harmlosen Lustspiele und Töchteralbums des vorigen Jahrhunderts ging, wie er in ernsthafte Häuser Lachen und Frohsinn trug und für seine aus Unschuld und Keckheit gemischte Art gleichsam einen von allen Seiten zugestandenen Freibrief besaß, einen Freibrief, ausgestellt auf die zwei kurzen Jahre von vierzehn bis sechzehn, auf eine Art Schonzeit, die das Leben gab, bevor es sein wahres Gesicht, das strenge und unerbittliche, zeigte ...

Der Backfisch stand am Anfang von allen Hindernissen, die es das Schicksal beliebt, jungen Menschen vor die Füße zu rollen. Er hatte sich noch mit keinem Problem auseinandergesetzt. Ganz unbefangen war er und so erquickend harmlos! „Er hatte nichts und doch genug — den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug". Er war die Menschenklasse, auf der jeder sein Auge gern verweilen ließ, die wie Blumenrabatten am Wege wirkte, wie bunte Muscheln am öden Seestrand. Er tat zwar vieles, was sich nicht billigen ließ, aber man war dahin übereingekommen, daß ihm eigentlich niemand recht böse sein konnte — denn die Phase, in der er stand, war ja doch keineswegs das Definitive, sondern nur „Most, der sich absurd geberdete", Lebenslust, die sich noch nicht recht unter die allgemein festgesetzte Decke strecken mochte.

Es gab Backfische, die so sprungbereit dem Schicksal gegenüber, so temperamentvoll schienen, daß man ihnen allerhand Besonderes hätte prophezeien mögen, irgendeine Kühnheit außer der Linie — das Türmen eines „Pelion auf einen Ossa“ — eine große Liebesaffäre, von der eine ganze Stadt sprach, revolutionäre Bücher von hundert Auflagen, die wie Brandfackeln hinaus in die Welt gingen ... und wie traurige Vergeudung herrlicher Kräfte schien es einem, wenn man diese jungen Siegerinnen mit den Flammenaugen ein Jahrzehnt später wiedersah, vom Leben in ein alltägliches Schema hineingepreßt, von dem rücksichtslosen Leben, das so gern Typen hinstellt, immer wieder Typen, und so geizig mit Ausnahmen ist — wohl aus weiser Einsicht, damit Ausnahmen doch auch ja immer Ausnahmen bleiben ...

Der übermütige Elan des Backfisches ist eben der erste Schaum vom Champagner — jener Elan, dem man so vieles zugute hält: die kecke Rücksichtslosigkeit, den mit ungenierter Dreistigkeit gemischten Wahrheitsmut, die feste Einbildung, daß alles sich glänzend gestalten müsse auf den noch so dunklen Zukunftswegen ... sie sind Illusionisten von so reinem Wasser. Über die gemeine Wirklichkeit der Dinge werfen sie die blauen Schleier ihrer Jugendträume. Der skeptische Backfisch ist erst eine neue Erscheinung. Der richtige Backfisch der letzten Generation sah wie durch purpurrotes Glas die Welt in einer gesteigerten, idealen Beleuchtung!

Und diese Eigenschaft war's, die in seiner Gesellschaft auch den Vernünftigen und Grämlichen wie eine starke Annehmlichkeit und sogar eine Ansteckung überkam.

Er konnte ja auch leichten Herzens sorglos und heiter sein, dieser Backfisch von weiland! Seine Zukunft verlangte ja auch vorderhand nichts weiter von ihm, als daß er sich ein paar Jahre später in weißen Mullkleidern mit Rosen im Haar in Ballsäle zu stellen und das Seine zu tun hatte, mit Liebenswürdigkeit, List oder Tücke — das Wie blieb ihm überlassen, denn hier sprach nur das Resultat! — möglichst bald einen Verehrer zur „Strecke zu bringen“, der ihm vor dem Standesamt manifestierte, daß

er nicht umsonst gelebt hatte und auch national-ökonomisch keineswegs überflüssig war. Man erwartete nur die richtige Lösung der Männerfrage von ihm in jenen alten bequemen Zeiten, ehe die Frauenfrage „erfunden" war.

Und das ist der größte Unterschied zwischen dem Backfisch von einst und jetzt!

Der vor drei Jahrzehnten noch lebte, sorglos wie die Lilien auf dem Felde —

Die Vierzehnjährige von heute aber ist oft genug schon eine junge Amazone, die ihre Waffen prüft und sich zum Kampfe rüstet — —

O ja! Wie leicht es jene jungen Lilien hatten!

Mit vierzehn Jahren und sieben Wochen lud man ihnen die Freundinnen ein und feierte ein Fest. Humoristische Verwandte kamen und schenkten Stammbücher zum „Backfischtag", in das dann jeder, der ihren Weg kreuzte, Knallbonbonverse eintrug. Der Backfisch war mit diesem Tage offiziell in der Familie etabliert, noch verschont von den Ansprüchen an Sitte und tadelloses Benehmen, die nach drei Jahren, wenn dasselbe Exemplar mit seinen größeren Zwecken gewachsen war, an die höhere Tochter gestellt wurden.

Durch sicher vorberechnete Phasen bewegte sich das Leben Tausender ordnungsgemäß, wie die gut geworfene Kegelkugel in der Hand des Klubgenossen ans Ziel geht, wie man das aufgerollte Zentimetermaß herunterwickelt bis zur letzten Ziffer ...

Allmählich aber hat sich im Lauf des letzten Menschenalters eine große Wandlung im deutschen Mädchenleben vollzogen. Angesteckt von all dem Entwicklungsdrang, der jetzt in so vielen Dingen pulsiert, hat sich die weibliche Seele vom herkömmlichen Schema freigemacht und sich zu einer neuen Art entwickelt, mit der sich der Zeitgenosse, ob er mag oder nicht, auseinanderzusetzen hat.

Ist auch der irdische Betrieb im ganzen stets fast derselbe, vollziehen sich jene ewigen ehernen großen Gesetze an den kurzen Gästen der dunklen Erde schließlich meist auf die gleiche Weise, so kommen doch manchmal durch neue

Zeitströmungen ganz unerwartete Entwicklungen über Arten, an deren dauernde Gleichmäßigkeit man stets wie an etwas Gesichertes glaubte. Und plötzlich ist dann eine neue Spezies da — und etwas Altes und Vertrautes verschwunden — verschwunden wie jene lieblichen Blumensorten in deutschen Pfarrgärten, deren zartherben Duft wir noch oft zu spüren meinen und die wir niemals wiederfinden, wenn wir auch noch so oft zwischen den neuen stolzen Schößlingen nach ihnen ausspähen ...

Vielleicht sind sie nicht wirklich verschwunden, diese alten Arten, nur nach neuen Methoden bearbeitet, okuliert, höher entwickelt worden, so wie man rosige Hortensien zu graublauen macht und elfenbeingelbe Rosen zu grünen ...

Vielleicht erging es ihnen wie jenen chemischen Substanzen, die mit unerforschten Kräften lange kaum bekannt in der Erde lagen, bis eine plötzliche Erfindung sie jählings aus dem Dunkel zu wissenschaftlicher Macht und Bedeutung bringt ... wie dem wunderbaren Motor, der mit einem Male da war und jene märchenhaften Möglichkeiten aufschloß, über die Dädalus und Lionardo da Vinci und so viele große Denker der Vorzeit umsonst gegrübelt hatten.

Physisch sind sie sich oft noch wie Zwillinge gleich, die jetzigen Backfische und die früheren! Sie haben noch die samtene Pfirsichhaut und das so unendlich reich vorquellende Haar über den Stirnen — die noch nicht in richtigen Fluß gekommenen, noch nicht ausstudierten, oft ein wenig eckigen Bewegungen des Wachsalters, das reizvoll-unfertige, das naiv-linkische, das so viel anmutiger sein kann, als ein von mustergültiger Pensionszucht in der Schablone zurechtgepreßtes Benehmen.

Aber sie sind gewöhnlich bleicher und blicken aus anderen Augen als einst! Nicht aus den weich-träumerischen der Thumann-Bilder, sondern mit den scharf spähenden Blicken der Tuaillonschen Amazone etwa.

Es ist der Ausdruck der streitbaren Virago, die auf Ziele und Erfolge und Doktorgrade ausgeht und über deren Schicksal wie eine leise Tragik die Notwendigkeit

liegt, daß sie sich schon zu einem, ach! so frühen Zeitpunkt endgültig entschließen muß, ob sie in irgendeiner Form des Denkens Kampf aufnehmen will oder nicht.

Die bequemen Rosenteppiche von einst hat ihm das Schicksal weggezogen und ihm schwere Bürden und Verantwortungen auf die zarten Schultern gelegt. Die althergebrachte Bezeichnung Backfisch, über die er selbst wie über etwas Albernes achselzuckt, paßt nicht mehr für ihn. Er ist ein blutjunges Weib an der Schwelle des Kampfplatzes mit frühen Differenziertheiten und dem großen Ehrgeiz ...

Nicht der erste Ball steht als Hauptereignis in seinen Backfischträumen, sondern das Abiturium. Und das eigentümlich verschobene Verhältnis zum anderen Geschlecht macht den Jüngling zum Kameraden, denselben Jüngling, den dasselbe Geschöpf einst angebetet haben würde und den sie nun sachlich kritisiert, ja, dem sie sich oft genug überlegen fühlt, weil das Mädchen schneller denkt und leichter faßt als der gleichaltrige Jüngling, weil sie die Expansionsfähigkeit ihres Geistes viel rascher bis dahin durchmißt, wo es nicht weiter geht, bis zur Höhe des Niveaus, das überhaupt zu überschreiten den weiblichen Wesen fast auf keinem Gebiet vergönnt ist — eine harte Unmöglichkeit, die oft genug zur Tragik wird, wo eigener Ehrgeiz und die hochgespannten Erwartungen anderer sich allzuweit verstiegen haben.

Wie allen Erdenkindern ist auch diesem Backfisch der „Glaube das zugewogene Glück", und die Jahre, in denen er sich für den kommenden Menschen hält — er vermeidet das Wort Frau und arbeitet vorzugsweise mit „Mensch" — sind ihm die leichtesten, beschwingtesten, wenn er auch rein physisch die Überanstrengung seines Kinderverstandes mit Blutarmut und müden Gliedern oft genug zu bezahlen hat ...

Wer kann dem Menschen, der Königreiche zu suchen geht, den Weg verwehren?

Fragt man eine Fünfzehnjährige, die aufs Abiturium zusteuert oder früh in Haushaltungsschulen und Seminaren feste Berufsgrundlagen legt, was sie sich vom Leben



Bildnis.

Gemälde von Fritz Burger.

Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

wünscht, so präzisiert sie es meist nicht genauer, sondern legt alles in das eine, oft so mysteriöse Wort: Befriedigung! Wie die palmenumschattete Oase am Horizont der weiten Wüste, so schwebt dieser, ach! so unsicher gaukelnde Begriff vor ihrer Seele, trügerisch wie die Oase selbst, die dem, der sie zu erreichen geglaubt hat, oft genug in die Luft zerrinnt. Unkirchlich, wie der gelehrte Backfisch meistens ist, liegt in diesem Gedanken seine Art Religion.

Er geht nicht unbewußt und unbekümmert durch die Erscheinungen des Daseins, sondern hat von vornherein ein festes Weltbild — eine Philosophin von vierzehn Jahren.

Er weiß ja, daß niemand die alten Schiffe wieder aufbaut, die in den letzten Jahrzehnten, als die Frauenfrage am Menschheitshimmel aufzudämmern begann, verbrannt worden sind. Er setzt sich mit jeder Frage, der die früheren Generationen ängstlich auswichen, sachlich und unbefangen auseinander. Er bringt das Seltsame fertig, in mancher Richtung sehr orientiert und dennoch sehr unschuldig zu sein — ja, er ist oft im besten Sinn unschuldiger als jenes unter der Glasglocke aufbewahrte Mädchenexemplar, dem der Bücherschrank verboten ist, und vor dem die ängstliche Mutter die Tageszeitungen wegräumt.

Er ist äußerst kritisch, am schärfsten gegen die Gleichaltrigen, die müßig und bequem hinvegetieren und neben der Garde der Kämpferinnen wie ein Anachronismus wirken, wie veraltete Notenblätter oder aussterbende Baumarten in abgelegenen Wäldern. Er verachtet sie mit der ganzen ungeheuer mitleidigen Verachtung, wie die Rodlerin sie gegen den Fußgänger empfindet, der unsicher im Schnee stapft. Überhaupt hat er eine ungewöhnliche Fertigkeit im Verachten, da er sich mit fünfzehn Jahren als Nietzsche Verehrender fühlt, als „Pfeil der Sehnsucht nach dem anderen Ufer". Und wenn ein Harmloser über den etymologischen Ursprung des Wortes Backfisch zu reden wagt und neckend auseinandersetzt, daß es von jenen kleinen als Marktware noch nicht verwendbaren Fischen stamme, die der englische Schiffer einfach wieder „back" wirft,

wenn er sie in seinem Netze findet, so erntet er einen Blick mitleidig schnöder Mißbilligung für soviel alberne Frivolität!

Aber wer möchte diesen jungen Blonden und Braunen auch nicht gern jenes Quantum hochgeschwellten Selbstgefühls zubilligen als Entschädigung für den entgangenen bequemen, einfachen Lebenslauf aus jener Zeit, als es bei den Menschen noch wie im Ameisenstaat zuging, als der Mann noch allein das Fliegen besorgte und das Weibchen nichts zu tun hatte, als still an derselben Stelle zu sitzen und auf die Heimkehr des herumschwärmenden Mannes zu warten.

Der Backfisch hat sich nach einer Hinsicht freiwillig seiner Hauptmacht über Herzen begeben. Er ist nicht mehr so eitel wie einst, träumt nicht mehr in naiver Freude vor dem Spiegel, zählt nicht mehr die Blicke der Passanten mit Hochgefühl als den schuldigen Tribut für seine Reize. In jene gewissen, unansehnlichen, aber praktischen Sachen eingekleidet, taucht er oft genug wie eine schlechtangezogene, unterernährte, verirrte Psyche im Menschengetriebe der Hochbahnen und lauten Straßenecken auf. Er hat selten jenes verklärte, irre Lächeln junger Mädchen, wenn sie an ihr männliches Ideal denken. Vielleicht hat manche Fünfzehnjährige noch solch ein Ideal, aber die Zeit, Gedanken an dieses Thema zu verschwenden, ist knapp bemessen. Wenn man die Kultur der Griechen im Kopf hat oder die großen Namen des Cinquecento einem noch im Ohre dröhnen, irren die Gedanken nicht so leicht zum Persönlichen hin. Man hat ja auch seine Gedanken dressiert und ist sehr stolz darauf. O! Man unterscheidet sich so ganz von den Gänschen von einst! Man ist eben ein veredelter, ein emporentwickelter Backfisch!

Und vor allem ist man für sich allein da und nicht etwa zum Ergötzen und Behagen der Familie. Man hat das Recht auf sich selbst entdeckt! Wehe dem, der das anzutasten wagt. Man hat stets das ganze Lexikon von Schlagworten zur Hand, die von selbstgerechten Vorkämpferinnen für die neuen Zustände geprägt worden sind.

Das Familienleben ist eine Zwangseinrichtung, die

man notgedrungen mitmacht — nicht mehr der Mittelpunkt des Daseins.

Die Gesichtspunkte haben sich so stark verschoben, wie etwa die Gesichtspunkte der Europäer vor und nach den Reisen des Kolumbus.

Solch ein moderner Backfisch ist nicht mehr der immer frisch sprudelnde Born des Frohsinns im Familienbezirk, an dessen glorreicher Heiterkeit abgearbeitete Väter sich erholten, wenn sie erschöpft heimkehrten zu den Penaten des Hauses, dessen silbernes Lachen wie ein Motiv von Jugendglück durch das Haus klang, — er ist ein sehr problematisches Familienglied geworden, mit Vorsicht zu behandeln, da eine ganze Anzahl tiefer Konflikte, die es früher in den Familiengeschichten gar nicht gab, jederzeit wie Jasons Drachenzähne im Frieden des Hauses aufgehen können, sobald ein anderer Wille als sein eigener Geltung begehrt.

Und wenn es in den Annalen deutschen Familienlebens auch stets typische Szenen zwischen Eltern und Kindern gab — die psychologisch höchst uninteressanten zwischen Vater und Sohn über den Wechsel oder den Leichtsinn und die zwischen Mutter und Backfisch über fragwürdiges Verhalten gegen Respektspersonen und allzuweit getriebene, frühe Flirtangelegenheiten — so sind die heutigen Streitbeile doch weit geschliffener und gefährlicher!

Geleitet von dem Glaubenssatz, daß die Kinder nicht um der Eltern willen da sind, sondern zur Ausbildung der eigenen Persönlichkeit, zwingen sie auch den sich wehrenden Eltern die Erlaubnis für den Weg ab, zu dem sie sich bestimmt fühlen. Sie haben die größere, noch ganz unverbrauchte Nervenstärke bei Auseinandersetzungen, sie haben die scharfe Schneidigkeit von Schwertern, die zum erstenmal aus der Scheide gezückt werden, und die ganz unbeirrte Schonungslosigkeit, wie sie nur den jüngsten Jahren zu vergeben ist. Und die große Stadt verschärft noch diese Ausbildungssorge für die Eltern. Der Backfisch fordert den Hausschlüssel. Er zieht Sommers mit dem Wandervogel in die Mark und rodelt Winters im Gebirge. Er hört Kurse auf Kurse und steuert eigenmächtig sein kleines Fahrzeug

durch die Brandung der großen Stadt. Sein Dasein ist für seine Nächsten in unkontrollierbares Dunkel gehüllt, und statt der Haustochter hat die Familie gewissermaßen nur einen Logiergast an ihm. Er berichtet nur, was er zu berichten für gut befindet, und ist gewöhnlich sehr sparsam auf diesem Gebiet. Er laviert und diplomatisiert mit den Eltern häufig wie mit nur halb Zurechnungsfähigen, und läßt man ihn einmal den einzigen Zügel fühlen, an dem man ihn noch hält, die finanzielle Abhängigkeit, so versteht er es, sich durch eine Form von Betragen zu revanchieren, die bei den Mahlzeiten alle Umsitzenden mit Schaudern darüber klar werden läßt, was es heißt, statt einer lustigen Vierzehnjährigen eine „Persönlichkeit“ am Tisch zu haben.

Und da es dennoch immerfort noch Väter und Mütter gibt, die ihre Töchter wie hinter der einstigen chinesischen Mauer, abgesperrt vom Zeitgeist, zur höheren Tochter nach dem alten Schema aufbewahren möchten, so kommen Konflikte und Tragödien vor, die dem Fernstehenden tragikomisch scheinen, aber dem, der sie persönlich durchduldet, ungewöhnlich scharf auf die Nerven gehen. Da sind Mütter, die mit dem Satan der neuen Zeit leidenschaftlich um die Seelen ihrer Töchter kämpfen, die zuweilen Siegerinnen bleiben und es erreichen, daß die Tochter wie der Vogel Strauß, den neuen Wirklichkeiten abgewendet, nur der Familie dient und auf den Mann wartet ... und für die dann schließlich doch die Stunde der Abrechnung kommt, wo die Tochter sich um ihr Lebensrecht betrogen fühlt und alle Schuld um ein verfehltes Dasein kalt und unerbittlich dem mütterlichen Egoismus zuschiebt ...

Und manchmal scheint es überhaupt, als hätten die schwersten Kosten für all die neu aufgetauchten Werte im Mädchenleben die Mütter zu zahlen! Sie werden gewissermaßen depossediert in jener Phase, in der ihre Obhut früher eigentlich am notwendigsten war. Sie müssen wehrlos zusehen, wenn das Kind, für dessen physisches Wohlbehagen sie treu und hingebend wie der Pelikan vierzehn Jahre gesorgt, mit verwachten Augen und überanstrengten Bewegungen von der Arbeit kommt, wie es seine körper-

lichen Vorzüge, auf die sie so stolz gewesen, das weiche Haar, die blühenden Wangen, burschikos vernachlässigt und verliert. Sie muß den Sport-Backfisch ertragen, der frisch vom Skilaufen auftaucht und nach Aussage vieler Mütter fast die am schwersten ertragbare Form im Familienkreis ist mit der absoluten Rücksichtslosigkeit des müden, übertrainierten, erschlafften Menschen. Sie, die Mutter, weiß zwar aus den Erfahrungen anderer, daß gerade jene Töchter, die im Backfischalter so besonders rebellisch waren, Ende der Zwanzig wieder gut, gefühlvoll, sogar liebebedürftig werden können — dann, wenn ihre Blütenträume nicht reiften, ihr Gehirn nicht alles das hergab, was sie von ihm erwarteten; wenn irgendein Roman, von dem die Eltern natürlich nie etwas sahen, irgendwie ein melancholisches Ende nahm.

Aber was nützt diese Aussicht dem Herzen einer Mutter? Die Zeit von vierzehn bis dreißig ist lang, und dafür sind sie ja Mütter, daß sie sich der Resignation und der gestutzten Flügel nachher doch nicht freuen können, obschon sich die Mädchen mit den gestutzten Flügeln weit bequemer und erfreulicher dem Familienbann und seinen Ansprüchen einfügen...

Wenn man früher das Glück einer Frau nach der Zahl ihrer heranblühenden Töchter zu taxieren pflegte, so läßt sich jetzt aus dieser Zahl die Menge der Konflikte abschätzen, die ihr aus diesen problematischen Besitztümern erstehen.

Das Gefühl der Sicherheit, das die Eltern einst für die Zukunft ihrer Töchter haben konnten, ist einer vollkommenen Unsicherheit gewichen. Sehr übersichtlich rollt der Sohn seine Jugendjahre hindurch über die Universität, die Fußangeln der Examina, jenen Zielen innerhalb der Ochsentour zu, bei denen nur eine ganz ungewöhnliche Genialität noch den Zeitraum abzukürzen oder Etappen zu überspringen vermag. Aber der Backfisch tritt auf ein unsicheres Sprungbrett, und niemand kann das Ziel prophezeien, zu dem der eigene Wille die vom Familienbann Befreite auf den selbst gewählten Pfaden führen wird.

Und doch ist trotz aller Einwendungen dieser Backfisch

mit der frühen Differenziertheit und den energischen Berufsplänen in schlichteren Lebensverhältnissen die wünschenswerteste Form. Sind auch die Auswüchse oft wunderlich, so ist doch der Grundgedanke gesund, und „wer das Ende will, muß auch den Anfang wollen ..." Seltsame Produkte aber ergeben sich in den Familienbeständen, wo der Backfisch nicht um eines praktischen Zweckes willen, sondern aus einer Art geistigen Snobismus heraus zum höheren Studium sich entschließt und einen vierzehnjährigen Verstand bereits mit soviel Philosophie und Mathematik und Ästhetik und Metaphysik überfüttert und überfüllt, daß es den Erwachsenen schwindelt, wenn er sieht, was solch ein junges, überheiztes Gehirn zu konsumieren vermag und welch seltsamer Verzerrungen die weibliche Psyche in diesem Alter und in dieser Zeit fähig ist. Denn der edle Spruch: „Wissen ist Macht" ist lediglich ein geeignetes Motto für Männer — für die Weiblichkeit jedes Alters paßt weit mehr das Wort des Apostels: „Das Wissen bläset auf, aber die Liebe bessert".

✠ ✠ ✠

Den Backfisch am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in seinen verschiedenen Schattierungen und Auswüchsen zu beseufzen und zu kritisieren, ist ein stehendes Lieblingsthema im Unterhaltungsgebiet abgeklärter älterer Damen geworden, meist abschließend mit dem ewigen Refrain, daß früher die Jugend doch anders gewesen sei ...

Allerdings — aber die Welt auch!

Eine tiefe Kerbe hat das letzte Menschenalter in die Ideen und Anschauungen geschnitten und eine Umwertung vollzogen, die sich am stärksten in der Geistesrichtung der Jungen ausspricht.

Die Welt von heute, in der so viele technische Ideale die schöngeistigen und literarischen in den Hintergrund gedrängt haben, diese Welt, übersurrt von der Melodie des Luftschiffpropellers, von Automobilen überrast — diese Welt, die keine Geheimnisse mehr anerkennt, die „zu des Südpols nie erblickten Sternen" ihre Entdecker aussendet, die Welt, in der der Kinematograph und der Parlograph ungeahnte Möglichkeiten täglich erschließen, die ist

ein anderer Boden als jener still beschauliche aus der Jugendzeit der alten Sibyllen, die nun zu Gericht sitzen, die durch doppelt geschärfte Brillen der Voreingenommenheit der Jugend zusehen und manche Linie verzerrt finden, die auch früher schon gerade so verzerrt war — nur daß sie selbst damals Illusionskraft für das Weltbild hatten. Sie begeisterten sich einst auch an Dingen, die es kaum verdienten — sie hängten den Mantel der Schwärmerei um eine alltägliche Begebenheit, einen simplen Menschen, der ihnen wie ein Gott erschien, über eine bescheidene Landschaft, über deren blauen Bergen sie den Himmel offen sahen.

Und nun vergleichen sie. Aber die Umwertung der Jugendideale haben sie nicht begriffen! Die Kerbe, die diese Generationen trennt, ist zu einschneidend, zu tief! Sie sind Rufer am anderen Ufer.

Sie kommen mit Vorliebe mit Beispielen, die gar nichts besagen.

Sie wollen der deutschen Jugend jene Sorte Backfisch aufs Konto schreiben, wie er in Großstädten und in der Belletristik neuerdings so zahlreich auftritt, den frühreifen demi-vierge-Typus, der sich nur die Freiheiten und keine Pflichten nimmt. Diesen aber hat Deutschland nicht zu verantworten. Der ist Import von anderswo, eine internationale Unerfreulichkeit. Und daß diese Exemplare so zahlreich in Großstädten gedeihen, ist nichts als die natürliche Folge des Umstandes, daß in einem Millionenbetrieb eben alle Sorten von Lebewesen dicht nebeneinander gedeihen, die getrenntesten geistigen Welten oft Wand an Wand — Familien, zwischen deren Auffassungen Abgründe gähnen, oft rechts und links auf der gleichen Etage, vom Zufall Tür an Tür gesetzt.

Das glatte Straßenpflaster großer Städte ist keine eigentliche Heimaterde, sondern asphaltierter künstlicher Boden ohne Erdgeruch, der nicht zur Verantwortung zu ziehen ist für all die Verstiegenheit, die sich aus allen Teilen der Welt in seinen Riesenkasernen zusammenfindet.

Richtige Heimaterde aber dehnt sich da draußen, in weitem Ringe rings um die Zentralsonne — in all den Provinzen und Staaten und Städten des deutschen Landes,

wo deutsches Wesen in gesunden Lebensverhältnissen weiter gedeiht und es noch nicht so viel geknickte oder verzeichnete Daseinslinien gibt wie im Menschenübermaß einer Riesenstadt.

Wenn wir im Eilzug das Vaterland durchsausen und vom Bahnfenster aus die vielen kleinen Städte wie träumende Idylle in weiten, grünen Landschaften liegen sehen, — waldumkränzt oder flußumschlungen — so kommt es wie ein beruhigendes Bewußtsein über uns, daß da überall in den kleinen Gemeinwesen mit den alten Lebensgewohnheiten auch noch Mädchenblumen genug weitergezüchtet werden nach altem Stil, daß längst nicht alle eingebogen sind auf die Pfade der großen Ehrgeize, daß auch noch viele, wohlgehütet wie die Hyazinthenzwiebeln hinter den Glasscheiben, am häuslichen Herde leben und den Skeptiker, der sie in Hörsälen und Klubs studiert hatte, anheimeln wie eine stille Wohltat — das Mädchen nach dem Geschmack der alten Dame, die Aufopfernde mit dem Talent, ganz persönlich zu lieben und sich hinzugeben.

Und verschlägt uns der Zufall eines Sommertages in eine kleine Stadt — eine der mit graublauem Schiefer gedeckten Harzstädte oder eine von Thüringer Tannenwäldern umschattete — oder da unten eine, südlich von der Mainlinie, wo die Städte an blinkenden Flüssen wie zwischen dichten Hollunderbäumen ausgepacktes Spielzeug im Grünen liegen, dann fühlen wir, wie des vergangenen Jahrhunderts Luft doch noch nicht überall verweht ist!

Wohl liegen hier in den Fenstern der Buchläden, den Ständen der Bahnhöfe Bücher und Broschüren genug, die das süße Gift der Persönlichkeitsentfaltung auch den Stillen im Lande unaufhörlich zutragen.

Wohl spuken auch hier im Gehirn junger Mädchen die neuen Möglichkeiten mit all ihrer intellektuellen Verführung und entfachen Wünsche und Pläne aller Art.

Aber die einfachen Gesetze des Lebens haben doch noch stärkere Macht als Ehrgeiz und Wissensdrang.

Hier ist die Jugend noch wirklich jung und jagt eifriger dem flüchtigen Glück der Stunde nach als dem Nimbus schwieriger Probleme.

Und auch der Backfisch nach altem Schnitt erscheint hier noch oft genug in Reinkultur, wenn nachmittags unter blühenden Linden, auf dunklen Wällen und an kleinen Flüssen entlang, die jungen Generationen harmlos und liebebedürftig einherwandern, so wie sie seit Ewigkeiten gewandert sind auf sonnigen Pfaden der Romantik! Jene Backfische mit dem Mozartzopf, wie sie das Herz des alten Fontane erfreuten, jene großen Kinder mit dem Gemisch von Verschlagenheit und Unschuld im Blick und dem ganzen Zauber ihrer vierzehn Jahre ...

Wesen, die noch lieben und träumen und erröten können, ohne Betätigungsdrang und Karrieresorgen, die wie fleurs animées unter alten Bäumen hin durch den Sommerabend schweben und uns das tröstliche Gefühl geben, daß Arten wohl beiseite gedrängt werden, aber doch nie ganz verschwinden können, und daß Ideale, die in der großen Welt außer Kurs gekommen sind, ruhig weitergedeihen in den stillen Winkeln, — aufbewahrt für die unausbleibliche Stunde, wenn das ewig kreisende Rad der Dinge sich wieder einmal umgedreht hat und das Entwertete den alten Wert zurückgewinnt ...

Das Fernrohr.

An ihren Ästen zittern in der grauen Nacht
Des Herbstes letzte Blätter,
Die kalt wie eines Fisches Schuppen blinken.

Des Mondes Silberboje aber taucht
Gleichmäßig auf im leicht hinfließenden
Wellengewölk, in jenem seichten Meer. —

Komm mit auf meinen Söller, Liebster du.
Dort sollst du durch das Rohr den Jupiter
Mit seinem sanften Dotterglanze
Aus einem kleinen Wasserbecher trinken.

Alfons Paquet.

Verarmter Adel.

Von

Börries, Freiherrn von Münchhausen.

Adel, —
Aus brauner Bauernerde gekommen,
Auf ins Licht der Zeiten geklommen,
Auf in den Streit der Großen, den Krieg,
Auf in den Sattel und den Sieg!

Adel, —
Knorrige Eiche im Sturme der Zeiten!
Tausend Herbste bräunten im Wetter
Kupfergehämmerte rote Blätter,
Tausend Winter darüber schneiten,
Heerschilde hingen am rauhen Geäste,
Schnitter im Schatten feierten Feste, —
Freunde klagt!
Heimlich im Hage der Holzwurm nagt
Allem, was über die Heide ragt!

Adel, —
Nieder aus Glück und Sieg und Stolz,
Nieder ins Unterholz,
Nieder zum Boden, daraus du genommen,
Erde ist wieder zu Erde gekommen,
Aus Bauern geschaffen, zum Bauer
geworden, —
Winde wehen durch Heide und Hagen
In tiefen Akkorden:
Heim zur Heimat, — was ist da zu klagen!

Klo. Eine Kabarettgeschichte von Paul Oskar Höcker.

Kolossale Stimmung! Ihr versteht's, ihr Berliner!"

„Also ausgesöhnt mit dem Lokal, Vetterchen?"

„Natürlich war mir's schmerzlich, daß man die schöne Klo hier nicht mehr zu sehen kriegt. Fabelhaft schmerzlich. Ich hatte mich auf meiner Klitsche draußen ordentlich gefreut auf sie."

„Aber die Neue ist auch nicht ohne. Was?" — Der junge „Bärenführer" hörte auf das, was man am Nebentisch über die soeben wieder mit Beifall überschüttete Kabarettsängerin zu erzählen wußte. „Sie kommt frisch von der Operette. Der große Musentempel ist doch verkracht — da hat der Rudi Götz sie schleunigst aufgegriffen. Ein Fräulein Felicitas Brentano. Das heißt: 's ist die Frau von einem Architekten. Momentan in Scheidung."

„Mir wurscht. Hauptsache: Rasse ist da."

„Blödsinnig viel Rasse. Sie heizt einem mächtig ein."

Der rotbraune Landjunker, der im hechtgrauen Sacco steckte, ein Bild der Gesundheit und feudalen Schneids, patschte dem jungen Berliner jovial auf die Frackhose. „Wissen Sie was, Liebster? Wir schmettern noch so 'nen Knallkümmel!"

„Detlev! Bitt' Sie, es geht auf zwei!"

„Wer ist nun der Philister? Junger Dachs wie Sie will kneifen? Unerhört. Werden Sie erst mal zweiundvierzig. Was dann? — Kellner, anschwirren!" —

Das Kabarett war bis auf den letzten Platz besetzt. Auch in den beiden Nebenzimmern mit dem Springbrunnen und den magisch beleuchteten Lauben von künstlichem Weinlaub herrschte drückende Fülle. Herren in Frack oder Smoking, in bunten Promenadenanzügen oder unscheinbaren Reisekleidern saßen lachend, rauchend, schwatzend,

trinkend an den schräggestellten, winzigen, weißgedeckten Tischen. Neben ihnen die Damen in kostbaren, tief ausgeschnittenen Gesellschaftstoiletten, mit noch kostbareren Riesenhüten. Die Luft war verbraucht. Der Zigarettenqualm bildete an der Decke eine bläuliche Wolke, denn während der musikalischen Vorträge mußten die Fenster des ganzen Lokals geschlossen gehalten werden; das war polizeiliche Vorschrift. Rudi Götz, der Inhaber des Kabaretts, sein eigner Impresario, dabei mit den Resten seines lyrischen Baritons die Hauptstütze des allabendlichen Repertoires, durfte seine Stimme neuerdings schonen. Die neue Soubrette hatte an den letzten Abenden einen Bombenerfolg zu verzeichnen. Besonders das kecke französische Couplet: „Tire, tire, tire la couverture —!“ war mit jubelndem Beifall aufgenommen worden. Nicht alle Gäste konnten dem Text folgen — es befanden sich unter ihnen zahlreiche Agrarier, die die landwirtschaftliche Woche nach Berlin geführt hatte — aber die Mimik der ausgelassenen Sängerin war gemeinverständlich.

Am Künstlertisch zwischen der Miniaturbühne und dem Riesenbüffet folgte man den Beifallsstürmen, die jedes Auftreten der Neuen entfesselte, mit gemischten Gefühlen. Die Einnahmen, die seit Sonnabend der Sektverbrauch brachte, sicherten den Weiterbestand des Kabaretts. Der Weinlieferant, der immer wieder hingehaltene und vertröstete, hatte schon in der vorigen Woche den Kredit sperren wollen. Es lagen böse Zeiten hinter den Kabarettkünstlern. Seitdem damals die hübsche Klo, die dem Kabarett den Riesenzulauf verschafft hatte, an Diphtheritis erkrankt war, hatte Rudi Götz mit keinem einzigen Engagement mehr Glück gehabt. Chansonetten gab es in Hülle und Fülle, aber wirkliche Attraktionen wie die Klo waren rar. Die Miete des Nachtlokals verschlang ein Vermögen. Wenn die Nachtgäste nicht reichlich Champagner tranken, arbeitete man umsonst. Wie oft war Rudi Götz seinen Künstlern die Abendgage schuldig geblieben, weil beim Kassensturz die Agenten der verschiedenen Lieferanten zuerst ihre Teilzahlung bekommen mußten. Vielleicht brachen jetzt bessere Zeiten an. Aber ein Restchen Künstlerneid schlummerte

doch in allen. Der war noch das Beste in ihnen. Denn der Schlendrian des Kabarettlebens bedeutete für jede, auch die beste Kraft, den Schluß der Laufbahn.

Schrewe, der Kapellmeister, kam in seinem müden Schritt vom Piano zu den Kollegen und Kolleginnen herüber, strich die schwarzgefärbte Nikisch-Locke von der bleichen Stirn und nickte ihnen matt zu. Selbst sein melancholisches Antlitz hatte sich heute ein wenig aufgehellt. Er rechnete innerlich und sah's den andern an, daß auch sie mitrechneten. „Wenn er anständig ist, zahlt er heute alles ab," sagte er gedankenvoll zu dem immer schwitzenden Komiker. Und dann setzte er sich ins Halbdunkel neben den hohen Bartisch, hinter dessen mächtigem Likörschrank die schöne Klo vertretungsweise die Kasse führte, und himmelte sie stumm und ergeben an. Genau wie früher, vor ihrem Unglück. Was tat ihm das Mädel leid! Und doch wieder... Mit ihrer Künstlerkarriere war's ja vorbei. Noch bevor sie aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hatte er's gewußt: die Stimme war rettungslos verloren. Aber das gewisse Air besaß sie immer noch, das sie alle verrückt gemacht hatte: mitten aus dem wüsten Nachtlokaltreiben hob sie sich wie eine wirkliche Dame ab. Daß zwischen Rudi Götz und ihr etwas bestand, das sagten sie sich alle. Aber es wagte sie keiner auch nur mit einem Wort, einem Blick zu belästigen. Sie war pikant, doch so fein in ihren Mitteln, so ladylike selbst im Vortrag der gewagtesten Liedchen, daß auch die Kavaliere, die sich ihr am Künstlertisch vorstellen ließen, eine ganz andere Art von Konversationston ihr gegenüber anschlugen, als wenn sie mit Kolleginnen von ihr sprachen. Die deutsche Liedersängerin und die falsche Yvette Guilbert (den Namen verdankte sie mehr ihrer Häßlichkeit als ihrer Kunst) meinten freilich, es sei nur elende Mache. Die Art, wie Rudi Götz sie in Szene setzte, hätte jeder Stümperin zu einem Erfolg verholfen, behaupteten sie. Die Bühne war für sie als molliger kleiner Salon hergerichtet, und sie betrat sie damals immer im kostbaren Abendmantel. Rudi Götz nahm ihr den Mantel ab, legte ihn mit dem Hermelinfutter nach außen über den Fauteuil, hielt vor ihr wie

vor einem erlauchten Gast, unterwürfig, fast bittend, sie stand in ihrer wundervollen Abendtoilette stolz und gnädig da, sagte fein lächelnd ein paar Worte zu ihm, halblaut, darauf verständigte er den Kapellmeister, trat an die Rampe vor und meldete in einem seltsam respektvoll diskreten Ton: „Madame Klo wird die Güte haben, zum Vortrag zu bringen . . ." Und die Claque sorgte dafür, daß darauf jedesmal ein donnernder Applaus auf Vorschuß zustande kam.

Nun saß sie, durch den mächtigen Baraufbau vom Saal getrennt, kaum von den Herren bemerkt, die ab und zu mit der fuchsroten Barmaid anbandelten, im Halbdunkel hinter dem Kassenbuch, verhandelte durch das Sprachrohr mit der Küche, wenn Bestellungen kamen, steckte die Bons der Kellner auf den Spieß und schrieb, schrieb, schrieb. Sie sah noch sehr blaß aus, hüstelte auch zuweilen, wenn in den Spielpausen das Fenster hinter der Fontäne geöffnet wurde und der Zigarettenrauch in langen Schwaden über das Büffet zum Speiseaufzug hinstrich. Aber das feine, intelligente, wie eine klassische Kamee geschnittene Gesichtchen mit dem überlegenen Ausdruck hatte noch immer die überraschende Wirkung: man war erstaunt, in solchem Milieu eine „Dame der Gesellschaft" zu sehen. Schrewe, der Kapellmeister, hatte ihr nach dem Krankenhaus zuweilen Blumen gebracht. Sie war lieb, fast herzlich zu ihm gewesen — aber doch so, wie etwa eine Fürstin den Kastellan ihres Lustschlößchens empfängt. Sie konnte aus diesem Dunstkreis von weiblicher Hoheit nicht heraus. Auch als sie ihre wundervollen Toiletten verkaufen mußte, den Hermelinpelz, ihre hübsche Wohnungseinrichtung, um die Kurkosten, die Ärzte — und Rudis dringendste Verbindlichkeiten zu bezahlen, blieb sie noch immer Lady.

Nur Rudi Götz schien jetzt zu vergessen, daß er ihr gegenüber früher den Gentleman gespielt hatte. Er hatte ihr vor ein paar Abenden draußen eine böse Szene gemacht. Einer der Gäste, der sie verkannte — es war in vorgerückter Stunde — griff ihr mit einem plumpen Wort ans Kinn. Sie verließ sofort ganz entsetzt den Platz und das Kontrollbuch und stürmte hinaus. Rudi Götz aufgebracht hinter

ihr drein. Schrewe hatte dann allerlei gehört, die falsche Yvette Guilbert auch. Was sie sich einbilde, wie sie sich das Geschäft hier denke? Durch ihre Krankheit habe er einen verpfuschten Winter gehabt, er sei in den Schulden fast ertrunken, jetzt fange das Geschäft endlich wieder an, sich zu heben, aber da brauche er einen Menschen an der Kasse, auf den Verlaß sei, kein Zierpüppchen, das hochmütige Gesichter schneide. Es waren nur ein paar Silben, die die arme Klo erwiderte, halblaut, bewegt, aber noch immer hoheitsvoll. Schrewe verstand sie nicht. Indes Rudi Götz lenkte darauf sofort ein. Anständiger könne man sich doch wahrhaft nicht benehmen, sagte er brummend. Und dann jammerte er ihr vor, wie ihm die Lieferanten zusetzten, wie ihm das Messer an der Kehle säße.

Nun hielt sie wieder seit ein paar Abenden geduldig an ihrem Platz im Halbdunkel aus und schrieb, sammelte die Bons, addierte, sprach durchs Telephon und hüstelte. Nur ab und zu wandte sie den edelgeschnittenen Kopf der „Neuen" zu und maß sie mit einem langen, langen, forschenden Blick ihrer großen, schwarzbewimperten, hellgrauen Augen.

Als Detlev von Roch morgens um zwei Uhr nach Schluß des Programms dem Kapellmeister in den Seitengang folgte, um ihn um eine Auskunft anzugehen — er wollte natürlich mit dem Künstlertisch Fühlung nehmen —, ging es plötzlich wie ein elektrischer Schlag durch ihn.

... Er hatte die schöne Klo entdeckt ...

„Sie ist es! Hol' mich der Deibel, sie ist es!" Er verlor aber doch ein wenig von seiner stets überlegenen Sicherheit, weil die junge, blasse Kassiererin über ihn hinwegsah, als ob er Luft wäre.

Schrewe zog ihn mit sich, setzte sich am Tisch der beiden Herren mit nieder und ließ sich von dem Bärenführer des Provinzialen ein Glas Sekt einschenken. Er merkte sogleich: es war nicht die entsetzliche „Hausmarke", die den Namen Champagner gar nicht mehr verdiente, sondern es war echter, französischer, die Flasche zu 22 Mark. Importen rauchten sie auch. Der elegante junge Berliner schien ein Garde-Assessor zu sein, der dem Herrn Vetter „Berlin bei Nacht" zeigte.

„Pröſterchen, die Herren! — Zum erſtenmal hier, die Herren?“ fragte Schrewe in ſeiner drollig-hilfloſen Art, die Konverſation eines Lebemannes nachzuahmen.

Der Berliner antwortete, denn ſein Begleiter ſtarrte noch immer wie hypnotiſiert nach dem Likörſchrank am Bartiſch, obwohl man vom Saal aus die dahinter Sitzende nicht ſehen konnte. Zu Anfang des Winters hatten ſie hier einmal eine Nacht verkneipt, da hatte es dem Herrn Rittmeiſter die ſchöne Klo ſo mächtig angetan, daß er jetzt bei ſeinem neuen Berliner Beſuch ſogleich darauf beſtand: ſie mußten zu Rudi Götz! Über die erſte Enttäuſchung hatte erſt ziemlich ſpät Felicitas Brentanos: „Tire, tire, tire la couverture —!“ hinweggeholfen.

Schrewe verkroch ſich ſcheu, er gab über die Interna des Kabaretts grundſätzlich keine Auskunft, auch Bekanntſchaften hatte er nie vermittelt, was ihm Rudi Götz und die verſchiedenen Künſtlerinnen oft ſehr übel nahmen. Über Klo und ihre Leidensgeſchichte ſo zu Wildfremden zu reden, das erſchien ihm wie eine Profanation. Aber zugeben mußte er's ſchon: ja, es war Klo, die da hinten das Kontrollbuch führte, aushilfsweiſe, ſolange ſie noch nicht wieder auftreten konnte.

Einzelne Tiſche ſtanden jetzt leer. Aber es „klebten“ noch immer ſoviel Gäſte, daß Rudi Götz zufrieden ſein konnte. In dem kleinen Bühnendurchgang rechnete er ſoeben mit dem Weinagenten ab: er gab ihm 650 Mark Abſchlagszahlung. In einer noblen Anwandlung ließ der ſich daraufhin am Künſtlertiſch nieder und ponierte drei Flaſchen „Hausmarke“. Das war kein Beinbruch, denn er zahlte nur das Pfropfengeld über den Engrospreis, und es machte noch weiter Stimmung im Saal.

„Trinke mer noch ein Tröpfche!“ trällerte er. Und dann proſtete er den Kapellmeiſter an. Er verſtand den Rummel. Die beiden Leutchen da drüben hatten eine feudale Zeche, die mußte man dem Lokal warm halten.

Richtig kamen ſie nach einem Weilchen an den Künſtlertiſch herüber, und der ſchneidige Landjunker zog die Spendierhoſen für die ganze Geſellſchaft an. Der Vetter beſtellte aber nur „Hausmarke“.



Bildnis einer Französin.
Gemälde von Henry Caro-Delvaille.
Zum Aufsatz:
„Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

„Wenn euch das man bekommt, Kinderkens," sagte der Weinagent bedenklich. „Was habt ihr denn bisher geschlemmt?"

Der junge Berliner zwinkerte mit den Augen, er war auch kein heuriger Hase. „Für die falsche Yvette ist ‚Hausmarke' gut genug," raunte er ihm zu, ohne die dicke Importe aus den Zähnen zu lassen.

Der Agent machte mit dem Kopf eine fragend-verheißungsvolle Bewegung nach dem Nachbartisch, an dem Felicitas Brentano, von Rudi Götz aufmerksam bedient, soeben ein kaltes Huhn verzehrt hatte. „Wenn Ihr Freund die großen Kanonen anfahren lassen will, dann ist man doch kein Unmensch!" Er klopfte dem jungen Herrn lachend auf die Schulter, begab sich tänzelnd zum Nebentisch, spielte mit seiner faustdicken Kommiseleganz den Schwerenöter und brachte es zuwege, daß der neue „Star" nach einigem Sträuben Rudi Götz an den Künstlertisch begleitete. Die Gesellschaft rückte zusammen, und der Agent besorgte das Vorstellen, indem er den Fremden irgendwelche erfundenen Namen und Titel beilegte. Der Rittmeister a. D. war zum Landrat ernannt worden und bekam einen gutklingenden märkischen Rennreiteradel.

Seitdem er Klo wiedergesehen hatte, existierte kein anderes Weib mehr für Detlev von Roch. Die deutsche Liedersängerin gab das Rennen bald auf, denn er reagierte nicht einmal auf das neckische Anklopfen mit ihrem perlgrauen Atlasschuh. Das Tischgespräch bildete die furchtbare Pleite der Operette. Der ganze Theatermarkt war jetzt überschwemmt mit engagementslosen Solisten und Solistinnen, Choristinnen, Statistinnen und Tänzerinnen. Der Sommer stand vor der Tür, die große Leidenszeit der kleinen Theaterleute. Rudi Götz schilderte das Schmierenelend in kräftigen Farben. Er hatte schon mancherlei erlebt. Allmählich gaben auch die andern ihre Erfahrungen zum besten. Viel Groteskes war dabei, viel Übertreibung. Es wurde stürmisch gelacht und wacker getrunken. Und immer wieder näherte sich der Kellner, um bei dem jungen Herrn im Frack diskret anzufragen, ob „noch ein Schäumchen" kaltgestellt werden sollte.

Detlev von Roch kam nicht auf seine Kosten. Felicitas spielte ihr Spiel mit Rudi Götz, der bis über beide Ohren in sie verschossen war. Sie war's vielleicht auch in ihn. Jedenfalls wollte sie nach den beispiellosen Erfolgen, die sie hier gehabt, das Eisen schmieden. Er mußte das Honorar mindestens verdoppeln. Überhaupt, wo sie so nett war und auch noch seinen Gästen nach der Vorstellung Gesellschaft leistete. Aus dem rotbraunen Junker mit dem großen Portemonnaie machte sie sich gar nichts. Dem Weinagenten, der sie immer wieder mit dem „Landrat" aufzog, schnitt sie in ihrer temperamentvollen Art eine lange Nase.

Plötzlich schwieg alles. Klo hatte mehrmals den Kellner zu Rudi Götz geschickt. „Gleich, gleich!" machte er zerstreut. Nun kam sie selbst.

Der „Landrat" erhob sich. Ganz sicher fühlte er sich freilich nicht mehr auf den Füßen, aber niemand merkte etwas davon, auch der Garde-Assessor nicht. Der seufzte jetzt leicht auf. Wenn diese Provinzialen so für fünf, sechs Tage nach Berlin kamen, dann brachten sie Nerven wie Stricke mit, und eine Unersättlichkeit, eine Ausdauer —! Detlev von Roch glaubte, Fräulein Klo folge endlich seiner Aufforderung. Er hatte sich dem Kapellmeister anvertraut, der war auch mehrmals verschwunden, angeblich, um die ehrenvolle Einladung zu überbringen, war aber stets unverrichteter Sache zurückgekehrt. In Wahrheit besaß er gar nicht den Mut, Klo mit so etwas zu kommen.

„Hol' mich der Deibel," sagte Roch zu seinem Vetter, „es ist eine andere Welt, eine ganz andere Welt."

„Wir sind alle bessere demi," sagte die deutsche Liedersängerin kokett und machte wieder den Versuch, den „Landrat" leicht auf den Fuß zu treten.

Klo sprach leise und ruhig mit Rudi Götz. Sie sah niemand sonst an. Detlev hörte angespannt zu. Sie müsse jetzt heim, sie ertrage die Luft nicht länger, die Küche sei auch geschlossen, — ob sie nicht abrechnen könnten?

„Da setz' dich her, Klo. Herrgott, bloß zehn Minuten noch. Um vier gehn wir ja alle."

„Bis früh um fünfe, kleine Maus —!" Der Wein-

agent grölte es, er schlang seine beiden Arme gleichzeitig um Felicitas und die deutsche Liedersängerin. Der Star des Abends gab ihm eine schallende Ohrfeige und drängte sich wie schutzsuchend an Rudi Götz.

Der streichelte die Hand seines Schützlings. Geistesabwesend sah er dabei nach Klo hin. „Ja doch, ja doch —!"

Klo stand noch ein paar Sekunden und musterte ihn. Dann setzte sie sich auf den nächsten Stuhl. Es war der, den Detlev von Roch ihr hingeschoben hatte.

Der Weinagent empfand die Ohrfeige als eine ihm schmeichelnde Vertraulichkeit. Seine Laune stieg noch. Er machte Klo eine übertrieben devote Verbeugung und stellte sie der Korona vor. Er war dabei furchtbar humoristisch: Klo war zur Durchlaucht avanciert. Über alle am Tisch machte er seine Witze. Die Gesellschaft tat ihm den Gefallen zu lachen. Am stürmischsten lachte die falsche Yvette Guilbert, als er anfing, Felicitas mit ihrer zarten Schwäche für Rudi Götz aufzuziehen.

„Es ist der geborene Don Juan, der Rudi, meine Damen! Riesenverbrauch! Blaubart ist ein Waisenknabe gegen ihn! Verschließen Sie Ihr jungfräuliches Herz in Ihrem goldenen Pompadour, hochedle Felicitas, Sängerin ohne gleichen, oder noch besser: geben Sie mir's zur Aufbewahrung!"

„Da ist es sicher, da ist es warm!" fiel die deutsche Liedersängerin ein.

„Machen Sie Ihre Witze mit der Provinz da drüben," sagte Felicitas ungnädig, „bitte sehr."

„Wenn sie nicht sagte, sie bittet, würde man glauben, sie befiehlt," raunte der Kapellmeister der falschen Yvette Guilbert zu. Das ganze Personal fand sich in der Abneigung gegen die neue Kraft zusammen, obgleich die sie aus dem großen Schlamassel rettete. Schrewe grollte ihr deswegen noch besonders, weil die Vertraulichkeiten, die sie Rudi Götz gestattete, die arme Klo kränken mußten.

Die saß da, so zerstört, so hilflos, daß sich ihm das Herz im Leibe umdrehen wollte.

Detlev von Roch machte ihr in seiner gewinnendsten Weise den Hof, schwärmte von damals, wo er sie in ihren

Glanznummern gehört, und da sie ein paarmal nickte, wenn auch mit einem schmerzlichen Lächeln, ging er mehr und mehr aus sich heraus. Der Vetter im Frack war abgefallen, der schlief schon beinahe. Aber zuweilen, wenn an der Ecke eine Schnoddrigkeit des Weinagenten eine Lachsalve hervorrief, fuhr er auf und lachte mit.

Es war Klo ganz recht, still zuhören zu können. Oder wenigstens so zu tun, als ob sie dem „Landrat" zuhörte. So glaubten sich die beiden auf der andern Seite unbeobachtet. Aber es entging ihr kein Wort. O dieser heuchlerische, verliebte Ton, diese gutmütig-drollige Art, die auch sie damals eingefangen hatte! Und die Blicke, die Blicke, die hin- und hergingen zwischen den beiden! Jetzt ein kurzes Lachen der koketten Sängerin — sie warf sich rückwärts über die Lehne — und er kippte seinen Stuhl nach hinten um, wippte vor und zurück und flüsterte mit ihr — bis sie sich lachend die Ohren zuhielt ...

„O du — du — —!"

Klo erschrak über sich. Hatte sie's laut gesagt? Wer hatte es gehört? Der Junker kaum. Der hatte vom Sekt feuchtglänzende Augen bekommen und sah sie an wie ein Bild aus Himmelshöhen. Er war in Schwung geraten, beteuerte, daß nur in Berlin das großzügige Leben sei, und er hielt ihr nun das Sektglas hin — sie müsse ihm die Freude machen ... Ja, ob sie nett sein wolle? Bloß nippen! Ein einziges Mal! Ja?

Sie nahm und trank. Trank das ganze Glas in einem Zuge leer, setzte es fest auf und erhob sich. Tonlos sagte sie: „Vier Uhr. Wir müssen schließen."

„Schade. Jammerschade." Detlev von Roch verhandelte darauf flüchtig mit dem jungen Vetter: er möchte an seiner Statt abrechnen. Die deutsche Liedersängerin bemerkte, daß er ihm ein dünnes Päckchen zusammengefalteter Hundertmarkscheine in die Hand drückte. Er konnte gar nicht gezählt haben, wieviele es waren.

Das übrige Lokal war leer bis auf einen dicken, semmelblonden Gast, der in der Ecke saß, eingeschlummert, die erkaltete Zigarre im linken Mundwinkel. Der Zahlkellner machte ihn soeben munter.

Die andern beiden Kellner hatten schon damit begonnen, die Stühle auf die abgeräumten Tische zu stellen, um auszufegen.

„Wartet noch mal für fünf Pfennig, ihr Odalisken," schnarrte der Weinagent mit schwerer Zunge, „wir wollen hier doch keine Bazillen schlucken."

Einer der Kellner schlug die Fensterläden zurück. Und nun war alles für ein paar Sekunden sprachlos: — Draußen war es taghell!

„Hören Sie mal, Landrat, ist es nicht geradezu eine Sünde, jetzt ins Hotel zu ziehen und sich stumpfsinnig in die Klappe zu klemmen?" sagte der Weinagent beim Paletotanziehen.

„Ja, man müßte noch hinaus, ins Freie, irgendwohin," sagte der Rittmeister, sofort wieder munter von dem bißchen Morgenluft, die ihn trotz Asphalt und Benzin an Zuhause erinnerte.

Der Weinagent krähte: „Man müßte hinaus?! Sehr gut, sehr gut! Der Mann muß hinaus! Kinder —! Ich schlag' ihm vor, wir trinken noch einen Kaffee — und er singt Arien: Durch die Wälder, durch die Auen!"

„O, noch ein paar Atemzüge draußen tun! Ja! Famos! Da wär' ich auch dabei!" rief Felicitas Brentano wie elektrisiert.

„Unsinn, Püppchen. Daraus wird nichts. Marsch ins Bettchen, ausschlafen. Abends dann wieder schneidig. Was?" Rudi Götz hatte seinen modischen englischen Paletot bis oben zugeknöpft. Er sah schlank und elegant aus und wippte sich vor seinem Star auf den Fußspitzen.

„Ich lad' euch alle ein, Herrschaften," sagte der Weinagent. „Kapellmeister, Sie kommen natürlich mit. Sonst fallen Sie in Ungnade, werden gekündigt und können Fräulein Klo nicht mehr anhimmeln. Was haben Sie dann noch für 'nen Lebenszweck außer Dreivierteltakt?"

„Der Kapellmeister geht mit uns!" entschied Felicitas.

„Mit uns —?!" Klo wiederholte es tonlos, fast ohne die Lippen zu bewegen. Aber sie sah Rudi Götz brennend dabei an.

Der spielte mit seinem Ebenholzstock. „Herrje, große Sache, wir machen eben noch einen kleinen Bummel. In den Tiergarten. — Du willst also nicht mit?“

Es lag im Ton der Frage kaum ein Bedauern.

„Doch, Klo, Sie müssen!“ rief Felicitas lebhaft. Sie war heiter, siegesbewußt, der junge Morgen gab ihr frische Kraft, sie spürte gar keine Übernächtigkeit.

Der Weinagent hatte gepfiffen, beide Zeigefinger in die Mundwinkel steckend. Ratternd, fauchend näherten sich zwei Automobile. Er nahm den jungen Berliner am Arm und schob dessen Freund dem Kapellmeister zu. „Lassen Sie den Landrat mit den Fürschtlichkeiten fahren. Café Bauer, Sie Sklavenhalter!“ Er verstaute die deutsche Liedersängerin, die falsche Yvette Guilbert und den jungen Bärenführer im vorderen Droschkenauto. „Also Kinder, Finger hoch: wer ist für einen Schwarzen, wer für Pils und wer für Schokolade? — He, ihr da, Fürschtlichkeiten: Treffpunkt Café Bauer!“

Unter Lachen und Rufen ratterten sie davon.

Nun faßte auch Rudi Götz seinen Entschluß. „Also vorwärts. Was kann da sein? Bitte, meine Damen. Komm, Schrewe. Kommen Sie, Landrat. Ich schlage vor, ihr beiden Gralshüter setzt euch da drüben zusammen. Und ich komme zwischen die feindlichen Mächte.“

„Warum feindlich?“ fragte Felicitas, indem sie rechts Platz nahm. „Hab' ich Ihnen was getan, Klo?“

Klo schüttelte den Kopf und sagte: „Er möchte es nur.“

Durch die leeren, morgenhellen Straßen jagte das Automobil zum Brandenburger Tor und durchraste den Tiergarten. Noch empfand keines die Frische unangenehm. Sie steckten in Pelzen oder molligen Mänteln und hockten unter der Friesdecke dicht und warm beisammen. Auszusteigen, um spazieren zu gehen, dazu hatte niemand Lust.

„Wenn man da immer geradeaus fährt,“ sagte der Kapellmeister in einer Anwandlung von Abenteuerlust, „kommt man an die Havel.“

Detlev von Roch kannte die neue Heerstraße noch nicht. Er war dafür, die Spazierfahrt so lang wie möglich auszudehnen. Die schöne Klo saß ihm gegenüber. Er fühlte ihre Wärme. Er sah ihr in die hellgrauen, schwarzbewimperten Augen. Eine starke Aufregung beherrschte ihn. Beim Sprechen versagte ihm manchmal die Stimme. Aber man konnte dem Poltern und Rütteln der Autodroschke die Schuld daran geben. Was war das für ein himmlisches Weib! Die andere, um die sich Rudi Götz so wahnsinnig hatte, kam daneben nicht auf.

Fast ohne Überlegung ward die Anregung zum Beschluß erhoben. Schrewe mußte durch die vordere Glasscheibe des Autos mit dem Mann auf dem Bock verhandeln. Der verstand endlich, und mit verstärkter Geschwindigkeit ging es weiter.

Eine lange, breite Avenue. Nirgends ein Mensch. Aber das oberste Stockwerk der neuen Mietspaläste zur Rechten lag im hellen Sonnenschein. Und wolkenloser Himmel über dem Frühlingstag.

Erst als sie den Reichskanzlerplatz hinter sich hatten, begann sich die Morgenkühle bemerkbar zu machen. Solange hatte die Alkoholwärme vorgehalten.

Rudi Götz hatte seinen rechten Arm um den Star geschlungen. „Du bist ein leichtsinniges Huhn, Felicitas, weißt du das? Wenn das nun deiner Stimme schadet?“

Sie lachte hell auf und klopfte sich auf die Brust. „Unverwüstlich, du, unverwüstlich! Ach, es ist himmlisch! Ich freue mich so!“

„Und Augen macht sie! Racker! Ist sie nicht die strahlende Gesundheit? Was?“ Er preßte sie an sich. „Kinder, Kinder, was kost't die Welt!“

Sie waren beide in der Überreizung ihrer Nerven von einer so aufgeregten Lustigkeit, daß sie ganz der andern vergaßen, vor allem der stillen Klo. Als sie im Hui den Bahnhof Heerstraße passierten und die Zugluft auf der Brücke den beiden Damen in die Hüte fuhr, mußte sich Felicitas ganz in seinen Arm ducken. Schützend hob er die Friesdecke hoch und hielt sie minutenlang vor sie. Dabei hatte er sein Antlitz dem ihren dicht genähert. Mit

großen Augen sahen sie einander an. Sie sprachen nicht mehr, sie formten nur noch stumme Silben mit den Lippen — jedes Wort eine Liebkosung.

Detlev von Roch hatte in der Morgenfrische die Müdigkeit völlig überwunden. Er gewann wieder mehr und mehr Mut. Da der Kapellmeister sich in die Ecke gelehnt und die Augen geschlossen hatte, suchte er unter der Friesdecke Klos Hand. Er fand sie und hielt sie zärtlich fest. Aber bei einer Bewegung von ihr entdeckte er, daß es die Hand der andern war.

„Ach guckt mal her — der Landrat wird galant!" rief Rudi Götz, der den Vorgang bemerkt hatte, und lachte.

Der Junker fühlte sich zuerst wie ein armer Sünder ertappt. Aber da Klo ihn so seltsam ernst mit ihren großen, traurigen, grauen Augen ansah, nahm er einen Anlauf. „Warum soll ich nicht — galant sein? Ich finde, wir Deutschen — wir sind viel zu schwerfällig! Ritter ohne Furcht und Tadel — der — der geht durchs Feuer, wenn er jemand lieb hat! Ich meine: so richtig lieb!"

„Ach Landrat, teurer Landrat mein, Sie haben ja so recht!" Rudi Götz schaukelte sich mit seiner warmen Last hin und her, sie lachten beide versteckt in sich hinein und dann summten sie die Melodie ihres Schlagers: „Tire, tire, tire la couverture —!"

Dem „Landrat" war das Blut in die Wangen getreten. „So richtig lieb — hab' ich bis zu dieser Stunde noch nie ein Weib gehabt! Wahrhaftig!" Er sagte es voller Trotz. Und fast fuchtig stieß er aus: „Sie ahnen ja gar nicht, Direktor, was für ein Juwel die ist! Nein, Sie ahnen es nicht!"

„Tire, tire, tire la couverture —!" summten sie und lachten.

Detlev redete sich in immer größere Begeisterung — aber da setzte plötzlich die Bremse ein. Sie waren auf der Havelbrücke angelangt. Bei dem Ruck flogen sie alle durcheinander. Der Kapellmeister schreckte auf — Felicitas kreischte — Rudi Götz zankte auf den Kutscher.

„Aussteigen!" sagte Klo in atemloser Hast.

Der Rittmeister wickelte die Decke auseinander, sprang hinaus und half Klo zu Boden. Sie ging ein paar Schritt, dann blieb sie stehen, stützte die Arme auf das rote Steingeländer der Brücke und weinte.

„Himmel, ist das nun eine Bieridee!“ schalt Rudi Götz. „Deswegen sind wir in aller Herrgottsfrühe hier herausgeautelt? Heulen! So 'was! Warum denn?“

„Klo!“ rief Felicitas schuldbewußt. „Etwa meinetwegen?“

Klo schüttelte den Kopf und ging weiter. Ziemlich raschen Schrittes. Auf der Insel bog sie links ab.

Detlev blieb ihr dicht auf den Fersen, die andern folgten langsamer. „Etwa — meinetwegen?“ sagte nun auch er, nicht minder schuldbewußt.

Lange antwortete sie gar nicht. Es schüttelte sie innerlich. Er drang immer mehr in sie. Endlich sagte sie in leisem, gewissermaßen wundem Ton: „Sie meinen's ja gut. Aber helfen — können Sie mir nicht!“

Als sie ans Ufer der Havel kamen, schoß eine Kette Wildenten aus dem Röhricht. Gleichzeitig begannen die Krähen in den Wipfeln der Kiefern zu krächzen. Flatternd stoben sie dann davon. Wie eine Wolke strich ihr Schatten über den Uferpfad.

Rudi Götz hatte Felicitas verlassen und schlich hinter den beiden leise her. Er konnte nicht verstehen, was sie sagten. Als sie ihn kommen hörten und der Rittmeister sich mit einigem Schreck nach ihm umwandte, rief er lachend: „Nee, nee, man keine Bange, ich mach' euch keine Szene! Ich bin nicht so!“

Nun huschte die Sängerin an ihm vorbei, nahm Klos Arm und zog sie ausgelassen mit sich. „Ach, Klo, Klo, wer wird denn solche Gesichter schneiden! So ein himmlischer Morgen! Kinder, guckt doch, dort sind Schwäne! Huije, und das blaue Wasser! Ach, ist das schön hier! Und so warm! Der reine Sommer!“

Schrewe hatte sich auf einen Baumstumpf ganz nahe an der Inselspitze gesetzt. In leichten Wellen atmete die Havel. Über die kleinen Steine spülte das Wasser klirrend immer wieder zurück.

Ein gottgeschenkter Morgen war's. Eine Partie aus einer Sinfonie fiel dem Kapellmeister ein — aus der Zeit, da er noch ein großes Orchester dirigiert hatte. Er hörte alle Instrumente, folgte der polyphonen Führung, jetzt kam das Crescendo, der Wachtelschlag—Beethoven war's, die sechste Sinfonie, nicht? — und eine unsagbare Sehnsucht und Wehmut überfiel ihn. Er warf seinen Hut zu Boden und fuhr sich mit beiden Händen nach den Schläfen.

„Warum — heult ihr denn alle?" rief Rudi Götz außer sich. „Schrewe, altes Kamel! Du hast ja das graue Elend!"

Der Kapellmeister schnaubte sich ins Taschentuch. „Ich? Ihr seid wohl belämmert. Mir — war noch nie so quietschfidel zumute." Aber er zeigte sein Gesicht nicht, sondern ging ein Stück weiter am Ufer hin. Dann bückte er sich, hob flache Steine auf und ließ sie übers Wasser tanzen.

Rudi Götz folgte seinem Beispiel. Dabei ward ihm warm. Er warf den Paletot ab. Wie er so in Frack und schwarzem Hut in der Morgensonne am Wasser stand, mußte Felicitas plötzlich hell über ihn lachen. Sie zog Klo eine Strecke weit mit sich. „Wie das aussieht, so ein Stadtmensch hier draußen! Nein, Kinder, ist das komisch!"

Sie lachte immer stärker, und als sie zu der Stelle gelangte, wo Rudis Paletot lag, ließ sie sich lachend darauf nieder und zog auch Klo mit sich.

„Bleiben Sie doch, Klo! Ach, Kinder, hier ist es ja einzig! Und sich zu sagen: in der Stadt drin schnarchen sie jetzt noch alle in ihren Betten!"

Rudi Götz war mit zwei, drei Sätzen bei ihnen und warf sich nieder, so daß er mit seinem Kopf auf Felicitas' Schoß zu liegen kam. Der Hut kollerte zu Boden. „Ich schnarche *hier*!" rief er und stellte sich sofort schlafend, indem er fürchterlich zu sägen anfing.

„Ein Nichtsnutz!" Die Sängerin nahm ihn von oben her an beiden Ohren und zauste ihn hin und her.

„Aber man kann ihm nicht böse sein, Kinder, was?" fragte er mit lustig-scheinheiliger Miene, sie beide anblinzelnd.

„Ich sehr!" rief Felicitas und lachte. „O du — du — du — Lump du!"

Klo blieb tiefernst.

„Schneid' doch nicht wieder Grimassen, Klo!" stöhnte Rudi Götz und ließ wie erschöpft beide Arme zu Boden fallen. „Das ist doch entsetzlich! Immer diese verrückte Eifersucht! Bin ich eifersüchtig? He? Etwa ich?" Er richtete sich halb auf und faßte den Fremden, der sich auf den Baumstumpf gesetzt hatte, am Saum seines Pelzes an. „Sagen Sie mal selbst, Landrat, bin ich nun das Scheusal, als das sie mich hinstellen will?"

„Jawohl, bist du!" fiel Felicitas ein.

„Still, du bist gar nicht gefragt. — Landrat, kleines Ehrenwort: bin ich das Scheusal? Ja oder nein? — Nehme ich gleich alles so übel, wie? — So hat dir noch kein Mensch die Cour gemacht, Klo, wie unser Landrat. Der Mann ist ein Gent, verstehst du. Gentleman von Klasse. Unermeßliche Güter im Rückhalt. Liebt dich. Liebt dich zum Rasendwerden. Zittert bloß so. Und ich? Mach' ich dir Szenen? Nein, mach' ich nicht. Ich denke eben groß. Liebt euch, sag' ich. Ich kann euerm Glücke nicht im Wege sein. Ich kann's nicht. Weil der besser ist als ich. Und weil er reich ist. Ich dagegen bin ein armer Schlucker, bin nichts, hab' nichts. Und du verstehst mich nicht, Klo. Du hast mich ja nie verstanden."

Sie hatten ihn alle mehrmals unterbrechen wollen, teils durch ernste, teils durch spöttische Zwischenrufe. Auch der Kapellmeister war herzugetreten, verärgert über Rudis brutale Art.

Stumm geblieben war ganz allein Klo. Aber jetzt nickte sie gedankenschwer und sagte in tiefer Bewegung: „O doch, Rudi, noch nie hab' ich dich so gut verstanden wie eben jetzt."

„Na also."

„Kinder, zankt doch nicht!" beschwichtigte die Sängerin. „So ein einziger Morgen!"

„Weißt du, was du willst, Rudi?" fuhr Klo fort.

„Stille doch!" bat Schrewe.

„Du willst — du willst ..." Sie riß sich empor, blieb

aber auf den Knien liegen. „Verschachern willst du mich! Da — dem ersten besten! Weil du mich los sein willst!"

„Aber das ist nun so garstig, Klo! So 'was zu sagen!" Felicitas drehte sich kurz um und zupfte an dem braunen Erikagestrüpp herum.

Rudi Götz war bei der energischen Bewegung von ihrem Schoß heruntergekollert. Er erhob sich, blieb aber gleich Klo auf den Knien liegen und sah sie erbost an. „Gewiß will ich dich los sein! Ja, in dieser Sekunde weiß ich: ich hasse dich! Hörst du? Ich hasse dich!"

„Das hast du schon vorher gewußt, Rudi. Wo ihr mich ins Krankenhaus gebracht habt, und nach der Operation, wo du gehört hast, mit meinem Singen ist es vorbei, da war's auch um dein bißchen Liebe geschehn!"

„Eifersüchtig bist du! Verstehst du? Das ist alles!"

„Auf mich etwa?" Felicitas warf die abgerupften Erikaruten zornig im Bogen von sich.

Klo nickte. „Ich war's. Gefressen hat's an mir. All die Tage über. O ich wär' am liebsten ins Wasser gegangen. — Aber jetzt bin ich's nicht mehr. Du hast mir dein wahres Gesicht gezeigt, Rudi Götz. So ein Mann bist du also. Ja, siehst du, und auf den ist man nicht mehr eifersüchtig. Den gönnt man jeder."

Er klatschte in die Hände. „Famos! Das ist lustig! Hörst du, Felicitas? Wir haben auch noch gratis unsern Segen. Lach' doch, Bébé! So lach' sie doch aus!"

Klo sah von ihm zu ihr. „Vielleicht ist ihr's gar nicht zum Lachen. Denn sie sieht jetzt: so wird ihr's auch einmal gehn. So wie mir heute. Und das stimmt ein Weib nicht lustig."

„Aber i c h lache, i c h!" Rudi Götz sprang auf und reckte beide Arme. „Ach, Klo, du ahnst gar nicht, wie ulkig du bist!" Und er lief lachend im Halbkreis um die Gruppe herum.

Felicitas hatte eine weiße Nasenspitze bekommen. „Jetzt haben Sie mir wirklich die ganze Laune verdorben, Klo."

„Das wollte sie ja gerade!" rief Rudi aufgebracht. „Und du fällst darauf 'rein! Auf so'n Roman!"

„Ich könnt' Ihnen schon einen Roman erzählen," sagte Klo. „Aber es lohnt ja gar nicht." Sie erhob sich, lief zum Wasser, blieb dort stehen und hob beide Hände zu den Schläfen. Lange blieb sie so stehen. Dann warf sie sich weinend nieder, ihres Mantels, ihres Huts nicht achtend.

Schrewe hatte sich auf den Rücken gelegt. Der Schlapphut fiel ihm dabei vom Kopf, und man sah in der Sonne, daß sein Haar gefärbt war. An den Wurzeln war es silberweiß. Detlev schätzte ihn auf gut sechzig Jahre. Er hatte plötzlich einen fürchterlichen Widerwillen gegen die ganze Gesellschaft. Er erhob sich und wanderte unentschlossen ein paarmal hin und her. Aber das Mitleid mit Klo packte ihn dann wieder. Er folgte ihr, setzte sich auf die Erde, sprach ihr gutmütig zu, und da sie nur um so stärker weinte, zündete er sich eine Zigarette an, umklammerte mit beiden Armen seine Knie und blickte über das blaue Wasser hin, kleine Ringe in die stille Morgenluft blasend. Immer von neuem versuchte er, ihr zuzureden. Und endlich gelang es ihm, ihr die Zunge zu lösen.

⁂ ⁂ ⁂

Trieb sie wirklich nur die Eifersucht, die zerstören wollte? So fragten sich die andern, die von ihrem Lagerplatz dies und das aufschnappten. Oder war es der weiblich-mütterliche Zug in ihr, die junge Nachfolgerin zu schützen? — so fragte sich Detlev.

Eine Zeitlang hatte Rudi Götz versucht, sie durch Spott, durch Lachen, durch höhnische Zwischenrufe zu unterbrechen. Plötzlich riß er seinen Paletot vom Boden auf — Felicitas drehte sich ärgerlich zur Seite, als er ihr nahe kam — und begann seine unruhige Wanderung weiter auszudehnen.

„Rede nur, rede nur," rief er vom Waldrand herüber. „Ich hab' ja Zeit. Bloß das Auto dauert mich. Das wird ein sündhaft teures Vergnügen."

Klo sprach sich alles vom Herzen. Wie sie als blutjunge Konservatoristin von Rudi Götz beschwatzt worden war, das Engagement bei ihm anzunehmen. Sie stand am Ende ihrer Studien, hatte aber die Mittel nicht, um ein Konzert zu geben. Ihrer Mutter, der Choristin an der Hamburger Oper, war es so schon schwer genug

zefallen, ihr das Monatsgeld zu schicken. Gesangsschülerinnen bekam sie auch nicht. Im Kabarett kam sie am raschesten zu Einnahmen, hatte Rudi Götz ihr vorgestellt. Sie war hernach schwer enttäuscht. Von künstlerischem Streben keine Spur — die Gesellschaft Bohême schlimmster Sorte — das Nachtleben ungesund, angreifend und degoutant. Für die paar Liedchen, die sie dort auf dem Brettel in dem fürchterlichen Zigarrenqualm vortrug, hätte sie wahrlich nicht drei Jahre lang ernste Studien zu treiben brauchen. Ihr Leben, ihr Renommee, ihre Künstlerkarriere war verpfuscht, schon lang bevor die Krankheit ihr die Stimme nahm.

Detlev war tiefer bewegt, als er's vor sich selber wahrhaben wollte. Er hatte den Rest seiner Zigarette ins Wasser geworfen und sah nun in den hellen Frühlingsmorgen hinaus. Was für Gegensätze! Dieses Lachen und Grüßen in der Natur, in der alles zu neuem Wachsen, neuem Werden sich anschickte — und dieser todtraurige Abschluß einer Mädchenjugend!

Vielleicht wirkte noch die alkoholische Überreizung in ihm nach — er war sich selbst nicht klar darüber — aber es kam ihm so vor, als bedeutete diese Stunde etwas wie eine innerliche Einkehr für ihn.

Leichtsinnig war er als junger Dachs natürlich auch gewesen. Manchem süßen, kleinen Mädel hatte er Treue geschworen. Aber immer nur — für einige Zeit. Mochte der Himmel wissen, was aus der Bertha geworden war. Wo steckte die kleine Friedel jetzt? Sie wollte damals als Korrespondentin nach Australien gehn. Und die stupsnasige Emmi fiel ihm ein — und Frau Schababer, die lustige Witwe — und die feine, stille, sinnige Hamburgerin, Tildchen Weise, die nach dem tränenreichen Abschied damals Choristin an der Hamburger Oper geworden war. Nein, war das wirklich schon zweiundzwanzig Jahre her?!

... Tildchen Weise ... Es war eine ganz verrückte Idee, die ihm plötzlich durchs Hirn schoß. Klotilde Weise lautete auch der bürgerliche Name der unglücklichen Kleinen, die hier im Erikagestrüpp unter Schluchzen ihre Lebensbeichte geendigt hatte ...

‚Ums Himmels willen, das ist der Alkohol!' suchte er sich zu beschwichtigen. ‚Was für abrupte Vorstellungen einen ängstigen können, oder wenigstens belästigen, wenn man so eine Nacht durchkneipt hat!'

Felicitas und der melancholische Kapellmeister waren inzwischen sachte herzugetreten. Klo hatte es wohl kaum bemerkt.

„Seid ihr endlich fertig, ihr da drüben?" rief Rudi Götz rechts vom Uferweg her.

Er bekam keine Antwort. Klo hatte sich erhoben und war, das zusammengeknüllte Taschentuch gegen den Mund pressend, nach der linken Inselseite zurückgekehrt. Felicitas folgte ihr, völlig ernüchtert, aufs bitterste aufgereizt gegen Rudi Götz, der sie genau wie Klo mit tausend Versprechungen einfangen wollte.

„Also — was soll's? Ich will endlich nach der Stadt zurück!" Rudi hatte jetzt einen kampflustigen Ton. „Schrewe, altes Kamel, die Knochen zusammengerissen! Ich warte nicht länger!"

Langsam hatte sich der Kapellmeister aufgerichtet. „Auf mich brauchst du nicht zu warten, Direktor. Ich geh' nicht mit."

„Du bist wohl von allen guten Geistern verlassen, Schrewe? Was willst du sonst anfangen?"

„Mich sonnen. Hier am Ufer."

„Einen Schnupfen holst du dir bombensicher. — Und ihr zwei! Kommt ihr jetzt oder kommt ihr nicht?"

Nun drehte sich Felicitas mit einem scharfen Ruck nach ihm um. „Nein, wir kommen nicht! Mit Ihnen fahren wir auf keinen Fall, Herr Götz! Ich nicht und Klo nicht!"

„Ihr seid ja rein des Deibels. Wie wollt ihr sonst nach Berlin zurückkommen?"

„Das braucht niemand zu interessieren als uns."

„Kinder, macht keine Dummheiten. Das Auto wartet. Sie, Landrat, kommen Sie. Und sprechen Sie doch ein Machtwort."

„Ich — habe nicht vor, mich von den Damen zu trennen. Das heißt, wenn es den Damen recht ist."

Rudi Götz lachte laut auf. Dann kam er zornig auf die Sängerin zu. „Also was soll die Komödie, Felicitas?"

„Keine Komödie. Bitterer Ernst, Direktor." Felicitas hatte die Arme in die Seiten 'gestemmt. „Ich bedanke mich für die Nachfolgerschaft, Herr Direktor. Verstehen Sie mich?"

„Nun ist sie wirklich auf diesen kindischen Klatsch hereingefallen! Menschenskinder!"

„Schluß, Schluß, Direktor!" Die Sängerin sah ihn drohend an. „Empfehlen Sie sich. Möglichst rasch, rasch. Wir haben genug von Ihnen. Ein Kavalier läßt sich das nicht immer wieder sagen."

„Ist ja Blödsinn überhaupt. Kind, so komm doch. Du hast abends zu singen."

„Ich? Bei Ihnen? Fällt mir nicht im Traum ein."

„Was — was — was soll das heißen?"

„Ich streike. Das ganze Kabarett widert mich an. Ich betrete das Lokal mit keinem Fuße mehr."

Rudi Götz hatte Fäuste gemacht. Er drohte Klo. „Das verdank' ich dir? Deinem Gehetze? Und du denkst, ich lasse mir das gefallen? — Landrat, Sie sind Zeuge . . ."

„Herr, gehen Sie! Gehen Sie mir aus dem Angesicht! Ich kann Sie nicht mehr sehen! Sie — Sie —! Für mich sind Sie erledigt! Schon längst! Verstehen Sie?" Es war das erstemal, daß man merkte: er konnte befehlen. Ein offiziersmäßiger Schneid lag jetzt in seiner Stimme.

Die Auseinandersetzung wurde dadurch unterbrochen, daß der Autoführer auf der Bildfläche erschien. Ihm war es Angst um die Taxe geworden. Der „Landrat" holte lose aus der Tasche einen Goldfuchs und drückte ihn dem Manne in die Hand. Dabei wandte er sich den Damen zu: „Oder soll ich Ihnen das Auto sichern? Bitte, sagen Sie. Dann kann Herr Götz eine Fußtour machen."

„Wir bleiben noch!" rief Fräulein Felicitas sofort. „Hier hat man doch einmal Sonne!"

„Und später —?"

„Da drüben an der Havel fährt 'ne Elektrische nach Spandau. O, wir kommen schon heim, keine Sorge!"



Bildnis von Mrs. Ashley.

Gemälde von Anders Zorn.

Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

Rudi Götz knöpfte sich wütend seinen Überzieher zu. „Gut. Also adieu. Aber wenn ich heut abend vergebens warten muß — Kinder, ich warne euch —! Dich mit, Klo! Ich warne dich!"

„Wir sind fertig miteinander!" rief Klo fest und mit unendlicher Genugtuung.

Und Felicitas fiel ein: „Wir zwei auch! Ein für allemal!"

Er zögerte noch ein paar Sekunden. Dann machte er kurz kehrt und ging mit dem Autoführer nach der Heerstraße zurück.

❀ ❀ ❀

„Aber unvernünftig seid ihr schon, Kinder," sagte der Kapellmeister nachher. Er hatte sich auf den Baumstumpf gesetzt und die Paletot-Enden über die Knie gezogen, denn es begann ihn zu frieren. „Das ist nun eine weite Reise für euch."

„Kommen Sie nicht mit?" fragte Detlev.

Er schüttelte melancholisch den Kopf. „Wenn ihr fort seid, dann such' ich mir ein stilles Plätzchen in der Sonne aus."

„Zum Schlafen etwa?"

„Gehen Sie, Schrewe! So im Freien!"

„Die hat mich ja so lang nicht mehr beschienen, die Sonne. Immer um viere, fünfe heim, den Tag verschlafen, abends wieder zum Brettl. Kinder, ich hab' solch eine Sehnsucht!"

„Und ich möcht' ein Stückchen laufen," sagte Felicitas. „Es kribbelt und prickelt mir im Blut." Sie lachte. „Wenn nur der dumme Hut nicht wär'! Ich werd' ihn hernach ganz einfach unter den Arm nehmen!"

Detlev von Roch war voll großer, edler Pläne — und er war sehr zufrieden mit sich. Diese dramatische Abrechnung zwischen Klo und Rudi Götz hatte alles in ihm aufgewühlt. Er verstand, daß die Erschütterung stark genug war, um auch auf ein Wesen wie diese Felicitas einen bestimmenden Einfluß auszuüben. Wie eine Fügung war's. Die junge Sängerin hatte nicht die Gemütstiefe wie Klo — sie besaß auch deren Bildung nicht — aber der mächtige Eindruck dieser Morgenstunde konnte vielleicht

ihr Leben von Grund aus umgestalten. War es denkbar, daß sie auf die Brettllaufbahn überhaupt verzichtete, lieber reuig zu ihrem Manne zurückkehrte? Er entsann sich der Erzählungen am Nebentisch im Kabarett. Da war ihm der Lebensgang der feschen Künstlerin noch ganz gleichgültig gewesen. Und nun hatte ihn ein solches Bedürfnis gepackt, zu helfen, zu bessern, zu retten.

Felicitas hatte unter ihrem Pelzmantel die Schleppe des hellen Abendkleides, die sie bei jedem Schritt genierte, aufgebunden. Nun schlenderte sie mit Klo auf der andern Seite der Insel weiter. Sie sprach lebhaft in sie hinein. Ihr neuer Freund hatte sie bald eingeholt.

Ab und zu blieben sie stehen. Er zeigte ihnen ein paar Reiter, die in der Ferne an der Havel entlang galoppierten. Man sah eine runde, kleine Staubwolke, mitten darin blitzte es. „Es sind Soldaten," meinte er.

Mehr und mehr erwachte das Interesse in ihnen für all die fremden Dinge, die sie hier sahen. Sie waren der Natur so ganz entwöhnt durch ihren Beruf. Jugenderinnerungen tauchten in ihnen auf. Er erzählte ihnen vom Gutsleben. Sie freuten sich beide über allerlei Drolliges, das er vorbrachte. Von Rudi Götz war gar nicht mehr die Rede.

Als sie zu dem zweiten Teil der großen Brücke gelangten, der von der Insel zum Spandauer Ufer führte, sahen sie sich nach Schrewe um.

„Kapellmeister!" rief Herr von Roch.

Keine Antwort.

„Laßt ihn. Er will sich sonnen." Und Klo erzählte dann, daß er früher ein Musiker von großem Ruf gewesen sei. Aber der Trunk hatte ihn heruntergebracht.

Während sie durch das noch morgenstille Dorf schritten, beichtete der Rittmeister, wie ihn doch die ganze Zeit über die Erinnerung an Klos Auftreten damals festgehalten hatte. Irgendeine dunkle Vorstellung von einer guten Tat schlummerte in seiner Brust. Er wollte Klo retten, sie in gute, reine, gesunde Verhältnisse bringen. Aber vorläufig sagte er nur: „Sie sind ja viel zu schade für so ein Lokal!"

Klo ließ matt die Schultern sinken. „Jetzt nicht mehr."

Um so temperamentvoller äußerte sich Felicitas. „Ach, ich würde mich so freuen, wenn es dem Rudi ordentlich in die Bude hagelte! Er ist ja ein doller Hecht! Fuchsteufelswild bin ich auf ihn! Er kann lange warten heut abend. Wenn er sich einbildet, man läßt sich ausnutzen, und dann schiebt er einen ab, mir nichts dir nichts — da irrt er sich!"

Die Straße war heiß und staubig. Ein Milchwagen überholte sie. Der Kutscher und die Milchfrau sahen die seltsamen Gestalten verblüfft an.

„Hier ist die Haltestelle," sagte Klo. Sie war nach all den Erregungen zum Umfallen müde.

„Eigentlich war's ja eine Kateridee," meinte Felicitas jetzt lachend, „daß wir ihm das Auto gelassen haben. Der hätte laufen müssen. Sehr gesund wär' ihm das gewesen." — Sie blieb stehen und nahm den Hut ab. „Es ist rein zum Verzweifeln mit dem Riesengebäude. Für eine Landpartie sind wir nicht recht eingerichtet."

„Die Straßenbahn muß doch bald kommen." Detlev trat an die Tafel und studierte. Zwanzig Minuten hatte man immer noch zu warten.

„Dann gehen wir lieber noch ein Stück," sagte Klo.

Die Dorfstraße zog sich endlos hin. Kinder erschienen vor den Häusern — verschlafene Frauen und Mägde — Handwerker, Männer zogen schweigend in kleinen Trupps an ihnen vorüber zur Arbeit. Der eine oder andere machte eine Bemerkung über die kostbaren Pelzmäntel und Riesenhüte.

Und so im Weiterstapfen in der stechenden Sonne ward dem Rittmeister die Situation allmählich sehr unbehaglich. Die Blicke der Passanten genierten ihn. Er mußte auch selbst zugeben: der Aufzug der beiden Damen war ein bißchen abenteuerlich. Der phantastische Hut von Felicitas wirkte in dieser nüchternen Umgebung geradezu grotesk. Mit der wachsenden Abspannung ihrer Gesichtszüge traten auch immer deutlicher die Spuren von Schminke und Tusche hervor. Und unheimlich sah sich der Lockenaufbau an, seitdem sie den Hut abgenommen hatte.

In der unbarmherzigen Frühsonne bemerkte man so scharf die Grenze zwischen ihrem eigenen Haar und dem fremden, das sie trug.

„Vielleicht ist es doch besser," schlug er vor, „wir suchen irgendeine kleine Gartenwirtschaft auf und warten dort, bis die Elektrische kommt."

Die Straße machte hier eine Biegung. Man hörte plötzlich ein Rauschen, als ob man zum Strand käme. Eine mächtige Staubwolke zog heran — mitten darin Soldaten. Ein Bataillon marschierte auf der Straße von Spandau her.

„Ob man denen nicht lieber ausweichen sollte?" fragte der Rittmeister, höchst unbehaglich gestimmt.

Aber es war keine Zeit mehr. Die paar berittenen Offiziere setzten sich auf dem Sommerweg soeben in Trab. Klo wandte sich ab und zog das Taschentuch, es vor den Mund pressend, denn die Staubwolke hüllte sie sofort ein.

Und dann begann geradezu eine Tortur.

Die vier Rotten nahmen an der Stelle, wo das Kleeblatt an den Gartenzaun getreten war, die ganze Breite der Straße ein. Wie eine Woge wälzte sich zu ihnen der Schweißgeruch der marschierenden Truppe.

Aber das war nicht das Schlimmste. Grausamer noch waren die Bemerkungen der Soldaten. Manche kreischten vor Vergnügen hell auf, als sie die seltsamen weiblichen Erscheinungen bemerkten. Andere riefen ihnen plumpe Vertraulichkeiten zu. Auch ihr Begleiter bekam allerlei Derbheiten zu hören. Er sah übernächtig und stark verkatert aus. Wie sich die jungen Burschen seine Zugehörigkeit zu den beiden Damen deuten mochten? Das ganze Abenteuer verdroß ihn.

Nun tat plötzlich einer, als ob er stolperte, und stieß im Vorbeigehen gegen Klo an. Sie hatte sich ängstlich gegen den Gartenzaun gepreßt. Ein Unteroffizier brüllte, weil der Mann mit dem Gewehrlauf gegen das Kochgeschirr seines Vordermannes angerannt war. Die ganze Kolonne war in Unordnung geraten.

Und jede neue Kompagnie, die an ihnen vorbeikam, bedeutete eine neue schwere Prüfung für Herrn von Roch

und seine beiden Schützlinge. Überlegen lächelnd sah der Hauptmann von seinem Pferd herab das abenteuerliche Kleeblatt an. Ein unberittener Leutnant am Schluß der dritten Kompagnie schien eine der Damen zu erkennen. „Hallo —!“ rief er und stutzte. Aber die letzte Kompagnie war zu dicht aufgelaufen: er mußte schleunigst weiter, drehte sich nur an der Ecke noch einmal um und zeigte die blanken, weißen Zähne in seinem braunen, lustigen Gesicht.

Mit ihrem Lärm und Staub und der heißen Dunstwelle zog die Truppe weiter und entschwand um die Biegung der Straße.

Endlich konnte man aufatmen.

Aber sie sahen alle drei böse aus. Über und über mit Staub bedeckt.

„Wenn nur die verdammte Straßenbahn endlich käme!“ rief der Rittmeister zornig. Er war in eine gereizte, unliebenswürdige Krakeelstimmung geraten. „Eine wahnsinnige Idee! Jetzt könnte man doch schon längst in der Klappe liegen! Hat die Welt so ’was gesehn?“

Klo wollte versuchen, sich den Staub abzuklopfen, aber es ward dadurch nur noch schlimmer. Sie wußte auf die Vorwürfe nichts zu erwidern. Die Zurufe der Soldaten hatten ihr die Röte ins Gesicht getrieben. Als sie seine zornige Miene sah, ward sie ganz blaß. Sie merkte: ihr Beschützer schämte sich ihrer.

Auch die schöne Felicitas mußte es merken. Sie hatte über den Gartenzaun hinweg mit einer Frau, die nasse Wäsche aufhängte, eine Unterhaltung über die Straßenbahn begonnen. Noch bevor die Auskunft da war, hörte man das Klingeln.

„Nu aber dalli!“ rief die Frau.

Im Geschwindschritt liefen sie alle drei zur nächsten Haltestelle.

Der Wagen war stark besetzt mit Arbeitern. Auch ein paar Fabrikarbeiterinnen befanden sich im Innern. Auf den beiden Plattformen standen weit mehr Fahrgäste, als polizeilich erlaubt war. Der Schaffner wollte daher nur eine Person mitnehmen, mehr nicht. Entsetzt hob der Rittmeister die Hand. „Wir müssen mit —!“

„'rin mit die Mächens!" rief ein Mann im Arbeitszeug eines Maurers, der aus einer kurzen Pfeife rauchte wie ein Schlot.

Der ganze Wagen hatte nun ein Amüsement. Die Arbeiterinnen wollten sich krank darüber lachen, daß die beiden Berlinerinnen die Hüte kaum durch die schmale Türöffnung brachten. Von den Männern gab's wohl keinen, der nicht durch ein Wort oder wenigstens einen Blick zu verstehen gegeben hätte, wie er sie einschätzte.

Detlev von Roch gab dem Schaffner ein reichliches Trinkgeld, ging aber auf das Gespräch, das dieser dann anknüpfen wollte, nicht ein. Er war auf dem Perron geblieben. Den Damen hatten richtig zwei Arbeiter drinnen Platz gemacht.

Einer von ihnen verließ an der ersten Haltestelle in Spandau den Wagen.

„Du bist ja so galant, Ede!"

Der zuckte die Achsel. Dann spuckte er aus.

Es war dem Rittmeister, als hätte ihn einer an der Gurgel gepackt.

Die Männer, die ernst und verdrossen zur Arbeit fuhren, musterten ihn mit spöttischen, hämischen oder herausfordernden Blicken.

Wenn ihn jetzt jemand von seinem Gut in dieser schauderhaften Situation gesehen hätte! Oder einer der Kameraden von seinem alten Regiment!

Der Wagen blieb bis zum Bahnhof besetzt. Nur der Platz neben Klo war frei. Sie sah ihn einmal fragend an. Bei den vielen Biegungen des Schienenstrangs ward er hin- und hergeschleudert, weil er sich nirgends festhalten konnte. „Der hat gut geladen," raunte einer dem andern zu. Er tat, als habe er's nicht gehört und als habe er Klos Einladung nicht bemerkt. Jede Sekunde ward ihm zur Ewigkeit. Endlich polterte der Straßenbahnwagen über die Havelbrücke — und nach einigen weiteren Biegungen um die Ecken schmaler Gäßchen war man am Bahnhof angelangt.

„Wenn Sie sich zuhalten, erwischen Sie grad' einen Zug — Bahnsteig B — da, gleich links!" rief der Schaffner

ihm noch nach, um sich für das Trinkgeld erkenntlich zu zeigen.

So begann denn ein tüchtiges Gehetze zum Schalter. Er ließ sich drei Fahrkarten geben und teilte den beiden Damen die ihren zu. — „Rasch! Rasch!“ rief er aufgeregt. Aber die Schalterbeamtin konnte ihm auf das Goldstück nicht herausgeben und mußte sich erst von der Kollegin am Nebenschalter Kleingeld erbitten.

Inzwischen hatten die Damen die Bahnsteigsperre passiert und liefen auf einen Wagen zweiter Klasse zu.

„Bitte beeilen beim Einsteigen!“ rief der Mann mit der roten Mütze, als der Begleiter der beiden Damen atemlos den Perron betrat.

Detlev von Roch sah Felicitas soeben ins Coupé einsteigen. Aus fast allen Fenstern desselben Wagens steckten junge Offiziere, die zur Turnanstalt oder zu sonst einem Kommando nach Berlin fahren mochten, die Köpfe heraus.

Noch einmal Spießruten laufen wollte er nicht. Nein, auf keinen Fall. Er blieb stehen. Sein Entschluß war das Ergebnis einer einzigen Sekunde: er wollte die Gelegenheit wahrnehmen, um die beiden Damen zu „versetzen“.

„Hier!“ rief Felicitas, beugte sich aus dem Coupé und schwenkte ihren Riesenhut.

Irgendwo wurde gelacht.

Er riß den Hut vom Kopf, zog das Taschentuch, wischte sich die Stirn und tat, als hörte und sähe er nicht.

Nun erschien auch Klo im Rahmen der Tür und winkte.

Er hätte noch bequem mitkommen können. Aber müde abwehrend machte er eine Geste und blieb stehen.

Der Mann mit der roten Mütze hatte schon die kleine Signalstange in die Höhe gehalten. Die Tür wurde zugeworfen. Ein Ruck ging durch die Wagenreihe — der Zug verließ stampfend die offene Halle.

Wie erlöst atmete Detlev auf. ‚Ich wäre gestorben, hätt' ich mit ihnen unter all den jungen Leutnants sitzen müssen.‘

Aber ein schlechtes Gewissen hatte er doch. Ob die beiden auf der nächsten Station auf ihn warteten? Sie

mußten natürlich gemerkt haben, daß er den Zug mit Absicht versäumt hatte. Klo nahm es ihm fraglos furchtbar übel. Und Felicitas war es wohl zuzutrauen, daß sie ihm eine unangenehme Szene machte.

Am besten, er wich dem aus, indem er eine andere Vorortstrecke benutzte. Also kehrte er zum Eingang zurück und holte sich bei dem Beamten an der Sperre Bescheid.

Wenige Minuten später saß er in einem Zug, der über die Heerstraße nach Halensee fuhr. Dort nahm er ein Auto und ließ sich nach dem Kaiserhof fahren. Er schreckte aus tiefem Schlaf auf, als das Fahrzeug hielt und der Hotelpage den Wagenschlag aufriß.

„Guten Morgen, Herr Rittmeister!"

Er bezahlte halb im Schlaf, nickte in den paar Augenblicken, während der Lift ihn emporführte, schon wieder ein und hatte dann, oben angelangt, auch nicht die Energie, das Bad zu benutzen, das zu seinem hübschen Etablissement gehörte. Mit geschlossenen Augen zog er sich aus, warf sich schwer wie ein Sack ins Bett und schlief sofort ein.

⌘ ⌘ ⌘

Es war drei Uhr nachmittags, als er erwachte.

Zunächst wußte er sich an nichts mehr zu erinnern als daran, daß er an dem Künstlertisch des Kabaretts eine mächtige Zeche bestritten hatte. Die verdammten Melodien schwirrten ihm durch den Kopf, das ewige: „Tire, tire, tire la couverture —!" Über den Zigarrenqualm, den Lärm, das sinnlose Trinken ärgerte er sich. Es war ihm furchtbar schlecht. Wo und wann hatte er sich nur von dem jungen Vetter getrennt? Wo war das Bürschchen geblieben? Eigentlich eine bodenlose Niedertracht von dem jungen Menschen, ihn so zu „versetzen" ...

Nun plötzlich fiel ihm die Morgenfahrt zur Havel ein. Und der scheußliche Abschluß.

Er hätte auf der Stelle wer weiß was darum gegeben, wäre es möglich gewesen, die Geschichte ungeschehen zu machen. Zu erbärmlich hatte er sich gefühlt, da drüben, jenseits der Havel, unter den Soldaten, unter den Arbeitern. Nein, er durfte gar nicht daran denken.

Nach der gründlichen Toilette ward ihm besser. Er

fuhr in den Grillroom hinunter, ließ sich Tee und ein Rumpsteak geben, setzte eine halbe Flasche Burgunder darauf und zündete sich eine Havanna an. Von der nahm er aber nur wenige Züge.

Eigentlich hatte er noch bis zum Montag hierbleiben wollen, aber jetzt entschloß er sich, schon morgen abzureisen. Es holte seine Post ab, meldete sich im Office — der Concierge richtete ihm aus, daß sein Vetter mittags am Telephon nach ihm gefragt hatte —, dann fuhr er wieder in sein Zimmer empor und erledigte Korrespondenz.

Für den Abend hatte er ein Opernhausbillett. Am liebsten hätte er verzichtet. Müde war er noch immer. Es verdroß ihn, daß er sich so den ganzen Tag verdorben hatte. Hernach saß man wieder ein Halbjahr lang einsam auf seiner Klitsche. Wenn er von dem Opernbesuch etwas haben wollte, mußte er sich noch einmal aufs Ohr legen.

Über alles ärgerte er sich. Auch darüber, daß er den Frack nicht mitgenommen hatte. Im Opernhause würde er natürlich wieder auffallen.

Nach einer Stunde unruhigen Hin- und Herwälzens machte er sich zum Fortgehen fertig.

Und nun empfand er im Gedanken an Klo eine tiefe Rührung.

Sie war doch ein zu bedauernswertes Geschöpf!

Wenn er sie noch einmal sah, mußte sie ihm mehr von ihrer Mutter sagen ... Tildchen Weise ... Ob die es war? ... Er rechnete die Jahre nach ...

„Verflucht noch 'mal, kann ich die ganze dumme Geschichte denn nicht endlich aus dem Schädel herauskriegen? Das ist ja kindisch!"

Man gab in der Oper „Madama Butterfly". Er dachte während des Spiels aber nur an Klo. Vielmehr an Tildchen Weise, die feine, aparte Hamburgerin, die Klos graue Augen mit den langen, schwarzen Wimpern besaß und ganz ihr Wesen, dies Damenhafte, das ihn damals so entzückt hatte. Waren es Mutter und Tochter? Und kannte Klo ihren Vater? Hatte Tildchen Weise je ihrem Kind von dem feudalen, jungen Kriegsschüler erzählt, der sie so wahnsinnig lieb gehabt hatte — so wahnsinnig ...

Bis dann endlich Papas Machtspruch ein jähes Ende bereitete . . .

Beim zweiten Finale, beim Beginn des dritten Aktes, als die arme, kleine Butterfly mit ihrem Kind und der Wärterin durch die Scheiben starrte und die traurige Weise ihre hoffnungslose Sehnsucht ausdrückte, fühlte Detlev von Roch seine Augen heiß werden. Dann trat ihm plötzlich ein würgender Schmerz in die Kehle.

„Ich glaube, mich stößt der Bock!" sagte er zu sich, unwillig über die Bewegung, die ihn übermannte.

Nach dem Theater traf er im Foyer den Regierungspräsidenten, seinen Schwager. Der sagte ihm, daß ein größerer Kreis gemeinsamer Bekannten sich im „Weihenstephan" einen Tisch habe reservieren lassen.

„Nur Herren," setzte er lächelnd hinzu; „denn du bist ja ein Weiberfeind, du alter Hagestolz."

Es ward wieder zwei Uhr. Aber der Rittmeister ging dann stracks zu Bett.

Am nächsten Tag gab's eine Sitzung, ein Frühstück in der Ausstellung, nachmittags einen Massenbesuch im „Zoo", abends die familiäre Einladung der Exzellenz. Die hätte er beinahe vergessen. Da mußte er also doch noch einen Tag zugeben!

Die Exzellenz ging um elf Uhr schlafen. Er verabschiedete sich recht zerstreut. Er hatte an Klo gedacht, während er zuhörte und während er sprach, während er stand und ging und saß, während er über Futterpreise, über Rang- und Quartierliste, über Tante Amalie, über Leuteverhältnisse und Großstadtdinge sich unterhalten mußte.

Ob Klo die Tochter von Tildchen Weise war?

Und wer war der Vater?

Wo die Kleine nur wohl untergekommen sein mochte, nachdem sie sich im hellen Streit von Rudi Götz getrennt hatte?

Er sah sich plötzlich in der Seitenstraße der Friedrichstadt vor dem Eingang des hellerleuchteten Kabaretts.

Sollte er eintreten?

Schrewe war ja wohl da. Aus dem war freilich nicht so leicht etwas herauszupressen.

Zweimal schlenderte er wieder bis zur Friedrichstraße zurück. Dann konnte er aber doch nicht widerstehen.

Während er seine Garderobe abgab, drang die helle, übermütige Stimme von Felicitas an sein Ohr: „Tire, tire, tire la couverture —!“ Es kicherte und lachte aus jeder Note. Und das Publikum kicherte und lachte mit und brach in einen stürmischen Applaus aus, als die Sängerin jetzt endete.

Er kam sich vor sich selber ungeheuer blamiert vor. Felicitas war also doch wiedergekommen — der Streit mit Rudi Götz war nur eine Laune gewesen. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich.

Natürlich hatte auch Klo klein beigegeben.

Er wollte von Rudi Götz, der vor dem Klavier stand und mit Schrewe sprach, nicht gesehen werden. Schnell einen Blick hinter den Baraufbau und dann weg, schleunigst wieder hinaus!

Aber da hinten im Halbdunkel hinter dem Kontrollbuch saß nicht Klo, sondern eine grauhaarige, spitznasige Person.

Er blieb also. Im Nebenzimmer bei der kleinen Fontäne war noch ein Stuhl an einem Tischchen frei.

Kaum hatte er Platz genommen, als auch schon der Herr ihm gegenüber auf den Tisch schlug und ihn kordial begrüßte. Es war der Weinagent. „Landrat! Famos! Gut bekommen neulich? Nette Chosen habt ihr angestellt! Wir sitzen bei Bauer wie die Affen, und keines von euch kommt!“

Der „Landrat“ hatte nun keinen Willen mehr; der Agent übernahm für ihn die Bestellung.

„Sie wissen doch — das mit Klo?“ fragte der Weinagent, als der Champagner kam, die Stimme etwas dämpfend und mit den Augen blinzelnd.

„Nichts weiß ich. Was ist?“

„Gestern früh in ihrer Wohnung. Pulsadern geöffnet, Gashahn in der Küche aufgedreht. Abends hat man sie gefunden.“

„Tot?!“

„Bscht. Nicht reden drüber. Im Hause des Gehenkten ... Sie verstehen. — Na, was sagen Sie zu dem Weinchen?

Gut temperiert übrigens, wie? — Dürft' ich Ihnen nicht ein Pöstchen besorgen?"

„Erbarmen Sie sich ... Klo tot —!"

„Stille doch!" Der Weinagent deutete durch die breite Tür nach der Bühne. „Die kleine Felicitas war wie aus dem Häuschen. Gestern nicht zum Auftreten zu bewegen. War ein mächtiger Ausfall fürs Geschäft. Heute hat sie sich ja schon ein bißchen beruhigt."

„Ja, sagen Sie doch um Himmels willen .."

„Machen Sie bloß kein Kalaika. Schrumm. Zum Glück haben sie in der Zeitung das Kabarett verschwiegen. Es darf auch nicht darüber geschwatzt werden."

„Ich bin ja — ganz zerschlagen ..."

Der Komiker trat auf und trug schwitzend sein Couplet vor. Von den Nachbartischen her wies man sie zur Ruhe. Detlev war es unmöglich, still sitzen zu bleiben. Er stand auf und gab dem Agenten einen Wink.

Draußen in der Garderobe mußte der ihm alles noch einmal erzählen. Es geschah mit fast denselben Worten.

„Ihre Mutter in Hamburg — weiß die schon? Wer hat sie benachrichtigt?"

„Die ist doch schon seit Monaten tot. Nee, sie hat gar keine Verwandten mehr gehabt. Rudi Götz war sehr anständig. Er hat die Begräbniskosten auf sich genommen."

„Daß Fräulein Felicitas singen kann heut abend!"

„Tja — der Beruf, lieber Herr. Das ist keine Zuckerlecke. — Aber bleiben Sie doch. Seien Sie doch kein Frosch! Wir setzen uns hernach noch gemütlich zusammen."

„Danke. Unmöglich." In fieberhafter Hast schlüpfte Detlev Roch in den Pelz, schob den Weinagenten von sich und gewann die Straße.

Es graute ihm.

⌘ ⌘ ⌘

Auf der Heimreise las er in der Zeitung, die er auf dem Bahnhof gekauft hatte, im Polizeibericht die kurze, trockene Meldung, daß die ehemalige Chansonettensängerin Klotilde Weise in ihrer in der Klosterstraße belegenen Wohnung durch Öffnen der Pulsadern und Einatmen von Gas Selbstmord verübt habe. Grund: Nahrungssorgen.

Die junge Künstlerin war erst vor kurzem aus dem Krankenhaus entlassen worden und hatte noch kein Engagement gefunden.

⌘ ⌘ ⌘

Alle seine Bekannten auf den umliegenden Gütern fanden Detlev von Roch stark gealtert, als sie ihn zum erstenmal nach seiner Berliner Fahrt wiedersahen. Wenn die jungen Herren in der Folge bei der Importe über das Berliner Nachtleben sprachen, in dem leichtsinnig-fröhlichen Ton, der unter jungen Herren nun einmal üblich ist, dann umdüsterte sich immer seine Miene, eine starke Nervosität bemächtigte sich seiner. Meistens schlich er sich möglichst unbemerkt aus dem Kreise fort.

„Sie sind ein rechter Philister geworden," sagte einmal ein Gutsnachbar ärgerlich zu ihm. „Dabei sollen Sie als junger Bursch selbst ein ganz doller Durchgänger gewesen sein."

„Vielleicht eben deswegen," erwiderte er verstimmt. „Man zerstört in seinem jugendlichen Leichtsinn so manches Menschenschicksal. Glauben Sie, das rächt sich nicht einmal?"

Der andere lächelte. „Ist Ihnen eine frühere Flamme wieder begegnet, die Sie so erschreckt hat?"

„Nein. Nur ihr Kind. Unser Kind. Mein Kind. Nach mehr als zwanzig Jahren."

„Fatal. Das geb' ich zu. Sehr fatal sogar. Nun — und?"

„Ich habe mein eigenes Kind — in den Tod gehen lassen."

„Rittmeisterchen!"

„Still. Ändern läßt sich's nicht. Aber wenn Sie in meiner Haut steckten ... Nun ja, das hat mich eben verteufelt ernst gemacht. Sie sagen: zum Philister. — Aber sprechen wir doch nicht mehr darüber. Sie lassen sich beide nicht mehr lebendig machen."

„Aber Sie sollen auch nicht immerzu daran denken."

„Doch. Das muß ich. Es gibt mich nicht mehr frei."



Mit wundem Flügel . . .

Mit wundem Flügel, müdem Leibe
Flog mir ein Schwälblein an die Scheibe.
Es kam aus einem Schwalbenzank . . .
Nun lag's an meinem Fenster krank.

Aus halb gebrochnem Herzen schauend,
Bat es, sich hilflos anvertrauend,
Um linde Schonung, linde Ruh —
Dann gingen seine Augen zu.

Was war's, das deine heiße Seele,
Dein klopfend Herz, die offene Kehle
So federwarm und zornig=lieb,
Dem giftigen Dorn entgegentrieb?

So kamst auch du einst, heiß in Nöten,
Weil dich die Feinde wollten töten,
Gehetzt, verstört — und über dir
Der Wahn des Glücks — zu mir! zu mir!

Der Zorn verging. Die Stunden blichen.
Die heiße Not ist nun gewichen.
Mein Herz schlägt hohl. Mein Haus steht leer.
Mein Schwälblein atmet längst nicht mehr . . .

Carl Friedrich Wiegand.



Die Komtesse.

Er:

Ich war ein blonder Hosenmatz,
So klein, ach, noch so klein,
Da sprach die Mutter: „Lieber Schatz,
Du mußt bescheiden sein!
Wenn du des Grafen Köter neckst,
Sie beißen bis aufs Blut;
Und was in seinem Garten wächst,
Steck' dir nicht an den Hut!
Dann wirst du Zierde deiner Zeit,
Geehrt in schlichtem Wams —
Bescheidenheit, Bescheidenheit
Ist Tugend unsres Stamms!"

Sie:

Kaum ließ die Bonne mich vom Arm,
Die Bonne aus Paris,
Da machte mir den Kopf schon warm
Aus London eine Miß.
Und jede Lust und jeder Spaß
Ward traurig mir vergällt,
Und „shoking" dies und „shoking" das
Und „shoking" alle Welt!
Hochmütig war ich, wie ein Pfau,
Doch mit dem Blick des Lamms —
Denn Hochmut, schau, denn Hochmut, schau,
Ist Erbteil meines Stamms.

Er:

Doch wenn der Lenz die Welt verkehrt,
Und tief ins Herz uns blaut,
Die Mauer, die der Liebe wehrt,
Die ist noch nicht gebaut!
Die Nacht war lau, der Tau fiel leis,
Ob ich das je vergess'!
Die Linden dufteten so heiß,
Da küßt' ich die Komtess'.
Der Himmel stand im Sternenkleid,
Die Welt floh weit zurück —
Und Zärtlichkeit und Heimlichkeit
War zweier Herzen Glück!

Sie:

Vom ältsten Adel ist mein Mann
Vielleicht einmal, vielleicht —
Was geht mich denn das Morgen an,
Eh' dort der Stern erbleicht?
Die dürre Miß in ihrem Bett,
Die schläft und schnarcht, wie nie ...
Wenn ich so falsche Locken hätt',
Wär' ich so brav wie sie.
Einst trag' zu Hof ich Schleppenkleid
Und Steine schwer und echt —
Doch Zärtlichkeit und Heimlichkeit
Ist meiner Jugend Recht.

Rudolf Presber.





Yvonne.
Gemälde von Jules Lefèbvre.
Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei."

August der Starke.

Von Dr. Walter Hoof.

Als das Barock sich in eine lebende Persönlichkeit verjüngen wollte, erschuf es zu seiner Inkarnierung den Prinzen Friedrich August von Kursachsen. Seine Verschwendung von Raum und Kraft, seine Genialität, seinen Schwung und seinen Überschwang, seine Pompösität, die mit Würde und Grazie, Heiterkeit und Ernst proteisch spielt, seine Verantwortungslosigkeit, außer vor einem Instinkt des vollendeten Stils, verkörperte das Barock in diesem Wettiner, der 1694 selbstherrlicher Kurfürst des lutherischen Sachsens und 1697 das Verschwenderischste wurde, was für einen solchen möglich war: katholischer Wahlkönig der polnischen Adelsrepublik. Man wird immer den Politiker verurteilen, der sich ein Phantom erfüllte, wofür er den Glaubenszwiespalt zwischen Erbland und Dynastie in Kauf genommen und die evangelische Vormachtstellung Sachsens im Reich zugunsten der Hohenzollern verspielt hat. Was aber August zuzubilligen ist, wenn man objektiv sein will, ist seine Nichterzogenheit für den Thron. Er fiel ihm unvermutet zu, als der regierende ältere Bruder sich am Sterbebett seiner wahnsinnig geliebten Sibylle von Neitschütz die Blattern anküßte und sie ihn in den Tod nachzog. Dadurch fand sich dieser Dresdner Alcibiades, der noch niemals seinen Sokrates gefunden, dieser prinzliche Vierundzwanzigjährige von herkulischen physischen Kräften und ungestümen, aus Romantik und Ehrgeiz gemengten Phantasien, von einem Tag zum andern als frei verfügenden Gebieter.

Was ihm immer bleibt, ist das, eine der geschlossensten Persönlichkeiten des werdenden XVIII. Jahrhunderts gewesen zu sein, der vollendete Typus des zehrenden Landesherrn. Man hat August II. aus seiner Zeit heraus

bewundert und noch Menschenalter lang ihn einen „Großen“ genannt, bis dann allmählich das sachliche Wissen verblaßte und ein Legendenbild noch übrig blieb. Ernährt durch das, was die „Saxe galante“, die Hintertreppendenkwürdigkeiten des Herrn von Pöllnitz im weitschweifig ausmalenden Liebesromanstil für schaudernd entzückte Köchinnen auftischten, wozu sich seit 1810 die ärgere Quelle gesellte, die damals veröffentlichten Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, Friedrichs des Großen älterer Schwester. Pöllnitz und die skandalfrohe, eigentlich nur privatim für sich, also desto bedenkenloser aufschreibende Wilhelmine haben es vollbracht, den Dresdner Augustus auf ein Niveau zu setzen, wo es dann nur noch der Sittengeschichtsmalerei seichtester Sorte im liberalen XIX. Jahrhundert bedurfte, um das Bild des sächsischen Beschälers auf dem Thron zur schreckenerregenden Monströsität zu bringen.

Die 354 Kinder, welche die Markgräfin Wilhelmine von dem starken August in die Welt gesetzt hat, übersteigen das Historische. Acht Kinder von anderen Frauen hat August, der darin nicht knauserte, für die seinigen erklärt. Ziffern wie 354 und 365 sind ein öfter vorkommendes Spiel mit Zahlen „soviel als Tage im Jahr“. Ob mit dieser volkstümlichen Arithmetik schon das vorjulianische Römerjahr mit seinen 354 Tagen zu tun hat, ist hier nicht zu verfolgen. Von einer Gräfin von Holland wird auch erzählt, sie habe 365 Kinder zur Welt gebracht. Die eigentlichen Historiker pflegen solche Quellen unbenutzt zu lassen; nur menschlich mögen sie sich des gesunden Legendenalters freuen, das die besagte Holländerin sicherlich erreicht hat.

Nun sind ja acht außereheliche Kinder nicht verehrungswürdiger als ein ganzer Scheffel voll. Indessen man gibt diesen Dingen ein anachronistisches Gesicht, wenn man sie nach der vervollkommneten Gegenwartsmoral betrachtet. Die Vielweiberei der Regierenden und anderer Vornehmster war damals herkömmlich; sie ist so alt, wie die abgestufte Gesellschaft, und war auch zu Davids und Bathsebas Zeiten nicht neu. Zeitweilig hatte die Sittlichkeit religiöse Erfolge gegen sie errungen, insbesondere zur Zeit der Re-



König August der Starke.
Gemälde von Louis de Silvestre im Museum
Johanneum zu Dresden.



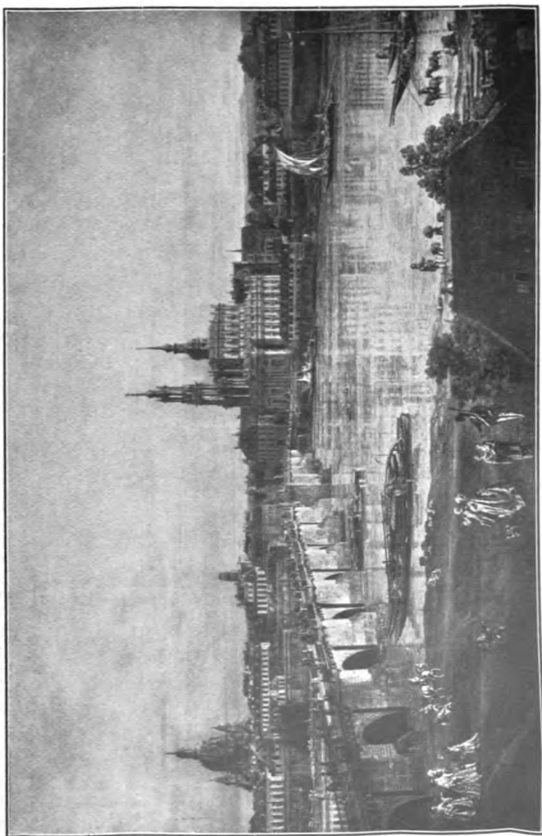
Königin Christine Eberhardine, die Gemahlin Augusts des Starken.
Gemälde im Königlichen Schloß zu Dresden.

formatoren, so daß gewissenhafteren Fürsten und ihren Herzliebsten, die doch durchaus zusammenkommen wollten, nur der Ausweg einer Doppelehe blieb. Indessen um 1700 dachte man auch bei den fürstlichen Protestanten nicht mehr an den Doktor Luther, sondern man sah, wie die ganze Welt, auf den König von Versailles. Seit Ludwig XIV. die Jupiterwillkür des Herrschers nicht zum geringsten durch die zeremoniale Geheimnislosigkeit seiner Liebschaften demonstrierte, mußte ein modegerechter Fürst, der auf sich hielt, seine regierende Mätresse haben. Und wer auch gar nichts mit solcher Dame anzufangen wußte, besoldete doch eine Maîtresse en titre, wie der erste König von Preußen, der kein großes Licht war, außer im Korrekten, aber seine schöne Sofie Charlotte, die ihn immer etwas ironisch hielt, desto ehrlicher von Herzen liebte.

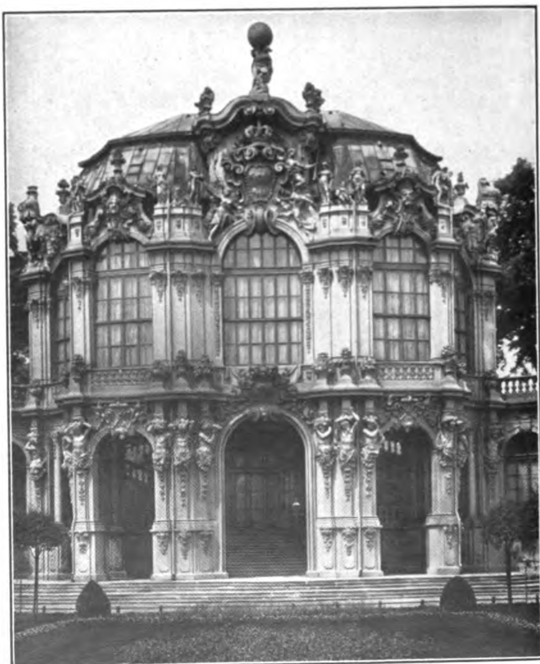
Zwischen den fürstlichen Modepuppen, die sich in Abwendung von zumteil höchst liebenswerten Fürstinnen an Weiber überlassen, deren Talente und deren Vergangenheit oft die trübsten sind, steht August von Sachsen immerhin noch als ein Mensch von Temperament und beteiligter Phantasie, den die ungemeine Stärke der in ihm aufgespeicherten Kräfte aus den brüchigen Moralschranken der Zeit drängt. Die Frauen, die er an sich knüpft, hat er wenigstens von Fall zu Fall mit persönlichstem Liebesverlangen begehrt, mit einer Leidenschaft und Herzenswirklichkeit, wovon er bei jedemmal sich einbildete, sie noch niemals so echt empfunden zu haben. Und ferner hat er wegen wirklicher Reize nach diesen Frauen getrachtet oder ist auf ihr durchsichtiges Entgegenkommen aufmerksam geworden, nicht als das schwächliche Opfer hetärischer Künste. Wenn ihn keine freiwillige sittliche Charakterstärke, keine Treue gegen seine nicht anmutlose, doch allzu anspruchslose Gemahlin Christine Eberhardine von Brandenburg-Kulmbach gehalten hat, so sind die Antriebe, die ihn in seine Amouren hetzen, ein sich ästhetisch beschönigendes Verlangen, eine von dem Nymphen- und Göttinnenolymp des Barocks erfüllte, dichterisch rege Gedankensinnlichkeit, und dazu ein nicht minder unstillbarer Ehrgeiz des Allbesiegers. Sein Held ist Alexan-

der; Konstantinopel, Asien möchte er erobern, ein Weltherrscher des Ostens werden neben dem als unantastbar betrachteten, von Westen überragenden Bourbonentum; bis dahin mögen das kaiserliche Habsburg und das Haus Wettin „balancieren“. Als er Polen erjagt, durch ein bedenkenloses Einsatzspiel, und zu Krakau als König gekrönt wird, trägt er unter dem mantelnden Hermelin das bekannte statuarische Kostüm des antiken Augustus, den Brustharnisch, ein kurzes Schurzhöschen und um die Knöchel Sandalenriemen bei nackten Knien. So dichtet er seine Politik, und was dieser Alexander-Augustus am Wirklichsten sich unterwirft, sind immer nur die Roxanen und einige Kleopatras. Aber die wiegen in seiner Einbildungskraft auch Provinzen auf.

Er ist in all seiner physischen und geistig-regsamen Kraft das ganze Widerspiel des Willensmenschen. Künstler, Liebhaber, Sammler ist er; ein Kenner, dessen Augen sich in die Flächen einer chinesischen Vase zu ähnlichen Graden verlieben, wie in die Modellierung einer schönen Frau. Aus solchen Eigenschaften hat er in Sachsen und seiner Residenz die neue Zeit heraufgebracht. Die Meißner Manufaktur ist durch ihn erblüht, nachdem an seinem Hofe die europäische Nacherfindung des Porzellans geschehen war, durch den alchymistischen Goldsucher Böttger aus Berlin. Wenn dieser königliche Bauherr und Sammlungenbegründer kein Medici hat sein können, der einen werdenden Michelangelo verstanden hätte, so hatte er die Kongenialität für die lachende, vornehme Pracht seines Architekten Pöppelmann, die Empfindungen für die große Herrlichkeit einer Giorgioneschen Venus oder die feine Jugend der van Dyckschen Danae. Will man noch näher den persönlichsten Schönheitssinn dieses Fürsten in einen Namen bringen, so ist es die Dreieinheit von Schönheit, Mythologie und einer leicht koketten Eleganz, die aus Guido Renis Gemälden und dessen Zeit herüberschaute. Das ist das Höchste auf ästhetischen Gebieten nicht. So wenig wie es die italienischen Opern und Komödien, die französischen Comédies, die Ballets, selbst nicht die italienische Kapellmusik und das musikalische Virtuosentum sind,



Das alte Dresden. Gemälde von Canaletto in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.





Oben: Unten:

Zwinger-Pavillon. ❀ August der Starke von J. J. Kändler.

(Das Bildwerk in der Kgl. Porzellansammlung zu Dresden.)

was alles in einem höchst luxuriösen Nebeneinander der Besoldungen König August nach seiner Hauptstadt an der Elbe zog, wo man an diesen höfischen Vorführungen die Dresdner und die ankommenden Fremden zahlungslos teilnehmen ließ. Aber es sind doch andere Freuden schon als die eintönigen Sauhatzen und unter den Tischen endigenden Trinkgelage der etwas älteren, insbesondere auch kursächsischen Fürstenzeit.

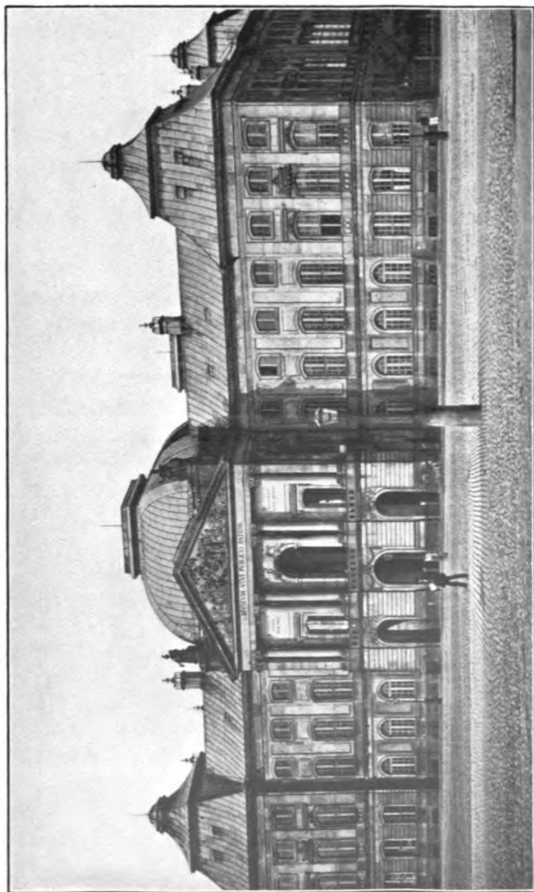
Seit August II. und seinem gleichnamigen Sohne ist Dresden geworden, was es bis auf Ludwig I. von Bayern rivalenlos geblieben ist: die große Kunststadt in Deutschland. Aus dem soviel früheren Beginn erklärt sich die bis vor einem Menschenalter einzigartige Popularität der Dresdner Gemälde und Kunstschätze, verglichen mit allem, was inzwischen doch auch in München, Kassel, Berlin und anderweitig zusammengetragen worden war. Fast die ganze Geschichte der Kunstströmungen in Deutschland ließe sich aus diesen Verhältnissen herschreiben, die Langsamkeit, womit man sich von den Hauptrichtungen der Dresdner Galerie zu den übrigen und heimischen Gebieten erst hat entdecken müssen. Unter August entsteht die in herrlicher Räumigkeit neuaufgebaute Dresdner Neustadt, die eigentlich die älteste ist, reihen sich hüben und drüben zu den Bauten des Königs auf eine in der Tat florentinische Weise die Paläste der zum Hofe trachtenden vornehmen Familien, sowie der hohen Beamten. Durch August erweitert sich der Große Garten zu dem Versailles des sächsischen Paris. Die von uns, die sie noch gesehen haben, so schwer zu verschmerzende Augustusbrücke wird erbaut, die Frauenkirche von seiten der Stadt, unter Förderung durch den König, und vor allem entsteht durch ihn das architektonische Wunderwerk und Unikum des Zwingers. Es ist die beneidenswerte Zeit, da die Architekten noch nicht mappendurchstöbernde Gelehrte sind, sondern Musiker, sinnliche Künstler. Wie der geniale Tondichter seine seelengeborene Melodie in spielenden Arpeggien hinwirft, so entsteht Matthäus Daniel Pöppelmanns Zwinger mit seinen Pavillons und Galerien als ein einziger herrlicher Rhythmus glänzender und zugleich heiterer und naiver Künstlerphantasie.

Der Zweck ist: höfischer Festplatz zu sein, eine dauernde monumentale Umbauung, anstatt der sonst bei solchen Gelegenheiten und bisher auch in Dresden angewendeten hölzernen Tribünen. Der einzige Platz für die Feste des Augustus wird der Zwinger aber nicht. Wie an diesen Festen des Hofes jeder „anständig Gekleidete“ als Zuschauergast teilnehmen darf, wird in sie auch alles nach Gelegenheit hineinbezogen, Räume und Höfe im Schloß, die Straßen, der Alte Markt, die Elbe, die Basteien und die Vogelwiese. Andere Freudenfeste wiederum führen in die Landschaft oder auf die Jagdschlösser hinaus, wohin dann der Hof mit Sängern und Sängerinnen, Kapelle, Ballet, Küchen- und Dienertroß, Pirschmeistern, Büchsenspannern auf Wagen und Elbkähnen sich hinausbegibt.

Das „Leben und Lebenlassen“ ist das leidlich Sympathische bei der Maßlosigkeit dieser Feste, wovor die Demokratisierung unserer Gedanken, unseres Kleinwechsels zwischen Vergnügen, Arbeit und Pflicht erschrickt. Die gönnsame Landesväterlichkeit des sich amüsierenden Selbstherrschertums versöhnt uns eher, als das theoretische Feigenblättchen aus der Nationalökonomie, womit die sonst nackteste Verschwendung sich leichtberuhigt zufrieden gab: das Geld, das aus dem Lande gezogen werde, bleibe ja im Lande und fließe befruchtend in den Umlauf zurück.

Wie der König Friedrich I. von Preußen sein bester Zeremonienmeister in eigener Person gewesen ist, so der sächsische Augustus sein vielseitigster Vergnügungsmeister. Wer hätte auch die innere Fülle haben sollen für solche Programme, die nicht bloß Wochen, sondern oftmals durch einen ganzen Monat die Nachmittage, Abende, Nächte in einen einzigen Festrausch verwandelten, mit der buntesten Folge von Maskeraden, Redouten, Ballets, Komödien, Opern, Ritterspielen, Karussels, Scherzturnieren, Trinkereien, bürgerlichen Herkömmlichkeiten, wie Jahrmarkt und Armbrustschießen, die man nun auch mit ins Höfische stilisierte, dazu den „Bauerndivertissements“, die mit ihren Vorwegnahmen der Haydnschen Pastorale und robusten zu-



Japanisches Palais in Dresden-Neustadt. Erbaut 1715 von M. D. Pöppelmann.



Nymphenbau im Dresdner Zwinger.





Der Sommer. Der Herbst.

Dekorative Figuren am Hauptportal des Dresdner Zwingers.

gemischten Scherzen wiederum einer persönlichsten Laune des Königs entsprangen.

Maifest ist angesagt, auf dem Schauplatz von Pillnitz. In ländlichen Kleidern (vom Hofschneider) erscheint man, unter dem Maienbaum wird getanzt, im Freien gegessen, unter den Bäumen spielen die ins Idyllenkostüm gesteckten Komödiantentruppen, künstliche Bauern dreschen (im Mai) auf der Tenne Stroh, und die echten schauen als Zaungäste zu. Man tanzt im Ringelreihen ums abendliche Frühlingsfeuer und springt Hand in Hand durch die Lohe, im feinen Bauernwams die Kavaliere mit den hüpfenden fußfreien Damen. Dazwischen mimt man, was denkbar ist, Bauernprozesse und ländliche Schule, wo der königliche Zwerg oder Hofnarr der brav auf den Bänken sitzenden Hofgesellschaft die Lektion verhört. Nachmittags auf der Wiese laufen Bauernmägde auf gut altdeutsch barfuß um die Wette; dabei hat man verdeckte Gräben mit siebartig durchlöcherten und leicht überstreuten Planken angebracht, daß den daherstürmenden Dorfatalanten das aufquatschende Wasser unter das kurze Röcklein spritzt — Kreischen und Juchzen, unendliches Lachen, und gnädigste Belohnung der am unverschrockensten sich weiter sputenden Siegerinnen. Abends „Bauernwirtschaft“; das ganze Jagdschloß ist in eine Gartenwirtschaft verwandelt, der König und die Favoritin seiner dermaligen Gunst sind Wirt und Wirtin. Friedrich Wilhelm I. von Preußen schreibt einmal das kopfschüttelnde Motto zu all diesen Dingen: „Ich bin in Dressen und springe und dantze.“

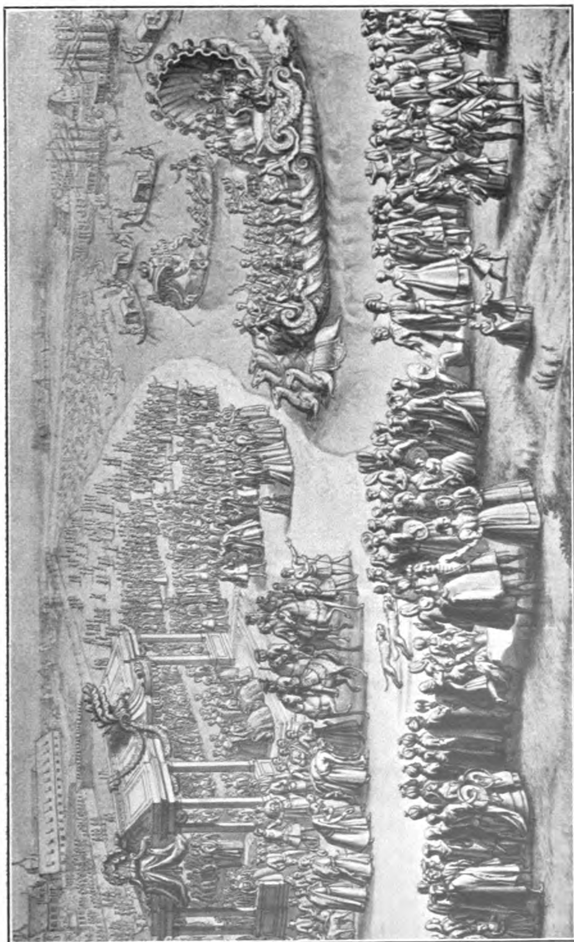
Auch im Dresdner Schloß hat man die Säle mit Laubwerk und Kränzen zu Bauernwirtschaften hergerichtet, oder die geliebten Jahrmärkte — Mercerien — werden dort gehalten. Aus engverwandter Vorliebe hat König August die Leipziger Messe gern besucht und sich lachlustige Damen dazu mitgenommen. Es macht ihm naivstes Vergnügen, sich im Budengetümmel mit halbem Inkognito zu bewegen und die Sehenswürdigkeiten zu genießen; er ist der Freudeneinheimser vom feinsten Goldschmiedgebilde bis zum erschütternden Anblick der Riesendame. Gewissermaßen ist er ja auch auf diesen Gebieten Fachmann, der

Fürst, der in seiner Hand silberne Teller zusammendrückt und Viermännergewichte spielend mit einem Arm aufschwingt.

Von den Bauerndivertissements leiten die Maskeradenfeste hinüber zu den Mythologien. Das einemal ist der ganze Hof türkisch, mit entsprechenden Dekorationen, das andremal gibt es ein Schäferspiel, die Damen im leichtesten Weiß mit Blumen am Kleid und Kränzen auf ländlich geflochtenen Haaren, die Herren als bebänderte, galante und verliebte Schäferkavaliere. Dazu grüne Sommerzelte, Trompeten und Pauken und Tanz; wenn es dunkel wird, Feuerwerk, Grotten mit beleuchteten Fontänen und Wasserfällen, und überall auch verschwiegene Gänge und Lauben, in die nicht die Beleuchtung dringt.

Oder die Mythologien. Der Argonautenzug mit der Eroberung des goldenen Vließes wird zu Ehren habsburgischer Gäste dargestellt, und aus dem Argonautenschiff beschießt man die Basteien der Feste Kolchis — an der Elbe — mit strahlenbunten Flammenkugeln. Ein Fest des Saturnus verwandelt den Plauenschen Grund zum wildheroischen Tal der Schöpfungswelt mit feuerspeienden Bergen, Vulkanuswerkstätten und Allegorien auf die Begründung des sächsischen Bergbaus. Dianenfeste gibt es mit köchertragenden, höfischen Nymphen, wurfspießbewehrten Jägern und berittenen, Pfeile abschießenden Amazonen. Venusfeste, die den Großen Garten verschwenderisch illuminieren, wo bekränzte antike Paare auf polnisch tanzen, und an der Spitze der Grazien und Scharen von dienenden Nymphen die Gräfin Cosel als Göttin der Schönheit im Muschelwagen aufzieht, während man der Königin Christine ein Tempelchen erbaut hat, wo sie das Feuer der Vesta sanft behütend sitzt.

Es wurde schon angedeutet: August ist Sammler auch in seinen Liebschaften, und er braucht sie zu seiner Selbstbewunderung. Es ist vielsagend über den Prinzen, wie er die galanten Abenteuer seiner Erziehungsreisen nach Italien, Spanien, Frankreich in einer amadisromanhaften Selbstbiographie aufgezeichnet hat. Er überschätzt bis in die Manneszeit den Siegeswert seiner vermeintlichen Herzens-



Vom Dianafest auf der Altendresdner Elbwiese bei der Vermählung des Kronprinzen am 18. September 1719. (Ausschnitt aus einer Zeichnung im Kgl. Kupferstichkabinett zu Dresden.)



Gräfin Cosel als Venus.

Stich nach F. de Troy von S. Vallée.

eroberungen. Ein Mensch, wie er, fürstlich geboren, groß und in seiner Jugend schlank gewachsen, von ausgeprägter Sinnlichkeit in Mund und Zügen, wenn nicht schön nach unseren Begriffen, doch nach den derberen Maßstäben seiner Zeit, wo so vornehme Köpfe wie der des Prinzen Eugen noch die seltenen Ausnahmen sind, ein kecker, glänzender Reiter und Fechter, früh berühmt durch seine körperliche Kraft — wahrlich, es braucht nicht die sarkastische Liselotte erst zu sagen, wie geeignet eine solche prinzliche perfection ist, daß ihr „die vornehmen Damen greulich nachgeloffen". Und nicht bloß die Pariser. Das Dresdener Milieu ist jenem von vornherein schon reichlich ähnlich. Das „sächsische Frauenzimmer" hatte nicht seit damals erst den Ruhm, daß in Sachsen die schönen Mädchen wachsen, dazu aber auch, daß es zärtlicher als im allgemeinen sonst das deutsche sei. Kräftig schreibt, in ungefährer Übereinstimmung mit anderen Reisenden, die zu ihrer Zeit vielgenannte Lady Mary Montagu — die Freundin Addisons, Popes und anderer Berühmtheiten und eine Art englische Vorläuferin der Frau von Staël —: „Die Damen in Sachsen sind gut gekleidet und haben im allgemeinen hübsche Gesichter, aber sie sind die entschiedensten Zieräffinnen der Welt. Sie affektieren alle ein artiges Lispeln und ein unglückseliges Trippeln; im sittlichen Punkt sind sie durchaus nicht skrupulös."

Im ganzen geht aber August trotz dem Herzudrängen seine eigenen Wege. Die Frauen, die er gesucht hat, müssen den Eroberer reizen und seinen Schönheitssinn verlocken, der anspruchsvoll ist, ihn dann aber auch bedingungslos mitreißt. Wir sind in der Zeit des Barocks, das die Nacktheit des Schönen aus jeder Gartenallee, jeder Fontäne und von allen Wänden herunter mit Hunderten antikisierender Göttinnen und Najaden lehrt, und der schönen Körperlichkeit gegenüber erreicht dieser Fürst eine unbezweifelbare Objektivität, die ins Künstlerische geht und nicht mehr scheuklappig-lüstern ist. Nicht pointierter können zwei Auffassungswelten aneinander vorbeitreffen, als in der vielzitierten Szene, wie der alle arrangierbaren Genüsse aufbietende gastfreundliche August dem König Fried-

rich Wilhelm I. nebst seinem Kronprinzen und dem begleitenden Grumbkow — was alles ein niedriges Attentat doch ausschließt — während einer Redoute die Italienerin Formera zeigt, die sich nach allerhöchstem Befehl im Nebenkabinet auf einen Diwan in ihrer elfenbeinweißen, makellosen Schönheit hat hinlagern müssen. Der gute Friedrich Wilhelm bildete sich zeitlebens ein, hier habe der listige polnische König den Gebieter über Preußens Macht „mit einer Angel fassen" wollen. So gut kannte August ihn doch, wenn er auch nicht richtig genug dachte, um auf die Vorführung dieses lebenden Aphroditenmodells besser zu verzichten. Friedrich Wilhelm hätte aber wahrscheinlich, nachdem sie doch einmal überrumpelt waren, besser getan, seinen jungfräulichen Kronprinzen sich ruhig sattsehen zu lassen, anstatt ihm a tempo den väterlichen Hut vor die Augen zu halten und ihn hinauszuschicken. Denn so verschaffte sich der künftige Philosoph von Sanssouci in bebender junger Neugier doch noch einen Schleichweg zu der schönen Italienerin.

⌘ ⌘ ⌘

Der Prinz Friedrich August war vor kurzem Kurfürst geworden, als an seinem Hofe die Gräfin Aurora von Königsmark erschien. Sie war Schwedin von beiden Eltern, mütterlich aus dem wegen seiner schönen Frauen berühmten Wrangelschen Hause stammend. Doch war sie in Deutschland aufgewachsen, in Stade, der Hauptstadt des seit 1648 zu Schweden gehörenden Fürstentums Bremen, wo ihr Vater Kommandant war. Im übrigen kannte sie schon halb Europa und seine Höfe und teilte sich mit ihren vierundzwanzig Mädchenjahren eine Unabhängigkeit zu, die wir hypermodern nennen könnten — wenn nur in unserer Ära der Massenbedingungen noch der Spielraum wäre für so große Unbekümmertheiten, wie sie zu jener Zeit starkgeistigen Individualitäten die tatsächlich kühnste Freiheit boten, ins Geniale zu wachsen oder auch ins Tolle. Die Gräfin kam nach Dresden aus Anlaß der Ehekatastrophe der unglücklichen Prinzessin von Celle, Kronprinzessin Sofie Dorothea von Hannover, in deren Schicksal Auroras Bruder als Oberst in hannöverschen



August der Starke und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Gemälde von Louis de Silvestre in der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.



Aurora von Königsmark mit ihren beiden Schwestern.

Gemälde im Schloß Moritzburg bei Dresden.

Diensten sich verhängnisvoll verwickelt hatte. Am Abend des 1. Juli 1694 war Königsmark beim Weggang aus dem Schloß verhaftet worden, und seit diesem Augenblick hat man bis heute nie mehr erfahren oder herauszuspüren vermocht, was aus ihm geworden ist; die Kronprinzessin dagegen, die mit seiner Hilfe aus schwer erträglichen, zunächst unverschuldeten Verhältnissen hatte entfliehen wollen, ist bis an ihren Tod, zweiunddreißig Jahre, auf dem alten Schlosse Ahlden an der Leine in Gefangenschaft gehalten worden. August von Sachsen und der viel umhergekommene Königsmark waren einst gute Bekannte gewesen, zur Zeit, da sie zu Venedig, dem kostspieligsten Kurtisanenmarkt der Welt, gar mancherlei miteinander gewagt und durchgekostet hatten. So kam nun Aurora zu dem neuen Kurfürsten, um mit seiner Hilfe die Befreiung ihres Bruders zu erlangen, oder andernfalls Todes- und Erbschein.

Ein Blümlein Rührmichnichtan war sie schon nicht mehr. Sie war auch die nicht gewesen, ein ängstliches Geheimnis zu machen, wenn sie den welfischen Kronprinzen in den Armen gehabt hatte; aber als ein Prachtstück von Weib erscheint sie in den Schilderungen; in bewundernder Lust viel mehr als spottend nennt sie ihr Bruder die Aventurière. Man hat beinahe ein Gefühl, als sei sie sich für eine Ehe im vornehmen Stil dieser Zeit — zurückgesetzt, betrogen, betrügend — zu gut. Hoch und blühend schlank und blendend weiß gewachsen, mit großen, gewaltantuenden Augen, einer prachtvollen Mähne, wenn sie das ungepuderte Haar löst, und mit etwas, das leider der Zeit noch am ungeläufigsten ist, dem schönsten, reinsten Mund mit lückenlosen und schneeweißen Zähnen. Und noch obendrein ist sie voll von Talenten, gebildet, gescheit, bezaubernd, wenn sie zur Laute Lieder singt, Künstlerin auf der Kniegeige; musikgeschichtlich sind von ihr Lieder und kleine dramatische Kompositionen bekannt geblieben.

August hat wenig für den verschollenen Bruder getan, desto mehr und alles für die Schwester. Glänzende Feste huldigten der nordischen jungfräulichen Diana, Moritzburg mußte ihr zu Ehren den Namen seines Erbauers daran-

geben, und in der neubenannten Dianenburg umfing die Göttin ihren verschwenderischen Endymion.

August zog in den Türkenkrieg nach Ungarn, wo er das Reichsheer befehligte, bis man ihn durch Prinz Eugen ersetzte; als er zurückkehrte, fand er sich als Vater eines Kurprinzen und eines Sohnes Auroras, Moritz. Beide sind fast in den gleichen Oktobertagen 1696 auf die Welt gekommen. Eine außergewöhnliche Persönlichkeit ist auch dieser Moritz geworden, der spätere Marschall von Sachsen in Diensten Frankreichs, der in der evangelischen Thomaskirche zu Straßburg bestattet liegt. Und mit dem Geniehaften der Eltern hat er das Erbe der unstillbaren Verliebtheit überkommen; u. a. gehört zu seinen Liaisons die berühmte Tragödin der Comédie Française und durch das Gift einer herzoglichen Nebenbuhlerin, wie man immer angenommen hat, tragisch geendete Adrienne Lecouvreur.

König Augusts Verhältnis zu seinen ansehnlicheren Geliebten hat nie das eigentlich Paschamäßige gehabt. Dazu gibt er einen zu offenen, wirklichen Teil seines Ichs im ungestümen Anfang an sie hin. Hierdurch bestimmt sich denn auch sein Verhalten, sobald eine andere ihn gleich unbesinnlich beschäftigt. Er fühlt sich als unverbesserlichen Sünder, sein geräumiges Herz tut sich doppelt weit auf, und er liebt die Frau, der er einst soviel gebracht hat, mit einer neuen, man könnte sagen: bedrückt vertieften Herzlichkeit, während er sie schon, weil es doch nicht anders geht, betrügt.

Die Zeiten, daß seine Geliebten ihre Kinder erwarteten, hat er verschiedentlich überstanden, weil er unter dem Einfluß ihrer Persönlichkeit, ihres Geistes und Humors, soweit sie davon hatten, blieb. Er liebt sie doch immer, ist kein seelenloser Wüstling. Aber die räumliche Entfernung von ihnen wirkt vernichtend. Aus jenem Türkenfeldzug nebst Wiener Aufenthalt bringt er 1697 die Österreicherin Gräfin Lamberg (vermählt als Gräfin Esterle) mit.

Aurora war zu lebenskundig, als daß sie mit dem Beständigen gerechnet hätte, und wenn sie Trost brauchte, zu souverän, um sich nicht trösten zu lassen. Sie ist eine der wenigen, die das Schnöde der Entlassung vermieden



Kurprinz Friedrich August von Sachsen.
Gemälde im Königlichen Schloß zu Dresden.



Graf Moritz von Sachsen.

Gemälde von J. M. Nattier in der Kgl. Gemälde-galerie zu Dresden.

haben, und mit dem ihr einst so untertanen Kurfürsten oder König ist sie in höflichen Beziehungen, gewissermaßen von Macht zu Macht, geblieben. In diese spätere Zeit fällt auch ihre diplomatische Mission an den sieghaften Schwedenkönig, die sie ihm damals ohne Qual für seine Eifersucht schon zu Gefallen tun konnte. August hatte sie zur Koadjutorin und künftigen Pröpstin des reichsunmittelbaren evangelischen Damenstifts Quedlinburg gemacht, kurz bevor er die sächsische Schutzherrlichkeit über das reiche Jungfernstift an Brandenburg losschlug, um Geld für seine polnische Angelegenheit zu schaffen. Ihre Residenzpflicht zu Quedlinburg hat Aurora nicht unnötig ernst genommen. Sie hat an den verschiedensten Orten als große Dame gelebt, und ein Vorbild tugendstrenger Stiftswürde ist sie auch nicht mehr geworden. Der Kurfürst war eine Episode für sie, wie sie für ihn.

Neben der Lamberg steht nun noch eine weitere, eigentümliche Erscheinung: Fatime, ein 1686 bei der Eroberung von Ofen in der Türkenbeute gefundenes Kind. Der Erbeuter, Graf Königsmark, hatte es seiner Schwester geschenkt; bei Aurora wuchs Fatime als getauftes Christenmädchen auf. Daß dieses Findlingskind ohne Papiere als junge Zirkassierin und von hoher Geburt betrachtet wurde, versteht sich sozusagen schon von selbst. Im übrigen ist diese Fatime in keiner Weise harems- oder odaliskenhaft zu denken. Ein großes, schönes Mädchen von königlicher Miene war aus dem Zögling der Schwedin geworden, mit tiefblauen Augen und glänzend dunklem Haar. Dabei war sie zu sehr inmitten der Ehrgeize und Ränke des Residenzwesens erwachsen, um sich nicht auf eine gescheite Weise zu entnehmen, was da zu begreifen und zu folgern war. König August hat sie mit dem Kammerdiener Spiegel vermählt und ihn dann geadelt und zum Obristleutnant gemacht, unter den unverletzlichen Bedingungen, auf die sich jedesmal diese Scheingatten zu verpflichten hatten. Fatime, alias die Frau Maria Aurora von Spiegel, hat sich mit am längsten im Mätressenrang erhalten, worin sie keine Ausschließlichkeit behaupten wollte, und der König hat ihr auch nicht freiwillig den Abschied gegeben.

Ihr Sohn ist der Graf Rutowsky, der 1745 mit den sächsischen Truppen die Niederlage von Kesselsdorf durch den alten Dessauer erlitt.

An die Österreicherin und die Morgenländerin oder neben diese reiht sich in der kombinationenreichen Folge eine verführerische Blondine im Nippesgeschmack. Ein rechtes Mischprodukt dieser Zeit der freizügigsten Adelskarriere, von westfälisch-französisch-litauischer Ahnenschaft und polnischer Vermählung, die Fürstin Lubomirska, Tochter des Stolnik (Truchseß) von Litauen. Als Lubomirsky, der ein anständiger Mann war, begriff, er tue gut, schleunigst mit seiner Frau von Warschau abzureisen, war es schon zu spät, und sie erklärte ihm kalt ihr Nein. Sie stand schon vor dem sicher erreichten Ziel. Durch die Gefälligkeit des Papstes gegen König August wurde dann die Ehe annulliert, durch die Gefälligkeit des Kaisers die neue kursächsisch-polnische Favoritin in den Rang einer Reichsfürstin von Teschen erhoben. Nach ihrer etwas baldigen Abdankung ist sie in Dresden verblieben und hat gegen den Landesherrn ein sehr kluges Verhältnis der zurückhaltenden, nie gänzlich verzeihenden Freundin zu wahren gewußt.

Die Teschen und die Spiegel mußten entfernt werden auf Verlangen von Augusts berühmtester und sehr mit Unrecht berüchtigtster Geliebten, der Gräfin Cosel. Holsteinerin, ein Fräulein von Brockdorf, Tochter eines dänischen Obristen, war sie als Hofdame nach Braunschweig gekommen. Dort sah sie der sächsische Geheime Rat und spätere Kabinettsminister von Hoym, verliebte sich sterblich in sie und bot ihr seine Hand. Als weiterblickender Ehemann brachte er sie aufs Land, auf ein Hoymsches Gut. Wie es aber geht, wuchs der verdiente Ruhm ihrer Schönheit nun erst ins Legendenhafte, und schließlich bei einer starken Zecherei in Gegenwart des Königs ging der bisher so vorsichtige Gatte in die wohlvorbereitete Falle, daß er in der Betrunkenheit, als man auf die Weiber und allerlei Behauptungen kam, mit ihr renommierte und sich daraufhin die Botschaft entwinden lassen mußte, sie solle nach Dresden kommen. Kandaules



Gräfin Cosel.

Gemälde auf Schloß Bärenstein in Sachsen.



König August der Starke.

Statuette von Kirchner in der Kgl. Porzellansammlung zu Dresden.

und Gyges, aus dem Alt-Lydischen in Dresdener Barockfranzösisch umgekehrt.

Die Frau von Hoym war damals siebenundzwanzig Jahre alt und ähnelte in der Figur der heroischen Königsmark, bei vollerer Fraulichkeit, die der hochwüchsigen Gestalt doch das Frische, Bewegliche ließ. Sonst hat man am meisten ihre Farben und die schwarzdunklen Augen, noch an der sehr alten, nie verfallenen Frau gerühmt. — Mit dem zugesandten Diamantengeschenk, der regulären Einleitungstaxe für die Tugend der vornehmen Damen, war es bei ihr nun nicht getan. Dies Fräulein von Brockdorf war ein kerngesundes, offenes, unverzagtes, selbstdenkendes und munteres Menschenkind, das sich als Hofdame keinen Moment bedachte, einem Braunschweiger Prinzen, der sie umzufassen versuchte, eine Ohrfeige aufzubrennen, die so stattlich wie sie selbst war. Und wenn sie nunmehr ihren in absentia von ihr geheimratenden Hoym mit dem König vertauschte, so hat sie das Verhältnis mit aller Eigenköpfigkeit geregelt. August hatte jeglichen Verhältnissen außer ihr abzusagen, er hatte sich weiter zu verpflichten, nach dem etwaigen Tode der Königin sie zu heiraten, ihre Kinder aber als völlig legitim, als Prinzen und Prinzessinnen von Sachsen, zu halten. Besuche eines verliebten Königs gab es bei ihr nicht, sie hatten ein Schlafzimmer wie ein gut eheliches Paar. Die üblichen 100000 Jahresgeld der Mätressen ließ sich die ökonomische Holsteinerin lieber in Talern als Gulden und schriftlich, wie das obige, zubedingen. Die Ehe mit Hoym ward geschieden, und durch Kaiser Josef I. ward sie, nach dem Brockdorfschen Familiengut, zur Gräfin von Cosel gemacht. Wenn sie fortan mitregierte und Gunst und Ungunst verteilte, so tat sie das, wie sie es verstand und für vernünftig hielt.

Das ist soweit alles sehr klar, und im guten Sinn ist es sehr weiblich und sehr fraulich. Aber an einem Hofe ist es ungefähr dasselbe, als wenn eine verständige, tüchtige Holsteinerin auf die Kommandobrücke eines nie betretenen Amerikadampfers stiege, um ihn bei unsichtiger Luft als Lotse des Kapitäns die Elbe herunter zu bugsieren.

Wir staunen auch über eine Psychologie, die das Verhältnis zwischen dem König und ihr auf eine so gründliche Freiheitsberaubung basiert. Nichtsdestoweniger hat sie durch ein Zusammenwirken ihrer Energie mit der geheimnisvollen Befähigung weiblicher Instinkte ihre Stellung neun Jahre aufrechterhalten. Wenn August allmählich die unhaltbare Verbriefung wegen der Ehe und der Kinder zurückhaben wollte, so erwiderte sie dem königlichen Hünenmenschen, lieber schieße sie ihm eine Pistolenkugel vor den Kopf. Eine glimpfliche Abdankung dieser Frau war naturgemäß nicht möglich.

König August pflegte den Herbst und Frühwinter nach Polen zu gehen, um dann zum geliebten Karneval wieder in Dresden zu sein. Von Warschau aus hat er 1716 die Courage gefunden, eine neue Mätresse zu erheben, die bequeme und muntere Gräfin Dönhoff, eine geborene Bielinsky. Die Gräfin Cosel, die erst auf der Reise nach Warschau war, erhielt unterwegs Befehle, nach Pillnitz umzukehren. Nun dreht sich das Folgende hauptsächlich um den geforderten und standhaft abgeschlagenen Verzicht auf die erwähnte Verbriefung. Sie entwich nach Berlin, wo sie ihren Urteilen über Augusts Handlungsweise reichlich freien Lauf ließ; Friedrich Wilhelm I. lieferte sie aus, und August ließ sie nach Stolpen bringen, einem ehemaligen Residenzsitz der Bischöfe von Meißen. Dort in dem uralten, dreitürmigen Schloß hat sie von 1716 bis 1765 gelebt. Nach Augusts Tode 1733 nicht mehr als Gefangene, sondern freiwillig, weil sie sich eingewöhnt hatte und anderswo lächerlich gewesen wäre: die nur von sich selbst anerkannte Witwe des Königs, für alle Welt sonst die gestürzte Mätresse.

Es ermüdet nun, die weiteren Liaisons des Königs, bei dessen vierziger Jahren wir erst angelangt sind, weiter aufzuzählen. Der Herzmuskel schließt zwar nicht mehr wie einst, die Verliebtheit verbreitert sich zur gewöhnten Routine. Desto ermutigter wetteifern seit dem Sturz der Cosel die vornehmen Familien, eine der Ihrigen in das Augenmerk des Königs zu lancieren. An das Mätressenwesen hat sich, wie sonst an die hochbepfründete Geistlichkeit, der Schwamm des Nepotismus angesetzt.



Gräfin Dönhoff.

Gemälde im Königlichen Schloß zu Dresden.



Gräfin Orczelska.

Pastell von Rosalba Carriera in der Kgl. Gemälde-galerie zu Dresden.

In diesen späteren Favoritinnenkreis ist eine leibliche Tochter des Königs hineingezerrt worden, durch das Hörensagen: die von ihm als Gräfin Orczelska anerkannte Tochter einer französischen Weinwirtsfrau in Warschau, namens Duval, geborene Renard. Ein eigenartiges Produkt jedenfalls war aus der Verbindung des athletischen Königs mit der schönen Henriette aus der polnischen Schanktischatmosphäre hervorgegangen, als Frau Wirtin Töchterlein und Königstochter. Eine junge Sarmatengräfin, die reitet wie ein Stalljunge und trinkt und raucht wie ein Korporal, und von der sich der junge Friedrich von Preußen nicht geniert hat seiner Vertrauensschwester zu erzählen, er habe sie auch gehabt. Nicht damals in Dresden zur Zeit der Formera, sondern etwas später in Berlin.

⌘ ⌘ ⌘

Den Gewaltherren der Renaissance hat man August den Starken verglichen. Einiges stellt allerdings den Begründer Dresdens auch zu ihnen. Voran Geistiges: er hat ihre Art von Bildung und von Allinteressen. Aber im Wichtigen und gerade im Sittlichen trifft der Vergleich nicht zu, nach zwei Seiten nicht. Es fehlt dem Wettiner die Ruchlosigkeit der Renaissance-Italiener. Er bleibt trotz seiner Religionslosigkeit, die ein Bekenntnis ins Spiel wirft, wie eine Zechinensumme zu Venedig, ein Kleinsünder, mit dessen Eitelkeit und seinem Vogelstraußverhalten gegen das vorhandene Gewissen. Vor allem aber fehlt ihm der kalt durchdachte Egoismus der italienischen tiranni; seine Betätigung bleibt eine im Wichtigsten unfruchtbare, epikureische Selbsterfüllung. Am unglücklichsten hat man ihn in den Porträtrahmen des Machiavellismus zu spannen probiert. Alles zusammengenommen, hat er zu nichts sich so wenig tauglich erwiesen, als zu dem, was den wirklichen Inhalt des bitter ernst gedachten Machiavellischen „Principe" ausmacht: zum idealrücksichtslosen und skrupellosen, objektiv zielvollen Staatslenker. Er hat wohl auch sein Ziel, das ist der „Glanz des Hauses Sachsen", aber er hätte die Mittel dazu schon etwas tiefer fassen müssen, als er in seinem Herrscheramt und in seinem politischen Testament von 1705 getan hat.

Meißner Porzellan.

In den Apfelavenuen
Von Bijou nach Schloß Fasan
Alle, alle Bäume blühen,
Blüten wie aus Porzellan
Weiß und rosa, weiß und rosa,
Von Bijou nach Schloß Fasan.

Stille. — Nur ein Blütenschauer
Von den Zweigen dann und wann,
Und dazu ein lasurblauer
Himmel, wie aus Porzellan, —
Blaue Stille, blaue Stille,
Von Bijou nach Schloß Fasan.

Auf dem Wege geht ein Grüppchen
Zuckerzierlich angetan,
Er ein Stutzer, sie ein Püppchen!
Isabell und Florestan,
Gehen Hand in Hand des Weges
Von Bijou nach Schloß Fasan.

Und es seufzt die blonde Kleine:
Sonne, Sonne, bist du toll!
Sonne, willst du, daß ich weine,
Ließ zu Haus mein parasol,
Und die Mutter muß es merken,
Wenn ich ganz verbrennen soll.

Spricht der Junge: Sieh die Blüten
Zugewandt dem Sonnenlicht,
Wie so selig sie erglühten,
Scheuen das Verbrennen nicht:
Weiß und rosa, wie dein zartes
Süßes Blumenangesicht!

Und sie hebt das Köpfchen leise,
Sieht ihn stolz und strahlend an. —
Und sie wandern solcherweise
Von Bijou nach Schloß Fasan.
Alle, alle Blüten flüstern:
Isabell und Florestan.

Karl Frhr. von Berlepsch.

Der Urenkel.

Eine Altherrengeschichte von Hans Hart.

Arpad Teleházy rasierte das feiste, rote Vollmondgesicht, grinste in den Spiegel, und die großen, runden Augen starrten ingrimmig auf die Hand, die das Messer führte. Hie und da tat Herr Arpad einen Seufzer oder einen vergnügten Schnaufer, je nachdem er sich schnitt oder mit glattem Strich über die gespannte Haut hinwegkam. Endlich war es vollbracht. Herr Arpad lehnte sich zurück und ließ seine noch immer feurigen Ungaraugen ein bißchen erstaunt im Spiegel auf- und abwandern, weil er an der linken Schläfe, mitten in dem unheimlich schwarzen Haar, ein paar weiße Eindringlinge entdeckte, die ihm die Schamröte ins Antlitz jagten, schier wie einem jungen Mädchen.

Major Arpad Teleházy, weiland der größte Weiberheld im Regiment Radetzky, griff bedachtsam nach einer Tube, die eine Tinktur und einen Pinsel enthielt, flugs tat er sein Werk, und in tiefem Schwarz verschwand das lästige Weiß. Es war ja so unendlich leicht, jung zu bleiben. Nur ein ernstlicher Wille gehörte dazu. Und den hatte der kleine, stramme Major. Vorsichtig ließ er die grünen Jalousien herab, drehte die beiden Gasflammen hoch und machte sich an die weitere Toilette. Nicht nur die Frauen üben diese Kunst im geheimen, auch Arpad liebte heimliche Künste. Mit Todesverachtung schnürte er sein Korsett zusammen, daß Schienen und Rippen gleichmäßig krachten. Etwas atemlos, aber mit Kennermiene ward eine lichtgrüne Krawatte hervorgesucht, sorgfältig mit dem zarten Grau der Samtweste verglichen und die feine Übereinstimmung mit fröhlichem Lächeln quittiert.

Mit diesen Attributen modischer Eleganz geschmückt, fuhr Arpad gar fröhlich in den tadellosen Gehrock, bürstete

sorgsam jedes Stäubchen ab und legte die gelben Glacé-handschuhe bereit. Plötzlich jedoch befiel ihn schwere Melancholie. Gedankenvoll sank er in den roten Plüschfauteuil an seinem Schreibtisch und brütete vor sich hin. Mit jähem Ruck warf er sich dann nach vorn und riß ingrimmig das letzte Blättchen vom Kalenderblock. Es trug das Datum: 31. Dezember.

Silvester war es, zum Nachdenken just die rechte Zeit. Arpad Teleházy aber haßte das Nachdenken seit jeher; böse Menschen behaupteten, er sei auch deshalb als Major dem minderwertigen Zivil überantwortet worden, aber das war nur eine dumme Verleumdung. Mindestens über Frauen, Champagner und Pferde hatte Herr Teleházy hinreichend nachgedacht. Diese Gedanken ließen sich auch gar nicht wegleugnen; vier junge, zum Teil schon kräftig herangewachsene Teleházys, die allerdings diesen schönen Namen nicht führen durften, erwarteten jeden Monat an vier verschiedenen Orten dieses schönen Österreich-Ungarn die Postanweisung Herrn Arpads. Ein edler Dualismus machte sich da geltend, der Cis und Trans gleichmäßig bedachte.

Deshalb mußte der schneidige Husar auch in diesem alten Hause in Mariahilf zwischen häßlichen roten Plüschmöbeln sitzen und seine kostbare Zeit mit Kartenspiel vergeuden, was er allerdings mit erheblichem Vorteil für seine etwas knappen Finanzen tat. Elende Zivilisten und geistig zurückgebliebene Brüder vom bunten Rock bedachte er gleicherweise mit seinem infernalischen Glück, das die letzte Geliebte war, die dem alten Sünder treu geblieben. Als Kartenbruder war er mehr als ein schlichter Major, fast ein Feldzeugmeister. Allerdings mußte er mit östlichen Reisenden, die merkwürdige polnische oder ungarische Namen trugen und bis zum Überdruß Mikoschwitze erzählten, in rauchigen Kaffeehäusern längs der niemals blauen Donau sitzen. Aber ein rechter Kerl geht mitten durch. Das hatte ihm schon Anno neunundvierzig der alte Radetzky gesagt, als der schöne Arpad eine piemontesische Batterie in vollem Galopp genommen hatte. Und da der alte Radetzky mit seinem zahmen Bronzegaul nun auf dem „Hof" mitten unter

Marktweibern hockte, war es für Arpad keine Schande, östlichen Reisenden Geld abzunehmen, durch Weisheit und zähe Ausdauer.

Der kurze Wintertag war längst in die Nacht verflackert, in eine stürmische, wolkenreiche Silvesternacht, ohne Stern und Schein. Herr Arpad schlief, sanft und ruhig, ohne jedes Schnarchen, die letzte Schönheit aus seiner tollen Zeit.

Jäh schrak er auf. Das Gas verbreitete eine wohlige Wärme, und im Ofen flackerte ein ersterbendes Feuerlein. Die Uhr summte acht Schläge. Arpad rieb sich die Augen und nickte dann trübsinnig,

„Siebenundsechzig Jahre," murmelte er ganz leise, als könnte ihn jemand hören.

Doch sogleich lächelte er wieder, als sei alles nur eine Täuschung. Stramm schritt er durch seine zwei schäbigen Zimmerlein mit den geschmacklosen Tapeten und den schmierigen Vorhängen; Armut war keine Schande. Er war noch immer der Major Arpad Teleházy von den Radetzkyhusaren, kerngesund, abgesehen von Fettherz und Gicht, mit tiefschwarzem Haar und ebensolchem Schnauzbart, mit kugelrunden, schwarzen Augen, die feurig in einem Weiß auf- und niederrollten, das schon beinahe ein Gelb war. Keck pfiff er eine Operettenmelodie, die er durch Freikarten erlernt hatte. Im Vorzimmer wünschte er seinen Quartierleuten, einem alten Ehepaar — der Mann war Kanzleivizedirektor in einem Ministerium — ein angenehmes Neujahr und marschierte dann voll innerer Zufriedenheit die ausgetretene, schlechtbeleuchtete Treppe hinab.

Der Wind fauchte ihm entgegen und zauste an dem aufgewichsten Schnauzbart. Menschen in der letzten Hast vor einem gemütlichen Abend trabten an ihm vorbei. Kleine Putzmachermädchen eilten heimwärts, allein oder mit dem Schatz am Arm. Herr Arpad lächelte ihnen zu, wie jeden Tag, wenn er solche kleine Gottesdingerchen traf. Es war das freundliche Wohlwollen eines alten Feinschmeckers. Das junge, dumme Glück wies stets mit rosigen oder auch schmutzigen Fingern in das alte Glück zurück, das in Arpads Herzen schlummerte. So wandelte er be-

häbig und doch nicht ohne jugendliche Grazie die Gassen entlang, den Zylinder hielt er mit beiden Händen, wenn der Sturm Attacke ritt, und fluchte dabei innerlich über diese blödsinnige zivilistische Angströhre. Durch die Währinger Straße suchte er seinen Weg bis zum Bürgerversorgungshause, dem ein Blick stillen Einverständnisses galt, das leise Kopfnicken eines alten Landsknechtes, der gar wohl fühlte, wie es den alten Männern da hinter den roten Fensterscheiben zumute sein mußte. Daß er um die alten Weiberherzen Bescheid wußte, war nicht weiter verwunderlich. Dann kam die Nußdorfer Straße heran, kleine gebückte Häuserchen mit Galerien, die gegen das Lichtental hinaushingen, ein Restchen der alten Stadt, der sie nun allenthalben neue, oft sehr wunderliche Kleider anzogen.

Vor einem solchen Häuschen blieb Arpad stehen, holte tief Atem, seufzte auch dazwischen und trat dann ein. In den Ecken des Stiegenhauses brannten Öllämpchen, alles war eng und klein, ein Stück Leben, das in einem stillen Winkel schlummert und bittet, nicht weiter beachtet zu werden. Arpad lächelte mitleidig und zog die kreischende Klingel neben einer Türe, die eine schmutzige Visitkarte mit der Aufschrift trug: Ferdinand Mayer von Wolfszahn, k. k. Oberstleutnant a. D. Ein alter Kerl, eisgrau und schmierig, öffnete, suchte knieschlotternd nach einer strammen Haltung und murmelte vertraulich: „Guten Abend, Herr Major."

Hundebellen und Katzenmiauen schnitten ihm das Wort ab.

In der Zimmertür stand ein kleiner, uralter Mann mit blassem, länglichem Gesicht; die welke Haut war eingesunken und spannte sich in vielerlei Gruben und Rissen um die scharf hervortretenden Knochen. Schier verwunderlich blickten aus dem pergamentenen Greisenkopf zwei große, braune Augen, in denen eine verträumte Scheu ihr heimliches Wesen trieb. Eine ganz verhutzelte, winzig kleine Hand streckte sich dem Major entgegen, feine zarte Finger, wie die einer Frau.

„Willst du den alten Menageriedirektor abholen, schöner Arpad?"

Jetzt flog ein Schmunzeln um die tausend Falten und Fältchen, ein Kichern lief dem Schmunzeln nach, und ein feiner Spott über sich selbst und die ganze närrische Welt lächelte in den schönen, samtbraunen Augen.

In dem schwachen Licht, das die Küchenlampe in der Hand des alten Dieners gab, bemerkte man zwei seltsame Hausgenossen, die wie zwei Adjutanten den noch seltsameren Hausherrn flankierten. Ein schwerer, weißer Bulldogg und eine glänzend schwarze Angorakatze. Aus dem offenen Zimmer kam das Kreischen eines Affen und das Bellen verschiedener Hunde. Ein großer Papagei rief unermüdlich: „Lori" und „Wer da?"

Arpad Telehdzy lächelte vergnügt über dies närrische Durcheinander. Wie im Märchenland war es. Die Angorakatze, eine zierliche Dame, rieb schnurrend den krummen Rücken an Arpads Bein, der Bulldogg beschnupperte ihn unhöflich, wie ein echter Engländer, und sah dann gelangweilt zur Seite.

„Na, Ferdinand, hast du mit deinen Biestern schon Silvester gefeiert?"

Händereibend schritt Herr Arpad ins Zimmer, der alte Oberstleutnant schlich ihm kichernd nach, auch Hund und Katze trollten herbei.

„Die Vögel schlafen schon," bemerkte Ferdinand Mayer von Wolfszahn und leuchtete mit einer Kerze in den Nebenraum. Aber ein kräftiges Kikeriki strafte ihn Lügen.

„Der kleine spanische Hahn ist ein Teufelskerl." Herr Ferdinand schloß stolz lächelnd die Tür. Herr Arpad neckte den Affen, der wütend in seinem Käfig auf- und abfuhr. Ein weißbrauner Foxterrier und ein Paar tiefschwarzer Dackel schauten dem Spiel mit dem pfauchenden Affen wohlgemut zu, selbst das Eichkätzchen in der anderen Ecke wachte auf und kletterte rasselnd in seinem Käfig auf und nieder. Der Oberstleutnant holte ein Stück Zucker aus der Tasche und sprach leise auf das erregte Eichhörnchen ein. Da ward dieses fromm wie ein kleiner Junge vor Weihnachten, schlug die Rute über den Rücken und bat gar zierlich mit den Vorderpfoten um das Stückchen Zucker.

Arpad zog die gefärbten Augenbrauen hoch und schüttelte den dicken Kopf. Jedesmal, wenn er in diese Narrenwelt geriet, in der ein uralter Militär mit Katzen, Affen, Hunden und Vögeln hauste, zweifelte er an dem gesunden Menschenverstand des alten Freundes. Aber dann fielen wieder so kluge Worte von den welken Lippen, und in den Augen leuchtete eine solche treue Wärme, daß selbst Arpads gerade nicht empfindsame Nerven in unwilliger Scheu dem aufschnellenden Spott Halt geboten. Und er kam doch nie darüber hinweg, daß dieser Mayer von Wolfszahn, der nun in allen Parks Vögel fütterte, nie eine Blume in Wald oder Garten brach, gegen jeden rohen Lümmel fein und höflich war, — daß dieser Wolfszahn einst ein prachtvoller Junge gewesen, voll Schneid und Keckheit, ein Damenheld und Duellhans, daß es nur eine Art hatte. Dann freilich kam ein Knacks. Und geriet Arpad bis zu diesem Glied in der Gedankenreihe, brach er unwirsch ab. Man sah ja gerne über vieles hinweg, über östliche Reisende sogar, aber Mayer von Wolfszahn war ein wegen Schlappheit im Felde kassierter Offizier, dem man Titel und Pension nur gerade knapp im Gnadenwege gelassen hatte. Das war in Bosnien gewesen, Anno achtundsiebzig.

Der Husarenmajor seufzte tief auf und ließ den Affen sein.

Ferdinand Mayers hohe, feine Greisenstimme fragte vorsichtig: „Bist etwa wieder verliebt? Hast recht. Ist auch ein Stück Gottes aus seinem bunten Baukasten.“ Und seine schlanken Frauenfinger liebkosten den klobigen Bulldogg.

Eine Stunde später saßen die beiden Herren in einem hohen, weiten Zimmer, das aber gar leer erschien, weil nur wenige, recht ärmliche Möbelstücke darin ihr Wesen trieben. Ein großer Tisch, weiß gedeckt, darüber schaukelte eine große Petroleumlampe; die Wände schlicht weiß getüncht mit einem dunkelblauen Linienornament. Vor den Fenstern dünne, fadenscheinige Vorhänge, sogar Stores, alles tadellos gewaschen und sauber ausgeflickt. In einer Ecke ein kleiner Bücherschrank mit grüner Verspannung hinter Glas. Auf einem Tischlein in der anderen Ecke

stand noch der Christbaum, das Tannengrün ganz von Silber umsponnen, die weißen Wachskerzen erst bis zur Hälfte niedergebrannt. Vor den Fenstern fauchte der Wind und schüttelte die alten, laublosen Bäume, daß ein leises Knistern und Knattern bis herein drang. Da draußen lag ein großer, tiefer Baumgarten, ein Stück Natur, das in diesem alten Winkel der Josephstadt noch recht behalten hatte gegen die neue Zeit. In dem plumpen, grünen Kachelofen prasselte das Feuer, und Herr Arpad war eifrig beflissen, Kohlen nachzulegen, soweit sein leidiges Korsett solches erlaubte.

In dem Lehnstuhl, dessen Lederbezug an manchen Stellen das Roßhaar der Füllung hervorquellen ließ, hockte Ferdinand Mayer und blickte mit freundlichem Wohlgefallen in das Tannengrün des Christbaums.

Ein hochgewachsener, alter Mann mit weißem Kaiserbart, in einer bequemen Lodenjoppe mit grünen Aufschlägen, schritt zwischen Kredenz und Tisch auf und ab und stellte Gläser in Reih und Glied. Die kleinen, ein wenig bösartigen, grauen Augen unter den buschigen Brauen, die wie graues Moos von der schmalen, braunen Stirn hingen, prüften ungeduldig die billigen Ausschußgläser, spähten mißtrauisch nach jedem Stäubchen und maßen pedantisch die Abstände zwischen den einzelnen Gedecken. Dann flog ein dicker Hornkneifer auf die schmalrückige Nase und hielt Revue über das getane Werk. Mit wehleidig verzogenen Mundwinkeln sagte Hauptmann Lorenz Trieberger: „Wie's ein Bettler halt bieten kann." Und die knochigen Fäuste zerrten ingrimmig an den weißen Bartkoteletts.

Der Oberstleutnant im Lehnstuhl kniff die Augen zusammen: „Aber, aber! Ist eine verwunschene Prinzessin im Haus, und du willst ein Bettler sein!"

„Traumhansel," murrte grob und bestimmt Herr Lorenz.

Mayer von Wolfszahn öffnete groß und leuchtend die braunen Augen: „Ja, das bin ich. Solltest es auch sein, Lorenz, das wärmt so hübsch im Alter. Man tapeziert sich sein Zimmerlein mit Gold- und Silberkram. Das ist

dann ein ewiges Weihnachten. Und du hast doch lebendige Jugend bei dir. Brauchst sie dir nicht erst mühsam zusammenzubetteln."

Eine Tür klappte auf. Groß und schön trat ein Mädchen ins Zimmer, in einem sichtlich sehr mühsam aufgefrischten, roten Ballkleid. Schwere, dunkelbraune Flechten lagen auf einem feinen, schmalen Kopf, dunkelbraune Augen leuchteten unter dichten, an der Nasenwurzel zusammengewachsenen Brauen. Verhaltene Leidenschaft knisterte in dem Funkeln dieser Augen, die sich hinter langen, vibrierenden Wimpern versteckten. Das Mädchen war nicht mehr ganz jung, etwas Frauenhaftes barg sich in der leichten Fülle der Gestalt, in den winzigen Fältchen um Auge und Mund.

Herr Arpad verbeugte sich tief zum Handkuß und atmete schwer. Der Alte im Lehnstuhl lächelte glücklich. Selbst Hauptmann Trieberger verriet widerwilliges Wohlgefallen, das er allerdings sofort in einem Brummen über Staub auf der Kredenz erstickte. Lautlos glitt das Mädchen hinaus und kam mit einem Staubtuch zurück.

„Ist es jetzt recht, Großvater?"

Gnädig nickte Herr Lorenz. Arpad Teleházy aber bat devot um das Tuch und trug es wie einen Schatz hinaus.

Der Oberstleutnant blickte mit feinem Mitleid auf das junge Weib, das mit leicht gesenktem Kopf am Fenster stand, schön und jung und doch eine Sklavin, die ihre Seele knebelt in fremdem Dienst. Leicht vorgeneigt, die Arme auf die Lehne gestützt, fragte er: „Spielen Sie noch eifrig Geige, Marie-Therese?"

Sie nickte, und das lachende Leben funkelte aus den weit offenen Pupillen. Wie ein Weckruf war diese Frage, die allen Staub des Alltags wegblies. Der Großvater knurrte verdrießlich: „Ja, das Gekratze hat man alle Tage." Marie-Therese warf ihm einen schnellen Blick zu, in dem viel Mitleid, Gleichgültigkeit und doch eine stille Anklage lag. Ihre Finger glitten an dem roten Fähnchen herab, als strichen sie etwas fort, das Gewalt gewinnen wollte über ein gebändigtes Herz. Nur der Oberstleutnant Mayer

sah diesen Blick. Da lächelte er still und hing seine alten Augen an das schöne, junge Ding, wie in heimlicher Freude über das heiße Blut, das so jählings an verschlossene Türen pochte. Arpad Telehazy behauptete ja steif und fest, der Allerweltsnarr Mayer sitze im Frühling in allen Parks herum und warte stundenlang, bis noch eingewickelte Blätter die braune Hülle sprengten und ihr junges Grün eitel und scheu zugleich entfalteten.

Der Hausherr zog unwirsch die Uhr: „Na, wo bleibt denn wieder die fürstliche Durchlaucht?"

Marie-Therese bog leicht den Kopf in den Nacken, ihre Nasenflügel zitterten ein wenig, und um die roten Lippen schlich ein ganz leises Lächeln. Dann sagte sie halblaut: „Du weißt doch, Großvater, der Fürst handelt gern, wenn er einkauft."

„Der hat's nötig, mit seinen Millionen," murrte Herr Arpad.

Da schrillte die Klingel. Wie ein Gummiball schoß Arpad hinaus und öffnete. Marie-Therese folgte ihm langsam.

Man hörte eine scharfe Kommandostimme: „Franz, den Champagner in die Küche. Sofort ins Eis!"

Und dann wie ein Donnerwetter: „Fritz, Sie sind der größte Esel, der mir je untergekommen ist. Läßt mir der Kerl die Mayonnaise auf das Roastbeef rinnen."

Da klang Marie-Theresens tiefer Alt: „Später kommen sie ja doch zusammen." Und ein Lachen dazu, hell und silbern, wie Glocken im Abenddämmern: „Sie machen sich ja bankerott, Durchlaucht."

„Ihretwegen selbst das."

Mayer von Wolfszahn spitzte die Ohren: „Mit Karl Eggershausen kann deine Enkelin sogar lachen, alter Lorenz."

Mit gekränkter Miene antwortete Herr Lorenz: „Mit mir tut sie das freilich nicht."

Und wie eine Eule zog er den Rücken krumm.

„Guten Abend, alte Schweden!"

Fürst Karl Eggershausen streckte zuerst dem Oberstleutnant, dann dem Hausherrn die Hand hin. Er war im

Frack mit Miniaturordenskette. Unheimlich groß, elastisch und gut gebaut, mit schlohweißem Haar und Schnurrbart und raschen, fast jugendlichen Bewegungen.

Vor dem silbergeschmückten Tannenbaum blieb er stehen: „Das hat das Mädel wieder wunderhübsch gemacht. Na, alter Drache, wie steht's mit der Gicht?"

Vergnügt lachend klopfte er Trieberger auf die Schulter.

Der seufzte und hustete und tat plötzlich ganz kläglich. Die Gicht wäre ja, unberufen, soweit ganz erträglich. Aber der Bronchialkatarrh —

„Verdammter Hypochonder! Mach's wie ich! Rauf auf den Gaul um fünf Uhr früh, hinunter in den Prater, wenn der Rauhreif Silberschmied ist. Und dann ein Stündchen Florett, daß kein Fett zwischen die Rippen darf. Das ist das ganze Geheimnis." Er strich über das kurzgeschorene, weiße Haar: „Aber ihr seid eben keine Kavalleristen."

„Bitte sehr, ich bin einer," meckerte der Major und schwankte schwer beladen mit Platten und Flaschen ins Zimmer.

„Du? Ach, Arpad, du bist ja bei Trautenau vom Gaul gefallen, gerade als es heiß wurde mit den ostpreußischen Dragonern!"

„So ein Windischgrätzer renommiert doch immer."

„Na, sollst recht haben, Hiebe haben wir alle gekriegt." —

Dann klapperten Gabel und Messer, und der alte Franz servierte tadellos, vergaß auch nicht, den jüngeren Kollegen Fritz durch heimliche Fußtritte und Knüffe anzueifern, seinem edlen Beispiel zu folgen. Als der Wein in die Gläser rann, hob der Fürst sein Glas: „Fräulein Marie-Therese, ich trinke auf Ihr Wohl."

Sie ließ ihr Glas an seines klingen und schob die kurze Oberlippe zurück, daß die blanken Zähne hervorschimmerten.

„Silvesterabend in der Drachenhöhle."

Karl Eggershausen war äußerst wohlgelaunt, er fragte Marie-Therese nach ihrer Malerei, erzählte, daß die Fürstin Locatelli notwendig einen hübschen Fächer mit einer Kopie

nach Fragonard brauche, auch die beiden jungen Locatelli hätten Sehnsucht nach Marie-Theresens Kunstwerken, allerdings nur Sezession und zu ziemlich unheiligen Zwecken, aber das mache ja nichts. Sie nickte halb verlegen und halb glücklich zu diesen Bestellungen, während ihr Großvater beinahe beleidigt dreinschaute, als müßte er jedes Geschenk ablehnen, wenn es auch noch so diskret angeboten ward. Die alten Herren saßen rings um das Mädchen, voll Dankbarkeit, daß ihnen diese Jugend geschenkt ward, daß dieses verschleierte Lächeln sich auf jeden von ihnen beziehen konnte, und ließen ihre Huldigungen an diesem Silvesterabend wie kostbares Räucherwerk vor Marie-Therese aufglühen, in leiser Eifersucht, ob keiner bevorzugt würde, ob dieses schöne, junge Ding nicht einen vor den anderen auszeichnete.

Am eifrigsten gebärdete sich Herr Arpad, der nicht ohne Stolz feststellte, daß er unter diesen Meergreisen bei weitem der jüngste war und noch dazu ein rotes, heißes Ungarherz sein eigen nannte.

Marie-Therese aber horchte auf den Wind, der die Bäume im Garten zauste. Diese beschauliche, kraftlose Liebe der alten Herren war für ihre schlafende Jugend wie ein laues Bad, das ihr Blut anregte, ohne es aufzupeitschen. Eine leise, altmodische Musik, die das Schlummern süß und weich machte. Und doch zugleich ein feiner Reiz, der schmeichelte und lockte, bunte Traumbilder himmalte und die graue Pflicht des Tages hart und unbarmherzig erscheinen ließ. Und gerade in diesen letzten Jahren waren die alten Herren zu stillen und doch eifrigen Bewunderern von Marie-Theresens Jugend geworden, als weckte das Alter die letzten Funken aus der Asche.

Freilich, jeder tat es auf seine Art. Der ewig verdrossene Großvater verlangte jedes Opfer, weil sie ja jung sei und ihm der Tod täglich näherkomme — zu dummen Kinkerlitzchen habe sie noch immer Zeit. Ängstlich verbannte er jede Freude und schob seinen Egoismus wie eine Mauer vor die jungen Jahre der Enkelin. Hinter dieser Mauer aber trieben Phantasie und Verlangen wilde, bunte Ranken.

Unermüdlich renommierte der gute Teleházy von seinen alten Weibergeschichten und warf verstohlene, wie er meinte, heimliche Blicke nach Marie-Therese. Im Eifer des Erzählens legte er oft seine Hand auf die seiner Nachbarin und zog sie plötzlich schier erschrocken zurück. In den kecken, schwarzen Augen blitzten gefährliche Fünkchen. Wie eine dumme Angst befiel es Marie-Therese. Der Major war sehr unternehmend und fühlte sich ja so wahnsinnig jung.

Der Naturschwärmer Mayer wieder war still und träumerisch, aber er wob seinen innigen Gottesglauben an alle Schönheit dieser Welt in ihr Herz und predigte gern von der goldenen Freiheit, die er für Mensch und Tier begehrte. Er war fromm gegen ihre Jugend und ließ sie allein.

Dann war noch der Fürst. Ein niegesprochenes Wort bannte die Vertrautheit früherer Jahre. Kühle und klare Menschen wie sie und Karl Eggershausen scheuten die ewig tragische Lächerlichkeit von Doge und Dogaressa.

Die Bäume im Garten rauschten heftiger, weil der Sturm dem alten Jahr eine Grabessymphonie aus vollen Backen blies. Marie-Therese schloß die Augen. Wie aus weiter Ferne kamen die Stimmen zu ihr. Arpad Teleházy erzählte mit dröhnendem Lachen von einer schwarzen Juliska in Arad. Er tat sich gar keinen Zwang an, und jeder Widerspruch reizte ihn zu neuen Einzelheiten.

Fürst Eggershausen stand langsam auf und trat hinter Marie-Therese: „Sie träumen, Kind?"

Sie sah ihn zerstreut an und nickte.

Lorenz Trieberger brachte Karten und begann zu mischen.

„Wollen wir Musik machen, Marie-Therese?" fragte der Fürst und bot ihr den Arm.

Und dann saß er im Nebenzimmer, das Marie-Therese gehörte und mit buntem Malkram ganz vollgeräumt war, vor dem Klavier und wartete, bis sie die Lampe angesteckt hatte. Es war ein armseliges, kleines Zimmerchen, in dem ein dunkelgelber Vorhang noch einen Alkoven abgrenzte. Die Türe ins Speisezimmer stand offen. Man hörte die Karten fallen und das Niedersetzen der Gläser. Hier und da auch ein lautes Wort oder einen sanften Fluch.

Karl Eggershausen aber spielte. Mozart war es. Das Andante der Don Juan-Ouvertüre. Er spielte leicht und sicher, nur manchmal griff er zu schnell; Kavallerie, die sich nicht zügeln läßt. Sein feingeschnittener Aristokratenkopf war im hellen Lampenlicht, der feste Mund scharf geschlossen.

Das Zimmer lag im Dämmer. Marie-Therese lehnte vor dem gelben Vorhang, wie am Eingang in eine andere Welt.

„Mozart," sagte drin der uralte Oberstleutnant und machte Renonce.

Marie-Therese aber dachte: ‚Warum spielt er gerade Don Juan, gerade heute und gerade er?' Ihre Schläfen schmerzten, ein leiser Schauer lief über ihren Leib. Wie Windessausen war es um sie, ein fröstelndes Grausen, das aus tiefer Nacht kommt, schwer und bang und übernächtig. Geister erhoben ihr Haupt, blutlose Schemen, die längst ihr Erdenrecht verwirkt. Wie eine mahnende Stimme klang es, wie ein Gottesruf vor der Tat.

Eine schwere, blutdunkle Ahnung zittert herauf. Der Fürst spielt und spielt. Seine Augen brennen jetzt, als schleudere er einen Wahnwitz von sich, indem er ihm alle Fesseln löst. Der Frevel jauchzt. Marie-Therese drückt die Augen zusammen, als brenne ringsum purpurnes Licht. Der echteste Sohn der Erde rast dahin, jagt durch alle Gassen, springt auf alle Balkone. Ein ernster Mahnruf. Don Juan schmettert ihm sein Lebenslied entgegen, die Stimme von oben wird Flüstern, sein Rasen frivoles Necken. Rokoko.

Mit jäher Bewegung greift Marie-Therese neben sich. Die Geige fliegt an die Wange, der Bogen springt die Saiten entlang. Das Klavier jagt zur Leporelloszene. Der Fürst blickt auf, sieht die Geigerin und schnellt hinüber zu den Variationen des Vieuxtemps. Seine Augen leuchten. Seine Adern klopfen, seine Hand fliegt, die Geige schluchzt und klagt, jubelt und rast, Läufe auf, Läufe ab. Im Nachtkleid flieht Donna Anna. Ihr nach Don Juan. Geige und Klavier feiern das tollste Fest der Erde, den höchsten Sieg und den tiefsten Fall.

Da schlägt die Uhr. Wie schwere, steinerne Schritte tönt es heran. Zwölf ist es.

Lorenz Trieberger steht in der Tür: „Seid ihr verrückt?“

Marie-Therese greift nach dem Vorhang, als sei sie nackt.

Das neue Jahr tritt ins Land.

⌘ ⌘ ⌘

Das tolle Spiel der Neujahrsnacht aber gaukelte noch süß und heiß im Blut, als Karl Eggershausen am Neujahrsmorgen in den Prater ritt. In langem, gleichmäßigem Galopp zog das Vollblut seinen Weg, rings stob der Schnee auf, den der Morgen gebracht. Jetzt aber war klarer Sonnenschein und machte aus dem Silberreif auf Bäumen und Sträuchern blitzendes Filigran. Aber in der kalten Winterluft schwirrte ein Geigenton und lief mit dem Gaul um die Wette. Karl Eggershausen sann zurück in die Vergangenheit, bis in jene grauenvolle Sommernacht nach Königgrätz, als er mit den drei anderen in einer Dorfschenke beieinander saß, der Brigadier mit zwei Majors und dem ewig mißvergnügten Hauptmann Trieberger. Draußen fluteten die geschlagenen Truppen nach Süden. Es war eine schwere, bange Nacht. Aber sie hatte eine Kameradschaft geschaffen, die Stich hielt im Laufe der Zeit, so verschiedene Instrumente das wunderliche Quartett eigentlich spielte. Und nun waren alle vier eisgraue Kerle, einer achtzig, die anderen so herab bis zum Benjamin, dem Radetzkyhusaren Teleházy, der bei Trautenau vom Gaul gefallen war. In jener Nacht aber hatte der für einen Hauptmann schon bedenklich alte Lorenz Trieberger, der zu den Geschlagenen von Chlum gehörte, schmunzelnd ein Bild herausgezogen, das die Braut seines Sohnes darstellte, ein schlankes, dunkelhaariges Ding. Geradeso, wie die Marie-Therese jetzt aussah. So erhellte ihre Mutter mit ihrer Schönheit die verdammte Nacht nach Königgrätz. Karl Eggershausen war dann in Wien in das junge Eheglück geraten, halb willenlos, zuerst nur aus der Stimmung heraus, alte Kameraden zu sehen, die dort aus- und eingingen. Die kleine Marie-Therese hatte er auf den



Rosen auf Marmor.

Gemälde von Reinhold Max Eichler.

Knien gehalten und mit dem runden, fröhlichen Ding gespielt, wie mit einer Puppe. Schier lieb hatte er den Balg gewonnen. Als dann Philippovich mit einer „Musikbande“ Bosnien eroberte, war Marie-Theresens Vater gefallen, und drei Jahre darauf hatte man die Mutter begraben. So war die Kleine in die Drachenhöhle zum pensionierten Großvater gekommen und ihrethalben auch Karl Eggershausen, später sogar Mayer von Wolfszahn, der es dem Fürsten verdankte, daß er Titel und Pension behielt, trotz der verdammten Humanitätsduselei in Bosnien. Die freundlichen Worte, die Karl Eggershausen damals den hohen Herren gewidmet, verbunden mit der Hartnäckigkeit, mit der er etwas später einen Herrn des Allerhöchsten Hauses justament im Manöver geschlagen hatte, trotzdem der Chef des Generalstabs heftig abwinkte, ließen auch den Feldzeugmeister Eggershausen in der Falltür der Pension verschwinden. Nur war er reich, sehr reich sogar, die drei anderen aber waren arme Teufel. Trotzdem nahmen sie nichts von dem Fürsten, wenn Eggershausen in guter Laune den Onkel aus Amerika spielen wollte. Und da Fürst Karl ein Hagestolz blieb, der Schnee auch sein schwarzes Haar bleichte, die Alten ringsum starben und die Jungen ihm doch fremd waren, gab es ein ganz gemütliches Beieinanderleben, nur daß der schöne Karl stets die erste Violine und Lorenz Trieberger den Brummbaß spielte. Die zweite Geige hatte der Husar inne, die eigenwillige Viola aber Mayer von Wolfszahn. Und noch eines knüpfte sie enge aneinander: die bissige Kritik, die sie an diesem alten, schönen Österreich übten und die sich jetzt just von 1849 bis 1897 erstreckte, welches Jahr heute seinen ersten Tag in goldener Sonnenschönheit spazieren führte. Der ein wenig literarische Karl Eggershausen, der eine Loge im Burgtheater hatte, die er sogar bei „Fuhrmann Hentschel“ zierte, verglich dieses junge Jahr mit dem verschleierten Wesen Marie-Theresens und spann so ein Rankenwerk nachdenklicher Gedanken vor sich hin. Mitten im Vergleich tat das Vollblut einen Sprung vor dem Schatten eines Astes, der seine schwarzen Arme über den Schnee streckte. Karl Eggershausen nahm die Zügel

knapp und sagte laut: „Alter Esel!" Aber das galt nicht dem Gaul.

⌘ ⌘ ⌘

In seinem hübschen, kleinen Barockpalais las der Fürst dann die Zeitungen, die voll Weisheit über das alte und voll kluger Prophezeiung für das neue Jahr waren. Aber als er auf die Meinung einer Prinzessin traf, die das alte Jahr besang, ungefähr wie ein Hofmeister den Geburtstag der Dame des Hauses, schnellte er den Kneifer weg und las nicht weiter. Dafür beschenkte er, zwar nicht fürstlich, aber doch immerhin anständig seine Dienerschaft, gab dem alten Kammerdiener Franz noch eine Zehnkronennote extra und einen Hundertkronenschein außerdem, diesen mit dem Auftrag, bei der Fossati Blumen für Marie-Therese zu besorgen. Zu diesem Zweck spendete er auch eine Visitkarte, auf die er nur das eine Wort kritzelte: „Mozart."

Der alte Franz lächelte verständnisvoll und fröhlich, ersteres, weil er Marie-Therese ebenfalls liebte, letzteres, weil er zirka achtzig Kronen von dieser Blumenspende für sich anzulegen gedachte.

Karl Eggershausen spielte dann ein wenig mit seiner kostbaren Miniaturensammlung, suchte nach einer Ähnlichkeit mit Marie-Therese, fand aber keine und war sehr befriedigt, weil alle diese Maler doch Esel waren und er so Marie-Therese für sich allein hatte. Dann tat er ein Schläfchen, und die Amoretten der Decke sahen ihm vergnüglich zu. Gerade als er zum Diner, das er heute wie jeden Neujahrstag bei der alten Fürstin Locatelli einnehmen sollte, Toilette machte und Franz ihm von dem Blumenkauf das Beste berichtete, ward ihm der Major Arpad Telehazy gemeldet.

In voller Uniform, bunt und rund wie ein fetter Papagei, klirrte der Husar ins Zimmer.

„Du verzeihst schon, fürstlicher Bruder, daß ich hereinfalle wie ein Alarmtrompeter. Aber es geschehen Zeichen und Wunder."

„Wozu die Narrentracht?"

Fürst Karl band vor dem hohen Toilettespiegel fein und zierlich die weiße Binde. Er blinzelte vergnügt, weil

er im Spiegel sah, wie schlank und rank er geblieben im Gegensatz zu dem kleinen, kugeligen Arpad, der in der engen Jacke keuchte und ächzte, wie eine arme Seele im Schraubstock des Teufels.

Arpads Augen aber schimmerten feucht, so feucht, daß die Tränen in den allzuschwarzen Schnurrbart fielen und dort das schöne Schwarz über die roten Wangen schwemmten, was weniger schön war. Er griff mit zitternden Händen nach dem Frack des Fürsten: „Ich bin so glücklich. Ich möchte wahrhaftig einen Czardas tanzen."

Und seine Sporen klirrten richtig über das Parkett. Atemlos hielt er ein. Karl Eggershausen zwirbelte den weißen Schnurrbart auf. Jetzt war er fertig und bereit zu hören.

Major Teleházy trat aufgeregt einen Schritt zurück, öffnete die Uniform und holte aus seinem stattlichen Busen ein Schriftstück hervor. Seine Stimme zitterte, die Sporen klirrten wie bei einem alten Hahn, der sich plötzlich wieder jung fühlt.

„Weißt du, was es heißt, ein armer Teufel zu sein?"

Der Fürst lächelte melancholisch: „Ja, Alter, so ungefähr." Er dachte an seine siebzig Jahre.

Der kleine Major trat grimmig näher: „Und was es heißt, mit östlichen Reisenden Karten zu spielen, um Zigarren und Handschuhe kaufen zu können?"

Als der Fürst schwieg, schnaubte Herr Arpad empört: „Du bist Millionär. Du hast überhaupt nichts zu reden. Wir armen pensionierten Offiziere aber, wir gehören dem Schinder. Betteln darf man nicht. Und verhungern kann man nicht, weil die Pension den Magen mit Brot stopft. Dazu reicht's gerade."

Stolz schwang er sein Schriftstück: „Jetzt ist's damit zu Ende!"

Einige donnernde Eljens erschütterten die Luft. Und in schönem Jubel, der deutlich zeigte, daß der Tod oft eine süße Sache ist, schmetterte er los: „Tante Etelka ist tot." Aber wohlerzogen fügte er gleich mit etwas erkünstelter Wehmut hinzu: „Siebenundachtzig Jahre. Gott schenk' ihr die ewige Ruh'."

„Und du bist der Erbe?"

„Ja, mein Lieber, der ungerecht verabschiedete Radetzkyhusar ist seit heute früh ein wohlhabender Mann. Siebenundsechzig hat man werden müssen, bis es der alten Tant' zu dumm wird und sie in Feltorónу sich ins ewige Bett legt, in dem sie der selige Nikibácsi*) seit dreißig Jahren zitternd und bebend erwartet."

Die lange Rede hatte dem Kleinen allen Atem geraubt. Er sank in den riesigen roten Lederfauteuil und schnappte nach Luft.

Fürst Karl las das amtliche Schreiben: „Du kannst also wählen, das Geld oder Gut Feltorónу?"

„Ja, Fürst Feldzeugmeister, und ich wähle das Geld. Ich muß mal wieder fühlen, wie gelbes Gold durch die Finger rennt. Und frische Hemden lass' ich mir also sofort machen, drei Dutzend gleich."

Voll trüber Ahnung fragte Eggershausen: „Wieviel hattest du bist jetzt?"

„Vier Stück."

„Donnerwetter!"

Herr Arpad aber sprudelte rasch weiter: „Das Gut kriegt mein Großneffe, der Lausbub. Leutnant ist er in Debreczin."

„Du handelst unschön an diesem leichtsinnigen Jüngling, Alterchen. Er wird Feltorónу mit Hypotheken ausschmücken."

„Was liegt mir daran! Auch ich bin jung, und das Leben ist schön."

Arpad kreuzte die kurzen Arme über der Brust und fixierte sein Gegenüber, das seelenvergnügt eine Zigarette paffte. Dann sagte er entschlossen: „Jetzt werde ich heiraten."

„Esel!"

„Und ich weiß auch schon, wo ich anklopfe."

„Arpad!"

„Mein lieber Karl, ich bin der jüngste von euch alten Herren." Er sagte nicht einmal mehr: Von uns alten

*) Onkel Nikolaus.

Herren. Aber als er nun den Spott in den grauen Augen wetterleuchten sah, polterte er wütend los: „Tod und Teufel! Ungarblut ist wie Tokayer, die Jahre reifen erst die Süßigkeit. Was kannst du überhaupt dagegen haben?"

„Und wen denkst du zu beglücken?"

Ein tiefer Atemzug: „Du hast recht. Eine wahre Guttat soll es sein. Ich nehme die Marie-Therese."

Da ward es unheimlich still.

Selbst der frohgemute Arpad ward zaghaft. Karl Eggershausen schwieg. Endlich warf er mit zuckenden Lippen die Worte hin: „Das darf nicht sein."

„Hohoho! Warum denn nicht?" Kampfbereit stemmte Arpad die Arme in die Hüften. Langsam und müde schritt der Fürst in den Schatten.

„Nun?" schrie der Major.

Wie aus weiter Ferne kam die Antwort: „Weil Marie-Therese ein junges Ding ist, voll Blut und Rasse. Weil — —"

Er brach ab. Der Major schnellte hoch: „Das heißt kurz und bündig: Du bist eifersüchtig."

Karl Eggershausen lächelte schwermütig: „Sei doch kein alter Esel!"

Aber magyarischer Grimm flammte in den kugelrunden Augen des Heiratskandidaten: „Justament euch allen zum Trotz!"

Und im Sturmschritt verließ er die Szene.

Der Fürst war allein. Schnell drehte er alles Licht ab. Er hatte Angst, jetzt sein Gesicht zu sehen. Ringsum im Dunkel summten Mozarts Melodien, wie spöttisches Geisterlachen. Wie ein körperlicher Schmerz stürmte die Ouvertüre zu Don Juan auf Karl Eggershausen ein. Und irgendwoher kam ein Lachen, grausam und kalt.

❧ ❧ ❧

Es mußte dem Radetzkyhusaren Arpad Teleházy recht übel ergangen sein bei seiner Brautwerbung, denn sogar der Abendhimmel hatte seinen Wolkenpelz angezogen und schüttelte unwirsch weiße Flocken daraus auf den armen Arpad, der mit eingezogenem Kopf in seiner schmucken Kriegertracht gar gedemütigt und wehmütig durch die

Gassen schlich. Der schöne Schnurrbart war zerzaust, Haar stand wider Haar, die schwarzen Kugelaugen blickten schmerzlich und erstaunt. Und im weichen Schnee klangen nicht einmal die effektvollen Sporen. Wie ein armer Schuljunge, dem der Schulmeister auf einen dummen Streich gekommen, trabte Herr Arpad dahin. Ein Rekrut vor der Reiterkaserne in der Josephstadt machte „habt Acht", der Major bemerkte es nicht einmal und hatte doch seine schöne Uniform an. Außerdem schmerzten ihn auch die engen Stiefel, allerdings spürte er das erst jetzt, wie ein Mensch, der auf einer elenden Pritsche wundersam geträumt hat, erst beim Erwachen darauf kommt, wie hart und unwirtlich seine Liegestatt gewesen. Auch Arpad Telecházy hörte ein Lachen, das durch den fallenden Schnee ihm nachsprang, und jedesmal, wenn das Lachen ihn erreichte, hielt er grimmige Monologe, besonders die Zoologie rief er oft zu Hilfe, seinen Wortschatz zu bereichern. Voll Zorn dachte er an den schlimmen Eggershausen, der ihn heute so niederträchtig angelassen, aber ein Trost blieb ihm: der Gedanke, daß der schöne Karl auch einen unangenehmen Abend verbrachte, gerade wie Herr Arpad, der, zum Glück ungesehen von den Menschen, einen zierlichen Korb mit sich trug. Aber Gott Mars war mit ihm, der alte Trieberger war nicht daheim gewesen, so daß er seine Last nicht vor dem alten Griesgram heimschleppen mußte. Und Marie-Therese hatte ihm versprochen, über diesen Schritt zu schweigen. Sie war ein gutes Mädchen, diese schwarze, hübsche Marie-Therese.

„Wir wollen die alten Freunde bleiben."

Das hatte sie ihm zum Abschied mitgegeben. An diesen Worten konnte er sich satt essen. Ganz kühl war alles gekommen, ein mitleidiges Lächeln hatte ihm das Wort abgeschnitten, und da hielt ihm ihre Hand schon den Korb hin. Und doch zitterte das Mädchen, als er seine Glut in zierliche Worte faßte, die Wimpern warfen einen Schleier über die Augen, und ihre Lippen waren ganz blaß. Der verdammte Fürst hatte recht, die hatte Blut und Rasse. Nur hob sie alles für einen anderen auf. Arpad haßte diesen anderen, der da irgendwo in der Welt herumkroch,

ihm zum Trotz. Das Ungarblut schoß ihm wild zu Herzen, daß das rote Ding allzuschnelle Sprünge tat und Herr Arpad in seinem Rennen innehielt und bedeutend schnaufte.

Und als er so verzweifelt dastand und recht elendiglich keuchte, wandelte ein Paar an ihm vorbei, ein alter Mann und ein junges Weib. Die Junge blickte den stattlichen Major kokett an und warf das Köpfchen in den Nacken, und als der alte Murrkopf sie weiter zog, schaute sie zurück und lächelte traurig.

Herr Arpad lächelte fröhlich. Die Weisheit des Philosophen kam zu ihm in diesem halbverschleierten Frauenlächeln, das Sehnsucht und Enttäuschung verriet. Zukunftsmusik hörte der alte Knabe aus diesem Kichern, das den Alten preisgab um eine Uniform, deren Träger im Halbdunkel und in dem weißen Gewirbel nicht als alter Herr zu erkennen war. Und wie das Lachen von dem lieben Herrgott den Menschen geschenkt ward, daß sie nicht verzweifeln, wenn der Allvater etwas verpfuscht hat, so löschte es auch hier ganz leise den Schmerz und bewirkte, daß der Major friedlich heimwärts marschierte in einer sanften Wehmut, die diese bittere Stunde mit goldenem Schein umgab.

Das alte Herz, das er zu so tollen Sprüngen gereizt, ging wieder sachte und still, und er tastete fast beschämt nach dem Schriftstück, das ihm versicherte, dieser böse Tag sei trotzdem reich und schön gewesen. Und so trat er in einen Juwelierladen und erstand ein kleines Rubinherz an einem Platinkettchen, das er sofort durch einen alten, vertrauenswürdig aussehenden Dienstmann zu Marie-Therese sandte, mit einer Karte, auf die er voll Weisheit schrieb: „Ihr alter Freund."

Im Bette aber dachte er an den blassen Fürsten, und dieser arge Gedanke brachte ihm sanfte Nachtruhe.

Der blasse Fürst jedoch saß um diese Zeit im Nachtschnellzug der Nordwestbahn und warf eine Zigarette nach der anderen, kaum angeraucht, durch die Korridortüre, Aber seine Laune wurde darob nicht besser. Er zweifelte zwar nicht daran, daß Arpad Telehäzys Attacke mißglückt war. Ein Mädchen, das so die Geige spielte, nahm nicht,

was die Damen von Arad, Debreczin und Temesvar verschont hatten. Aber es war doch auf einmal ein Vorhang zerrissen, durch dessen Fetzen er klare Fernsicht hatte. Und die war nicht gerade erfreulich. Wenn das Gefühl durch die Finger gleitet, ist allemal eine richtige Dummheit fertig. Wäre nur das verdammte Klavier- und Geigenspiel am Silvesterabend nicht gewesen. „Alter Esel,“ sagte er vor sich hin und riß nervös an den weißen Schnurrbartenden. Daß der Major sich als noch viel größerer Esel bewiesen, blieb der einzige kleine Trost für die eigene, ach so mühsam bewahrte Klugheit. Aber sehen wollte Karl Eggershausen weder den verunglückten Brautwerber, noch die schöne Marie-Therese. Denn an der täppischen Liebeswerbung des dummen Arpad mußte etwas erwachen, das aller Altherrenweisheit gar gefährlich werden konnte: das schlummernde Weib. Doch der leise Grimm verlangte sein Recht und suchte nach Opfern, über die der Zorn des alten Herrn Macht hatte. Schlug ihn in Wien Marie-Theresens Lächeln, in dem sich jetzt der Abglanz einer spöttischen Weisheit barg, in die Flucht, so sollte sein Grimm über das Diebesgesindel in Eichswald hinrauchen. Ganz allein, ohne Gepäck und Diener, war er aus seinem Palais entwischt. Den getreuen Franz hatte er längst im Verdacht, daß er gegen klingenden Lohn unvermutete Reisen telegraphisch an bedrohte Faultiere und Diebe meldete. Eggershausen lächelte grimmig über das verdutzte Gesicht des Edlen, wenn morgen früh eine Depesche kategorisch die Nachsendung des großen Gepäcks fordern würde. „Bande“, knurrte er und freute sich fast, wie das Ungewitter auf Gerechte und Ungerechte niederprasseln sollte.

⌘ ⌘ ⌘

So spielte das Schicksal nach seiner bunten Schalksnarrenart mit dem dicken Arpad Teleházy und mit dem schlanken Karl Eggershausen und malte mitten in das karge, zur Rüste gehende neunzehnte Jahrhundert ein feines Märlein von Jugend und Alter. Die seltsame Unruhe, die wie ein falscher Frühling in das alte Blut eingezogen, hielt auch Wacht im jungen Blut und zeichnete tiefe Schatten unter Marie-Theresens dunkelbraune Augen und

feine Falten um ihren blassen Mund. Ihre Finger zitterten leise, wenn sie den Pinsel über die Seide hinführten und dem alten holländischen Krieger, der da frohgemut mit einer jungen Schenkdirne scherzte, das rote Feuer des Weines in die vollen Backen pinselten. Diese Malerei war ein bißchen Spiel mit ihrem eigenen Schicksal, drum malte sie justament an das offene Fenster, durch das Frühsonnenschein hereinspann, einen jungen Kerl in Koller und Kriegshaube, der beide Ellenbogen aufgestützt hatte und keck auf das Liebesgetändel des Alten schaute. Marie-Therese hatte guten Blick und feines Gelenk. Das Fächerbildchen auf dem Seidenstoff bekam Farbe und Blut und wuchs so allgemach ins volle Leben hinein, ja sogar weiter in das stille Alltagsdasein von Marie-Therese Trieberger.

Just so ein alter Herr hatte vorgestern um ihre Liebe geworben, und ihre Jugend hatte ihn scheu und verzagt zum Rückzug gezwungen. Sie stand auf und reckte sich hoch, daß die Muskeln spielten und sich strafften. Der gute, dicke Arpad tat ihr im Grunde leid, und doch war eine über sich selbst erschrockene Fröhlichkeit in ihr, daß einer um sie anhielt trotz ihrer siebenundzwanzig Jahre, der schlimmen, kleinen Fältchen um Auge und Mund und der leicht verwischten Linien der ersten Jugend. Das Rubinherzchen, das der großmütige Major gesandt, trug sie um den Hals, wie einen Talisman, der ihr den Glauben an ihr junges Schicksal wiedergegeben.

Und nun ging sie wieder an die Arbeit und tat dem alten Krieger auf der blauen Seide alle Freundlichkeit, wie zum Dank für Herrn Arpad. Aber ihr Auge huschte doch wieder zu dem offenen Fenster, wo der junge Kriegsmann lehnte und mit lustig lachenden Augen das schlimme Spiel musterte. Marie-Therese lächelte. Den jungen Fant malte bloß ihre Phantasie. Der kam niemals. Freilich, ihr Glück war sicher schon einmal auf sie zugekommen, irgendwann, aber da hatte sie wohl gerade die Gicht oder den Katarrh ihres Großvaters im Kopf gehabt, eine Hühnersuppe oder eine dumme Fächermalerei, und so war das Glück mit leiser Traurigkeit an ihr vorübergeschritten. Während sie so saß und malte und dazwischen in sich hinein-

sann, klang in ihr die zauberische Musik wieder, die Mozart der Liebe geschenkt hatte. Geige und Klavier jubelten ihren Triumph. Karl Eggershausen zog den Schleier von seiner jugendhungrigen Seele, und Marie-Therese verriet ihre geheimsten Gedanken. Aber dann verklang alles, wie ein Vorhang zusammenrauscht. Auf der alten, bauchigen Kommode mit den breiten Bronzebeschlägen mitten unter Skizzenbüchern und Malvorlagen welkten des Fürsten Blumen. Und es war gut so. Arpad Teleházy schickte man einfach heim und blieb gut Freund mit ihm. Mit Karl Eggershausen war es ein schlimmes Spiel. Ward da die Musik zum Wort, blieb ein Mißklang zurück. Darum hielt sich der Fürst auch fern. Er habe auf seine mährischen Güter reisen müssen, erzählte der Großvater. Marie-Therese aber lächelte, weil sie ein wenig stolz und ein wenig traurig zugleich war, daß ihre Jugend das Schicksal dieser klugen Greise bestimmte. Ein leises Siegesgefühl brannte rosenrot in ihren Wangen empor und gab den Augen einen tieferen Schimmer. Sie freute sich ihrer Jugend, die doch schon in den Hochsommer hineinflammte, wie schwere, dunkelrote Rosen, die die Julinacht so süß und berauschend machen.

Fast ungeduldig tat sie die Küchenarbeit, als es Mittag ward, rasch und lässig, ohne Liebe und Sinn für alle die kleinen Dinge, mit denen sie das kranke und selbstsüchtige Alter des Großvaters sonst umgab. Das Süpplein brannte an, auch der kleine Braten, den sie ihrem Malerwerb abgekargt, geriet gar nicht. Lorenz Trieberger hatte heute volles Recht zu brummen und zu mängeln.

Marie-Therese drückte den Kopf in den Nacken, schloß halb die Augen und ließ das Donnerwetter an sich vorbeipoltern. Fast hätte sie über den beleidigten Zorn des alten Herrn gelacht, der ihr so schmählich die Leviten las. Giftsprühend hielt er ihr den verdorbenen Braten unter die Nase: „Das Zeug soll ich essen? Lebe ich dir schon zu lange? Na, warte bloß noch ein Weilchen, bist mich bald los. Dann kannst du den jungen Burschen nachrennen und dich herumtreiben, soviel du willst.“

Da öffneten sich langsam die großen, tiefdunklen

Augen, und drin leuchtete scharf und unbarmherzig der Spott der Jugend, die sich auf ihr Recht besinnt. Fast entsetzt starrte der Greis seine Enkelin an. Mit zitternden Fingern strich er durch seinen Kaiserbart: „Wie frech sie einen ansieht! Ist das dein Mitleid mit dem alten, kranken Großvater?“

Seine grauen Augen kniffen sich furchtsam zusammen, wie ängstliche, alte Tierchen; in unwilligem Knurren begrub er seinen Zorn. Erregung schadete ihm, und er wollte noch lange leben, ihnen allen zum Trotz.

Nach Tische las sie ihm aus der Zeitung vor, wie gewöhnlich. Das leise Zittern in ihrer Stimme bemerkte er nicht oder nahm es für ein stilles Bekennen ihrer Schuld. Wortkarg und trotzig war ja dieses Frauenzimmer alle Tage. Mit einem letzten Märtyrerseufzen schlief Lorenz Trieberger ein, und seine kurzen, harten Atemzüge störten die feine Nachmittagsstille. Marie-Therese rührte sich nicht. Unhörbar unterhielt sie sich mit ihren Träumen.

Mit einer wehmütigen Heiterkeit, wie man sie Dingen schenkt, die einem früher teuer waren und die jetzt nur mehr Gewohnheitswert besitzen, bereitete Marie-Therese nach einer Weile geräuschlos den Kaffee. Sie war so reich und glücklich, daß sie heute auch dem alten, mürrischen Großvater eine Freude tun wollte. So sprang sie schnell über die Straße und kaufte ein Stück Kuchen, den Herr Lorenz sonst gerne aß.

Aber es war vergebens, heute blieb er schlechter Laune. Er schob die braune Tasse mit dem schmalen Goldrand unwirsch von sich, nannte den Kuchenkauf unnütze Verschwendung und erklärte plötzlich, Marie-Therese könne den kalten, wäßrigen Kaffee überhaupt allein trinken. Wie ein eisgrauer, böser Teufel reckte er sich zu seiner vollen Höhe, griff mit den welken Fingern grimmig in den schönen Kaiserbart, schlüpfte in den schäbigen Winterrock und trabte zur Tür.

„So, meine Kleine, siehst du, so ganz gebrechlich ist der alte Großvater noch immer nicht, trotz der elenden Behandlung. Mußt schon noch ein bisserl warten. So, adieu halt!“

Und er schlug kräftig die Tür hinter sich zu. Er glaubte, der kecken Enkelin eine gute Lektion erteilt zu haben.

Aber Marie-Therese lächelte nur, trank den dampfenden Kaffee und aß den Kuchen sehr vergnügt, weil ihr solche Schätze nicht alle Tage zufielen. Dann brachte sie etwas Ordnung in ihr Malzeug, steckte die dunkelbraunen Flechten zurecht, setzte das vorjährige Samthütchen mit dem kleinen Reiherbusch auf und holte seufzend ihre abgeschabte Plüschjacke hervor. Dann lief sie aus dem Hause, ganz planlos, irgendwohin, dem Glück nach, das sie doch irgendwo erwarten mußte.

Es war ein schöner, kalter Wintertag. Im Westen brannte rotes Gold auf den verschneiten Berghängen. Marie-Therese guckte in jede Auslage, besah jede Toilette, die ihr entgegengetragen ward, und freute sich wie ein Kind, wenn besonders die alten Herren ihr gönnerhafte Blicke schenkten. Manch einer trabte sogar mutig hinterdrein, und der Mutwille des Mädchens trieb die würdigen Abenteurer fast im Galopp durch alle Straßen, durch Durchhäuser und allerhand Winkelwerk, bis den alten Knaben mit dem Atem auch der Mut ausging.

Aber an der Ecke zwischen Kohlmarkt und Graben warf ihr das Schicksal einen wilden Jungen entgegen, dürr wie eine Wildkatze, blutjung und keck im Rausch seiner zwanzig Jahre. Ein Leutnant war's, Honvedhusar, wie ein rascher, scheuer Blick die Offizierstochter lehrte. Der hing sich an Marie-Therese, mit blitzenden Augen und lachendem Mund, wie ein verzweifelter Schwimmer, der ein Eiland erspäht, und ließ nicht von ihr. Etwas ungarisch heißblütig und nicht mit der lässigen Eleganz eines Wiener Flaneurs, aber treu und unentwegt. So kam es, daß dem schönen Mädchen die Jugend, die es heimlich auf den Straßen suchte, im Spätfrühling eines jähen Erwachens, fröhlich nachtrabte, bald vorlief und bewundernde Blicke warf, wenn die scheue Marie-Therese rasch vorübereilte, bald mit tiefen Seufzern hinterdreinsegelte, aber jedes kecke Wort vermied und nur wie ein treuer Jagdhund die Fährte hielt, ganz jung und fast ein bißchen

dumm in seiner etwas verzagten Ausdauer, die ihn aus der inneren Stadt durch den stillen Rathauspark in die Josephstadt lockte, in dunkle, stille Gassen, wo selbst dem Schüchternen sonst der Kamm schwillt. Der Honvedhusar aber glitt wie ein schwarzer Ritter hinter der verwunschenen Prinzessin einher und fixierte grimmig jedes männliche Wesen, das ihren Weg kreuzte, als hätte er dazu ein ungeschriebenes Recht. Und Marie-Therese kam der närrische Gedanke: Wenn jetzt Fürst Eggershausen ihnen entgegenkäme! Eine rote Welle lief ihr da bis an die Schläfen, und ihr Atem ging schwer. Mozarts Musik rauschte wieder durch den Winterabend und machte ein einsames, armes Mädel schier glücklich, daß ihre Lippen leise zitterten, als formten sie liebkosende Worte. Und das geschah alles nur, weil ein kecker Junge an ihre ungeküßte Jugend glaubte.

Vor ihrem Hause wandte sie schnell den Kopf, der Husar war dicht hinter ihr und lächelte ein wenig verlegen, wie ein Bub, der Angst vor seinem ersten Abenteuer hat. Da warf sie den Kopf stolz in den Nacken und huschte ins Tor. In ihrem Zimmer aber zog sie den Vorhang beiseite und spähte hinab. Auf der anderen Straßenseite stand lang und mager der Verfolger Schildwacht.

„Du dummer Bub!" flüsterte Marie-Therese und nahm damit Abschied von ihrem Abenteuer. Lustige Feuerfunken tanzten durch ihr Blut, und ihre Augen waren frisch und blank wie Märzlicht. Dem kecken Krieger auf dem Fächer aber malte sie gar vergnüglich das Knabengesicht des Husaren, sorgsam Zug um Zug, und ließ ihre Frauenträume um diese leise Abendstunde spielen, die wie ein köstliches Erinnern war. Und beim Abendbrot ertrug sie geduldig die Scheltworte Herrn Lorenz Triebergers, der im Kartenspiel verloren hatte und deshalb besonders übler Laune war. Auch war sein Magen nicht in Ordnung, wohl eine Folge des verpfuschten Mittagessens, so daß die Enkelin ihre liebe Not hatte, bis ein lindes Süpplein und ein guter Tee allmählich ihre Wirkung taten. Sie aber tat alles freudig, weil ihre Seele jung und glücklich war.

Bis lange nach Mitternacht pinselte sie noch an ihrem Bildchen, als wollte sie diesen Festtag verlängern und seine

Freude ausspannen über den Alltag, der morgen auf sie wartete. Der junge Kriegsmann auf dem Fächer geriet davon gar wohl und stattlich, weil halbverschleiertes Leben mit ihm sein Spiel trieb.

⌘ ⌘ ⌘

Das Urbild des Fächerkriegers klopfte einige Stunden vorher an eine stille Klause in der Mariahilfer Straße, wo gerade Herr Arpad Teleházy, in einen bunten, verblichenen und zerrissenen Schlafrock gewickelt, die Brille auf der Nase, die Zeitung studierte und zwar den finanziellen Teil, weil er sich nun als Kapitalist fühlte. Mißmutig erhob sich Arpad, als die Klingel schrillte, und wandelte in Abwesenheit seiner Hausfrau selbst zur Tür.

„Servus, Onkel!"

Ein großer Junge stand vor ihm, breitete die Arme aus, ließ darin die bunte Fettkugel des würdigen Großoheims verschwinden und drückte herablassend einen feurigen Kuß auf Herrn Arpads dicke Lippen.

„Du bist es?" keuchte gedehnt der Major.

„Ja, Geza von Feltoróny, Großgrundbesitzer in Bács."

„Urlaub hast du auch?"

„Vier Wochen! Fasching in Wien — ach, Onkel, wie das klingt! Und Geld hab' ich wie Heu!"

„Woher, Geza?" fragte Arpad und zog die Brauen hoch, daß sie wie zwei Rabenflügel von der Stirn wehten.

„Aufs Gut natürlich, Onkelchen. Ach, ich bin so glücklich."

Damit hatte er den Säbel ab und stand in seiner schlanken, nichtsnutzigen Jugend vor dem gestrengen Großonkel. Der stellte eine Flasche Wein auf den Tisch und dazu seine schlechtesten Zigarren, deren ausräuchernde Wirkung er kannte, denn er liebte es, früh zu Bett zu gehen. Doch Leutnant Geza tat bloß einen Zug, spuckte aus und warf des Onkels Gabe in das Ofenfeuer: „Du rauchst aber ein scheußliches Kraut, Großonkelchen. Pfui Teufel!"

Und er langte in seine Zigarrentasche, die er freigiebig dem Major hinstreckte. Der seufzte ergeben und nahm mit sicherem Griff zwei der allerfeinsten. Als die Dampfwölkchen um den alten und den jungen Kopf schwebten, bemerkte Herr Arpad: „Und deine liebe Mama?"

„Die ist wohlauf, mästet Hühner und zählt die Eier. O, die Mama ist sehr wirtschaftlich.“

„Bei deinem Papa leider Gottes sehr notwendig. Fährt er oft nach Budapest?“

„Na, natürlich, Papa ist noch immer jung! Im Vertrauen: seit einem halben Jahr färbt er sich Haar und Bart.“

„Wirklich?“

Arpad Teleházy unterdrückte einen Fluch. Dieser Sausewind verspottete das ehrwürdige Alter.

„Wie alt bist du eigentlich?“ fragte der Radetzkyhusar, der in leiser Eifersucht diese freche Jugend betrachtete.

„Zweiundzwanzig, Onkel, just ein Drittel von dir.“

„Hm, hm,“ räusperte Herr Arpad und hüllte sich wie ein weiser Indianerhäuptling in undurchdringliche Rauchwolken. Nach einer Weile hustete er so heftig, daß er ganz blaurot ward.

„Du hast dickes Blut,“ meinte gutmütig Leutnant Geza und klopfte dem alten Herrn gelassen den Rücken.

„War der Papa sehr zornig, daß nicht er Feltoróny geerbt hat?“

„Ach Gott, Onkel, Papa pumpt jetzt eben mich an.“

„Du bist ein guter Sohn, Geza. Das gefällt mir. Aber sei vorsichtig, alte Herren haben oft sehr kostspielige Passionen.“

Arpad sprach schon ganz wie ein vorsichtiger Kapitalist.

„Ja, ja, Geld verschwenden ist ihre ganze Verschwendung. Mit allem andern ist's ja schon vorbei.“

Stolz lachte Geza und ließ seine Raubtierzähne leuchten. Unangenehm berührt zuckte der Major zusammen. Wie grausam diese Jugend war!

„Bleibst du die ganze Zeit in Wien?“

„Ja, natürlich. Schön ist euer Wien, fast so schön wie Budapest.“

Herr Arpad nickte in trüben Gedanken. Vier Faschingswochen wollte dieser Geza in Wien herumtollen. Ein öder Geschmack lag auf Herrn Arpads Zunge, fad und süßlich,

wie von einem schalen Trunk. Er kniff die Augen ein, als täte ihm der Rauch weh. Der Junge da würde sich keinen Korb holen, wenn er mal wo anpochte. Herr Arpad saß ganz still. Er bettelte um ein Stückchen Jugend, mit der der wilde Bube so unvernünftig um sich warf. Dann trank er sein Glas aus und sagte leise: „Ist Schlafenszeit."

„Freilich, freilich, alter Herr! Ich gehe schon."

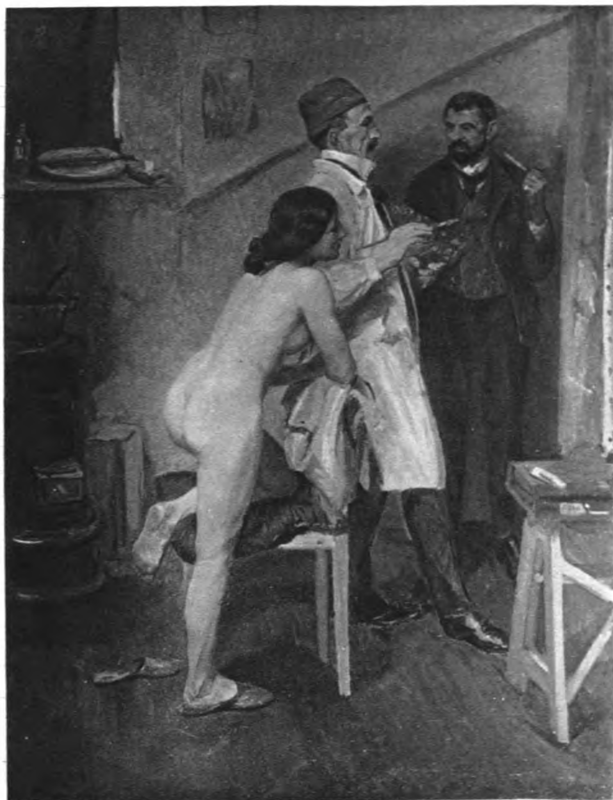
Wie ein gutes Kind warf Geza noch Kohlen in den Ofen, räumte Flasche und Gläser weg, schleuderte die Asche sans gêne durchs Fenster, einem schimpfenden Herren aufs würdige Haupt, und langte nach seinem Säbel.

„Gute Nacht, Onkelchen!"

Und damit ging er.

Doch Major Teleházy hatte keine gute Nacht. Einst war er gerade so schlank und jung gewesen, so unbekümmert und keck. Damals hätte ihm die Marie-Therese gewiß keinen Korb gegeben. Trübsinnig wälzte er sich auf die Seite und wühlte sein dickes Haupt in die Kissen.

Am nächsten Abend aber wandelte Herr Arpad Teleházy in großer Herzensbangnis wieder in die alten, stillen Gassen der Josephstadt, wo das alte Wien noch schlummert, ein bißchen verstaubt und ein bißchen gichtbrüchig, aber noch immer vornehm, mit versteckten Gärten und kunstreichen Gittern darum, mit tiefen, feierlichen Aufgängen und losen Liebesgöttern in Nischen und Ecken. Und geradeso verstaubt und altersmorsch, wie diese Paläste und Häuser, die eine fröhliche Bauspekulation nach der Türkenzeit aus dem kampfzerstampften Boden gezaubert, schlich der alte Radetzkyhusar durch den heimlichen Winterabend. Hier und da nickten sich einige alte Bäume im Winterpelz bedeutsam zu, als sie den kleinen, sorgenvollen Major erblickten, und dann stäubte der Hermelin ihrer Mäntel auf Arpads melancholischen Hunnenkopf und hing sich wie bitterer Spott des Alters in seinen schönen, schwarzgefärbten Schnauzbart. Freundliche Petroleumlampen blinkten aus den Fenstern, wie verstohlene Grüße einer Liebsten, und Arpad seufzte, seufzte tief und schwer. Er war jetzt fast ein reicher Mann und kam sich doch so bettelarm vor. Alle diese freundlichen, gelbroten Lämpchen leuchteten einer Sehn-



Montmartre=Atelier.
Gemälde von Amandus Faure.

sucht, irgendeine hoffende Jugend wartete dahinter, oder ein altes Paar saß frohgemut dabei und spann sich in gute Träume, Arpad aber stapfte allein durch den Schnee, geradeso wie an dem Abend, als Marie-Therese ihm mit feinem Lächeln ihre Freundschaft statt der erhofften Liebe bot. Der Husar hatte fünf Wunden am Leibe, die bei Wetterwechsel knurrten und bissen, aber keine tat so weh wie diese Schramme, die seine Liebesdummheit ihm geschlagen. Und doch zog es ihn heute wieder zu der trauten Klause, wie eine ausgejagte, alte Katze, die sich zum warmen Ofen heimfindet. Seine alten Kameraden kamen auch sonst, wenn er gar zu lange fortblieb, auf irgendeinen dummen Verdacht. So trabte er gasseauf, gasseab in seiner Altherrenwehmut, die nicht weniger schmerzt als die Bitterkeit einer alternden Frau, die sich scheu vor dem Spötteln der Menschen verkriecht und ihre Einsamkeit mit schwarzen Farben ausmalt. Und nun bog er in die stille Gasse, wo ihm letzthin ein Mädchen sein kümmerliches Glück weggelächelt. Enge, schmale Häuser drängten sich hier aneinander, wie gebücktes Bettelpack, dazwischen, wie rüstige Greise, einzelne stattliche Gebäude, mit vielen Stiegenhäusern, breiten Höfen und verschlafenen Gartentrakten.

Da rannte jemand wider Arpads Bäuchlein, daß der kleine Herr das Gleichgewicht verlor und in den weichen Schnee schoß. Aber zwei jugendstarke Arme halfen ihm sofort auf, Sporen klirrten, und eine Hand fuhr salutierend an die Kappe. Arpad rieb sich den Schnee aus den Augen, da hörte er, daß sein Widerpart sehr höflich sagte: „Bitte tausendmal um Entschuldigung.“ Der Major wäre vor Erstaunen fast wieder in den Schnee gerutscht, so jäh fuhr er herum.

„Du, Geza?“

„Onkel, du?“

Herr Arpad wehrte die beabsichtigte zweite Umarmung seufzend ab: „Laß nur, mir ist nichts geschehen. Aber was treibst denn du hier, Herr Neffe?“

„Ich will in die Alserkaserne zum Baron Abranyi. Und wohin eilst du, Onkelchen?“

„Zu alten Freunden.“

„Geh, nimm mich mit! Weißt, dort drüben muß ich soviel Champagner zahlen. Da geh' ich halt ein anderes Mal."

Mißtrauisch musterte der Großonkel den Großneffen. Wollte der Junge etwa spionieren?

Aber Geza von Feltoróny hing schon lachend an seinem Arm: „Also los! Wo ist deine Drachenhöhle?"

„Ich weiß doch nicht, ob du dort hineinpaßt, Geza. Nein, lieber nicht."

„Aber erlaube mir! Sind es Offiziere?"

„Ja."

„Dann gibt es gar kein Nein. Ich geh' einfach mit."

„Ich weiß wirklich nicht —" knurrte abweisend der alte Herr. Aber er marschierte mit verzweifelter Entschlossenheit in das Haus, vor dem sie standen. Geza hob den Kopf, seine Augen leuchteten. Da hinein ging's also! Das alte Haustor kannte er zur Genüge, und da drüben waren richtig die beiden riesigen Ahorne mit ihren Schneemänteln. Das Glück meinte es gut mit ihm. In dumpfer Ergebenheit schlich Herr Arpad voran. Der Junge ließ sich ja nicht abschütteln. Nun sollte er gar selber so ein leichtsinniges, junges Blut zu Lorenz Trieberger bringen. Und dann —. Mit einem Ruck wollte er den Neffen noch von der Treppe zurückschicken. Aber er hatte nicht den Mut dazu. Schicksal ist Schicksal. Und man kam vielleicht leichter über das erste Zusammentreffen weg, wenn Geza seinen dummen Schnickschnack trieb.

So kam Geza zu Lorenz Trieberger, weil Arpad Teleházy gemeine Angst hatte, allein vor Marie-Therese zu treten.

Lorenz spielte im Wohnzimmer Schach mit dem alten Major. Aus dem Nebenzimmer kamen Geigentöne. Der kleine Arpad versteckte sich hinter seinem großen Neffen und stellte diesen feierlich vor. Der Hauptmann Trieberger, der als Infanterist die Kavallerie nicht leiden mochte, nickte kurz und grob. Mayer von Wolfszahn aber war äußerst freundlich, so daß ein Lächeln alle seine Falten glattstrich.

Das Spiel brach ab. Die Tür klappte auf. Geige und Bogen noch in der Hand, sah Marie-Therese herein. Arpad zitterte, dicke Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und Marie-Therese ward dunkelrot. Da verstieg sich Arpad sogar zu einem soliden Karmin. Das arme Ding brauchte sich doch nicht so zu schämen! Vertraulich und tröstend zugleich drückte er ihr die Hand und vermittelte dann etwas kurzatmig die Bekanntschaft mit Geza.

Geza von Feltoróny verbeugte sich sehr tief und schickte sich zu einem Handkuß an, der jedoch nicht zustande kam. Die Hände leicht hinter dem Rücken verschränkt, blickte Marie-Therese den jungen Wagehals mit ihren dunkelbraunen Augen an, in denen ein goldiges Flimmern zitterte. Dann glitt ein leises Lächeln um den vollen Mund, und die kurze Oberlippe tat einen kecken Sprung nach aufwärts. Jetzt ward Geza verlegen, der an diesem Lächeln rätselte. Mayer von Wolfszahn warf einen schnellen Blick auf das Paar und guckte dann mit vergnügtem Schmunzeln die beiden alten Kameraden an, die in ein eifriges Gespräch über Arpads Erbschaft vertieft waren. Ganz leise nickte das uralte Männchen, wie ein Waldgeist, der in seiner Eishöhle das Rieseln der Frühlingswässer hört.

Geza schnarrte etwas vom Fasching und erkundigte sich nach den Bällen, die das gnädige Fräulein besuchen werde.

Lorenz Trieberger polterte ins Gespräch: „Mein Mädel ist zu alt dazu."

Geza schüttelte heftig den wilden Bubenkopf. Herr Arpad lächelte voll Behagen, weil seine Marie-Therese nicht mit dem schönen Geza tanzen würde. Mayer lehnte das schmale Köpfchen in den Lehnstuhl zurück und ließ die schweren Lider über die großen, braunen Augen sinken, wie ein Mensch, der in weite Fernen lauscht. Er hörte Marie-Theresens helles Lachen: „Großvater hat recht, Herr Leutnant. Ich bin alte Ballgarnitur."

Geza strich das kurze, schüchterne Schnurrbärtchen: „Gnädigste sind kokett."

Einen Augenblick war sie's wirklich. Dann wandte sie sich schnell ab und fragte geschäftsmäßig: „Bleiben die Herren zu Abend?"

Herr Arpad, der reiche Erbe, nickte gewichtig: „Geza, besorge das Nötige!“

Der Neffe streckte lakonisch die Hand aus: „Bitte um das Nötige.“

Jung und schlank stand er gerade unter dem gelben Lichtkegel der alten, gemütlichen Lampe, gertenschnell in jedem Muskel, sonnenverbrannt im braunen Reitergesicht, mit tiefschwarzen Kinderaugen, in die das Leben erst hier und da ein rotes Fünkchen warf. Marie-Therese lehnte an der Tür, die in ihr Reich führte, als hielte sie unbewußt dort Wacht. Ein leises Zittern rieselte durch ihren Leib, als ob eine große Erwartung alles Schwere und Gebundene löste.

Die drei Greise berieten emsig über Gezas Einkäufe, mit der heimlichen Gier des Alters, die jede Freude mit welken Fingern umschließt. Marie-Therese hörte wieder die schneeverhangenen Bäume im Garten ächzen und knarren, ein leises Knistern und Rauschen, dann ein dumpfer Prall, wenn der Sturm eine Schneelast hinabwarf. Wie am Silvesterabend. Hier und da glitt ein Wagen vorbei. Verschleiert klang der Hufschlag, als ginge die Fahrt ins Märchenreich. Marie-Therese blickte auf die alte Stockuhr in der Ecke. Jetzt fuhren sie alle in die glitzernde Freude. Fasching war ja. Sie atmete schwer. Im Rücken fühlte sie die kalte Luft aus ihrem ungeheizten Zimmerlein. Kalte Finger berührten sie. Kalt wie Träume, die locken und um Lebenswärme betteln. Noch immer debattierten die alten Herren, Trieberger war für Braunschweiger Wurst, Telebázy für ungarische Salami. Geza hielt seine kleine, rote Brieftasche und einen Bleistift in der Hand, kerzengerade, wie beim Regimentsbefehl, und schrieb die Wünsche nieder. Marie-Therese sah ihn kaum. Sie lauschte dem fast unhörbaren Rollen der Wagen, die zur Freude fuhren. Da traf sie sein Blick, wie in geheimem Einverständnis. Ihre Augen leuchteten ineinander. Sie lächelte. Wie dieser halbe Knabe sie verstand, wie seine Blicke sie umschmeichelten. War sie denn noch jung und schön? Der Großvater fragte jäh, mit nachdenklich gesträubten Brauen: „Ist Butter da, Theres'?“

Sie nickte zerstreut und dachte an ihr armseliges, rotes Ballkleid, das sie vor fünf Jahren zum letztenmal getragen.

❦ ❦ ❦

Der nächste Morgen war ein nebelverhangener, mißmutiger Wintermorgen, recht greisenhaft und leblos. Und Herrn Lorenz Triebergers üble Laune paßte gar wohl in diese Nebelstimmung. Er lag wieder einmal in den krummen Klammern der Gicht und schimpfte und räsonierte so weidlich, daß die Gicht, wenn anders durch einen Wutkoller zu verscheuchen, wohl längst von ihm gewichen wäre. So aber hielt sie ihn fest und bog ihn krumm und klamm. Zunächst schmetterte Herr Lorenz eine unschuldige, leere Weinflasche von gestern abend zu Boden, als seine mühseligen Gehversuche ihn in ihre Nähe brachten.

„Der verdammte Suff!" knurrte er und griff ans schmerzende Bein.

Und als Marie-Therese die Scherben zusammenkehrte, traf sie des Großvaters Grimm wie eine sausende Peitsche: „Das kommt von deinen blöden Alfanzereien. Mußt jung und schön tun mit so einem grünen Buben."

Da schauten die dunkelbraunen Augen zu ihm auf, nicht empört, nicht einmal spöttisch, sondern mit einem seltsamen Leuchten, daß der keifende alte Mann sogar das Schimpfen ließ. Dann blitzte wieder hämischer Zorn aus den grauen, kleinen Augen, und er polterte: „Leb' ich dir schon zu lange? Bereust deine jungen Jahre? Willst sie von mir wieder haben? Die sind fort, Theres', wart', bis auch du so alt wirst. Schau' nicht so starr! Dann lacht man über alles. War auch einmal jung und hab' mich durchfretten müssen, grad' so wie du, nein, noch viel hundemäßiger. Dir aber tut's der erste dumme Bub' an, den der gottverdammte Arpad ins Haus schleppt."

Die Erregung schnitt dem vergrämten Zorn den Atem ab, daß der Greis blaurot im Lehnstuhl lag, wie ein armseliges Stück Leben, das sich um sein Daseinsrestchen verzweifelt wehrt. Marie-Therese sah dies Alter, dies zornige, verdrossene Absterben, das dem jungen Blut nichts gönnt, weil die alten, welken Hände keine Freude mehr

halten können und doch in unfruchtbarer Gier verbrennen. Sie biß die Lippen aufeinander und schwieg. Still und emsig tat sie ihre Pflicht, bei dem Kranken und dann in der Küche. Mitten in der Arbeit aber hielt sie inne und betrachtete ihre Hände, lange, schmale Hände, voll nervöser Spannkraft, als wollte sie ergründen, ob die Hände stark genug seien, ein Glück zu fassen. Marie-Therese nickte trotzig.

Am Nachmittag lief sie eine Stunde im Hausgarten auf und ab, der tief verschneit lag im weißen Gitterwerk von Baum und Strauch. Dahinter hing im gelbroten Nebel eine schläfrige, kreisrunde Wintersonne. Marie-Therese blickte dieser müden Sonne ins Antlitz, wie einer guten Freundin. Wie eine wortlose Beichte war es. Dann saß sie wieder vor dem Zeichenbrett und freute sich an dem frohen Spiel, das sie in das Terzett — alter Krieger, Schenkmaid und junger Fant — hineingeheimnist hatte. Heute klang ihr Mozart nicht mehr, ihr eigenes Blut hatte Rhythmus und Melodie.

Als Marie-Therese am nächsten Morgen ihr Haar kämmte und die Funken in dem Dunkelbraun knisternd sprangen, zuckte sie jäh zusammen. Mitten im Braun schimmerte ein weißes Haar, lang und schön, wie silberne Seide. Fröstelnd schlug sie die Haarpracht um sich wie einen Mantel, und durch ihr Blut lief der Schauer, den ein voreiliger Bote des Alters ihr brachte. Mit den alten Herren ringsum war sie wie ein Kind geblieben, froh und wunschlos, verschwenderisch mit ihrer Jugend, die stark und reich war und gar wohl warten konnte. Aber nun zweifelte sie zum erstenmal, ob ihr noch soviel Zeit zum Warten blieb, ob nicht mit den gleitenden Jahren ihr bester Schatz von dannen zog. Ihr glücklicher Traum verflog. Sie blickte ins Leben und schaute da Alter und Bitterkeit beim Großvater und bei Arpad Teleházy, und ganz verschleiert und wohlerzogen auch bei Karl Eggershausen.

Vor ihr lag ein Brief des Fürsten aus Eichswald. Doch sie hatte Scheu, das schöne, rote Siegel mit der Fürstenkrone zu erbrechen, als verstecke sich in diesem schmalen, weißen Kuvert ein Restchen ihres Schicksals. Aber dann tat sie es doch.

„So sitze ich denn in dem verschneiten Schloß und passe gar wohl hinein. Es weht klare Winterluft, und die bläst allen Unsinn fort."

Mit feinem Lächeln starrte Marie-Therese ins flackernde Feuer. Der Silvesterabend redete wieder mit leiser Stimme aus diesen Worten, die frisch und leichtsinnig sein sollten und doch ein wenig verzweifelt klangen.

„Gestern habe ich einen kapitalen Rehbock geschossen. Mein Auge ist also noch gut. Der Kerl tat mir fast leid, als er im Feuer zusammenbrach. Doch er lief mir keck in den Weg, als wolle er mich herausfordern, ob der alte Herr noch Blitz und Knall vertrage. Da mußte er sterben. So alt bin ich noch lange nicht. Die schönste Keule kommt in Tannenreisig zu Ihnen, Marie-Therese. Das schickt dann der einsame, alte Großpapa in Eichswald."

Mit einem Ruck riß Marie-Therese das Silberhaar aus dem Dunkelbraun, rollte es in Seidenpapier, schob es in ein Kuvert und legte bloß einen Zettel bei: „Lieber Großpapa, die Enkelin schickt Dank und dies kleine Ding, das sie heute morgen fand."

Gegen Mittag kam richtig die Rehkeule im dunklen Tannengrün, über das rote Perlen verstreut waren. Während die alte Aufwartefrau den Braten auspackte, ward Marie-Therese den dummen Gedanken nicht los, Karl Eggershausen habe aus einem finsteren Rachegefühl heraus den jungen Waldherrn erschossen, nicht anders und nicht besser, wie ihr Großvater sie peinigte mit seinem Spott über den grünen Jungen vom letzten Abend.

Um die Dämmerung klopfte es bescheiden. Und vor Marie-Therese stand der Leutnant von Feltoróny. Er wollte sich bloß nach dem Befinden der Herrschaften erkundigen und anfragen, ob das gnädige Fräulein nicht mit ihm ins Theater gehen wolle. Er habe zwei sehr hübsche Orchestersitze. Und dabei lächelte er über seinen schmalen Knabenmund und ließ die Augen blitzen, als ginge er tagtäglich allein mit jungen Damen ins Theater.

Ehe sie antworten konnte, polterte der Brummbaß des Großvaters darein: „Wer ist denn schon wieder da?"

Und zwei Flüche sausten hinterdrein.

„Er ist krank,“ flüsterte sie.

„Und kotzengrob dazu,“ erwiderte fröhlich der Husar und stieß die Tür auf.

Lorenz Trieberger lag auf dem Diwan, in Decken und Felle verpackt, das kranke Bein hochgelagert, voll Grimm und Wut, daß sogar sein schöner Kaiserbart zerzaust und traurig wie schlappe Festflaggen herabhing. Der Hauptmann richtete sich halb auf und heftete seine grauen, bösartigen Augen auf den jungen Offizier: „Was wollen Sie eigentlich?“

Marie-Therese warf einen schnellen Blick auf Geza. Der nickte unmerklich. „Ich wollte Sie, verehrter Herr Hauptmann, und das gnädige Fräulein zu einem Theaterbesuch ausbitten. Es wäre mir eine große Ehre.“

„Mir nicht, Herr.“

Geza verbeugte sich stumm, schlug die Hacken zusammen und schritt stracks zur Tür. Dort wandte er sich um und sagte höflich: „Wünsche gehorsamst gute Besserung.“

„Hat sich was,“ brummte Herr Lorenz, aber nicht mehr so grimmig, fast ein wenig verdutzt über die kurz angebundene Art des Jungen.

Die Sporen klirrten. Und dann standen sie wieder im Vorzimmer, Marie-Therese rot vor Scham, der Leutnant beinahe vergnügt, wie ein Bub, der einem alten Grobian die Zähne gezeigt.

„So,“ sagte er langsam, holte die Theaterkarten hervor und zerriß sie in kleine Stücke. Zwei dicke Falten zogen sich durch seine braune Stirn. Dann lachte er, so bitter und so höhnisch, wie es nur die ganz erste Jugend kann: „Jetzt geh' ich in die Alserkaserne, Champagner trinken.„

Sie senkte den Kopf und wartete, daß der alte Mann drin schreien und schimpfen würde. Aber es blieb still, ganz still. Der Leutnant trat dicht an sie heran: „Nur eines noch: Recht ist Recht. Meine Mutter wollte nicht dulden, daß ich als kleiner Junge in der Speisekammer Honig naschte. Sie versperrte alles. Wissen Sie, was ich da tat?“

„Nein,“ flüsterte sie und hatte Angst vor dem Dunkel und vor dem Zorn seiner Stimme.

„Also, ich stopfte mir alle Taschen mit Brotstücken an, holte eine Leiter und stieg vom Hof in die Speisekammer. So holte ich mir heimlich meinen Honig, und ich war damals ein dummer Bub."

Sie atmete schwer. Das Dunkel bekam Gewalt über sie. In ihrem Blut knisterten rote Fünkchen. Er griff nach ihrer Hand und hielt sie fest. Da riß sie sich los: „Adieu."

Geza lächelte traurig, ging und trank sich in der Alserkaserne richtig einen Champagnerschwips an.

Lorenz Trieberger blinzelte grimmig seine Enkelin an, als sie zurückkam: „Dem hab' ich's tüchtig gegeben."

Doch es klang falsch und unsicher. Ein scheuer Blick streifte Marie-Therese.

Sie hob nicht einmal den Kopf, sondern ging in ihr Zimmer, steckte die Lampe an und setzte sich vor ihre Arbeit. Aber sie ward den Gedanken nicht los, daß sie fünf Jahre lang in keinem Theater gewesen, daß sie gar nichts zum Anziehen besaß und daß sie ein alterndes Mädchen war, das ein frecher Junge im Vorzimmer fast geküßt hätte. Heiße Tränen schossen ihr in die Augen, aber sie biß die Zähne aufeinander und weinte nicht.

⁂ ⁂ ⁂

Als Herr Arpad ahnungslos wieder erschien, goß Herr Lorenz seinen Grimm über ihn aus. Marie-Therese erwartete, daß der Onkel den Neffen verteidigen werde, aber das Gegenteil geschah. Geza sei ein Tunichtgut, ein Verschwender, ein Frauenjäger. Hier streifte ein mitleidiger und zugleich warnender Blick das junge Mädchen, und Herr Arpad dämpfte seine altersschwache Kommandostimme zum Flüstern. Von Gezas Abenteuern kamen sie schließlich auf die tollen Streiche ihrer eigenen Jugend. Da vergaß Herr Lorenz seine Gicht und erzählte darauf los. Der Major hielt ihm Stich und Widerpart. Ihre Köpfe wurden heiß, und ihre halberloschenen Augen bekamen ein fiebriges Leuchten, wie altes Holz, das in der Nacht in blauen Flämmchen glimmt. Endlich aber kehrten sie zu dem armen Geza zurück und ließen an ihm kein gutes Haar. Triumphierend erzählte Herr Arpad: „Heute vormittag hat der Lump drei Heringe gegessen."

Und er lächelte Marie-Therese an, als wollte er sagen: ‚Siehst, Kleine, so etwas täte der Arpad niemals.'

Aber sie wußte ihm keinen Dank.

In der Ofenecke saß, wie jeden zweiten Abend, Mayer von Wolfszahn. Als nun die zwei alten Genossen sich begeistert die Hände schüttelten, zum Zeichen, daß sie doch bessere Kerle seien als dieser Leichtfuß Geza, lächelte Mayer vergnügt und hielt Marie-Therese fein und klug im Aug'.

Sie fühlte diesen Blick und bekam beinahe Angst, als könnte er in ihren Herzen lesen, Buchstaben um Buchstaben, ein Geheimnis nach dem anderen. Das Blut schoß ihr zu Kopf, und sie wandte sich fast zornig ab. Draußen rollten wieder die Wagen zur Freude. Und Marie-Therese wäre am liebsten hinausgelaufen und hätte dem ersten besten Wagen zugerufen: „Nimm mich mit!" Mayer von Wolfszahn trank schluckweise seinen Tee, in seiner Linken qualmte leise und behaglich die Zigarre, und so horchte auch er hinaus in den Lärm des Faschingabends, dem das Mädchen lauschte. Und seine feinen Ohren hörten in weiter Ferne den Frühling leise singen, gedämpft durch Eis und Schnee. Er stellte die Tasse ab und sagte laut und froh: „Sie sollten tanzen, Marie-Therese, ganz wild und toll."

Die beiden anderen warfen die Köpfe herum. „Was sagst du?" schrie der Gichtkranke.

„Bist du krank, Mayer?" forschte behutsam Herr Arpad.

„Tanzen soll sie," wiederholte eigensinnig der Oberstleutnant und schlürfte wieder seinen Tee. Marie-Therese glitt unauffällig zu ihm hin: „Danke!"

❀ ❀ ❀

So geschah es, daß Geza von Feltoróny nicht mehr ins Haus kam. Onkel Arpad hatte ihn tüchtig ins Gebet genommen und alle seine Großonkelwürde ins Treffen geführt. Seine geheime Eifersucht auf diese kecke Jugend half ihm dabei redlich mit, so daß schließlich sogar der wilde Junge die Mongolenaugen grimmig in schmale Ritzen zog, wie eine gereizte Katze, und spöttisch sagte: „O, ihr alten, verliebten Hähne, ich war ein Marder in eurem Hühnerstall."

Da streckte Herr Arpad seines Leibes kurze Fettkugel in schwerer Kränkung, daß es überall krachte und knisterte, und schrie, blauroten Gesichts, fast wie ein erzürnter Truthahn: „Hinaus mit dir!“

Geza aber zuckte die Achsel, nickte vielsagend — und blieb ruhig sitzen. Nun aber lief die Scham als schlimmer Troß hinter Arpads Zorn drein, daß er ganz konfus stammelte: „Werde bloß du einmal so alt.“

So bekam die Freundschaft zwischen den Erben der seligen Tante Etelka zwar kein Loch, aber doch einen ganz kleinen Riß, durch den fatalerweise Junker Geza in Herrn Arpads Herz gucken konnte. Aber Geza war ein guter Kerl und empfand fast Mitleid mit dem armen, alten, verliebten Onkel. Denn ganz im geheimen fühlte sein Trotz den künftigen Sieg über den alten Heerbann von Marie-Therese.

Arpad saß nun jeden Tag stundenlang bei Lorenz Trieberger und pflegte dessen Gicht, als müßte er von einem fast verlorenen Reiche wieder Besitz nehmen. In seiner Hilflosigkeit griff er zur Beharrlichkeit, die sich dort Herr dünkt, wo sie gerade Sitz und Rast hat. Er verschwendete tausend Liebenswürdigkeiten an den unliebenswürdigen Lorenz und tausend halb ängstliche, halb vertrauliche Lächeln an dessen schöne Enkelin, leider Gottes beides ohne Dank. Aber er blieb da, und Geza kam nicht mehr. Dies stille, treue Betteln um Liebe bei Großvater und Enkelin machte sichtlich Eindruck auf die Gicht, die sich rasch zurückzog, so daß Herr Lorenz bereits nach anderen Ursachen für sein Brummen und Knurren ernstlich Ausschau hielt. Doch es war Fasching, und da wimmelt es auf dieser alten Erde von lauter Fröhlichkeit. Eines Tages flatterte die Nachricht ins Haus, daß in Königgrätz (sie lebte wirklich in diesem historischen Städtchen) des Hauptmanns uralte und, wie der Bruder selbst versicherte, ebenso unausstehliche Schwester, eines Apothekers kinderlose Witwe, gesonnen war, das irdische Schlachtfeld für immer zu verlassen. Der Tod hat manchmal etwas Vergnügliches, was auch die Moralisten dagegen einwenden mögen. Arpad Teleházy, der dies erfahren, als Tante Etelka aus Feltorómy schied,

witterte eine kleine Erbschaft und riet deshalb dem Freunde, die letzten Tage der schwesterlichen Witwe durch seine Gegenwart zu versüßen. Und da der Hauptmann gierig und seine Schwester nicht ganz mittellos war, hatten Arpads Worte Erfolg. Herr Lorenz Trieberger rüstete sich, die Stadt wieder aufzusuchen, die er vor dreißig Jahren eines Nachts fluchtartig verlassen hatte, als Benedek Ehre und Armee opferte. Marie-Therese sollte inzwischen fleißig arbeiten, sie hatte ja jetzt die beste Gelegenheit. Mitnehmen wollte er seine Enkelin nicht, das verteuerte nur die Reise und kostete womöglich noch ein neues, schwarzes Kleid, worauf man in Wien füglich verzichten konnte. Die Gicht trollte sich gänzlich und tat dem Greise die Gefälligkeit, an einem Totenbett sagen zu können: „Ich lebe noch." Das ist der arme und letzte Triumph der Greise. Arpad Teleházy aber sah voll Glück behagliche Abende herandämmern, Abende, allein mit Marie-Therese, und pries seinen verständigen Rat, der Herrn Lorenz nach Königgrätz entführte.

❧ ❧ ❧

Es wurden auch behagliche Abende, wenigstens für Major Teleházy und sein liebeverwirrtes Herz. Voll geheimen Stolzes schritt er jedesmal durch das Winkelwerk der Höfe, räusperte und hustete, um die Aufmerksamkeit der Hausbewohner auf sich zu lenken. Und sah ihm dann wirklich eine weibliche oder männliche Klatschbase nach, fühlte der Major ein wohliges Prickeln am ganzen Leibe, ein süßes Eingesponnensein in die Wichtigkeit dieser Abende, an denen Marie-Therese ihm ganz allein gehörte. Nie aber kam er auf seine Liebe und den dummen Schritt, wozu sie ihn verleitet, irgendwie zurück. Still saß er bei dem Mädchen und sah der Arbeit an den Fächermustern zu, glückselig, wenn er einmal um Rat gefragt ward. Dann breitete er seine Behaglichkeit und Betulichkeit geruhsam und vergnüglich aus, wie ein alter Pfau sein noch immer schönes Rad in der Sonne, und forderte im höchsten Wohlgefühl Marie-Therese sogar manchmal auf, ihm auf der Geige vorzuspielen. Dann schwirrten die Läufe durchs Zimmer, bald süß anschwellend wie reifender Wein, bald

jäh aufklagend, wie Blüten im Maischnee. Herr Arpad war nicht sehr musikalisch, über Operettenreißer kam er nicht hinaus. Und doch empfand er bei diesem Violinspiel eine leise Unruhe, als kreiste etwas Junges und Sehnsüchtiges um seine grauen, schwarzgefärbten Haare, als griffen unsichtbare Hände über ihn hinweg in eine süße, lockende Ferne.

Und er war sehr froh, daß Geza von Feltoróny nicht dabei war. Nie fragte Marie-Therese nach dem Leutnant. Nur einmal, als der alte Mayer auch seine alten Knochen am Feuer wärmte und auf Arpads Großneffen zu sprechen kam, ließ Marie-Therese die kurze Oberlippe hinaufschnellen und lachte: „Ach ja, der kecke Junge!" ‚Sie ist eben ein verständiges Mädel,' dachte Arpad Teleházy und nickte befriedigt. Draußen pfiff ein kleiner Schneesturm und wirbelte weiße Schleier gegen die Scheiben. Die beiden alten Herren blickten andächtig ins knisternde Feuer, als wollten sie sagen: ‚Ja, alter roter Freund, das gilt uns und dir. Aber wir sind doch die Stärkeren.'

Und dann erzählten sie dem jungen Mädchen Manöver- und Kriegsgeschichten, bis es Zeit zum Aufbruch war. —

In den Nächten hörte Marie-Therese den Sturm brausen, oder der Mond ging einsam über die weiße Welt hin, wie eine Sehnsucht, die an sich selbst verbrennt. Da lag sie wach und sann und wartete, ohne zu wissen, worauf, oder sie war eingesponnen in bunten Träumen, die aus dem unruhigen Blut aufstiegen, wie Gefangene aus ihrem Kerker. Lange nach Mitternacht kam das Wagenrollen wieder, wenn alles aus dem Glitzerglanz der Faschingsnächte heimkehrte. Und da tanzten die Gedanken krauser und verwegener. Wenn sie selbst nur ein einziges Mal an der Freude nippen könnte! Ganz dumm und toll war dieser Einfall, und doch hing sie ihm nach wie einem Glück. Jetzt war ihr eine kurze Frist geschenkt, noch einmal hielt das Schicksal die Hand ausgespannt, bereit, den purpurroten Vorhang zurückrollen zu lassen. Dann kam wieder das Einerlei, der Kampf gegen die schlimmen Launen eines alten Mannes, der sich hart und eigensüchtig wehrte gegen Krankheit und Tod, und der Pflicht nannte, was Raub an einem jungen Frauenleben war.

Alle die kleinen Fächermuster, die sie jahraus, jahrein gezeichnet und gemalt, narrten sie in diesen Nächten. Die kleinen, lustigen Einfälle, die sie auf Seide gebannt, wie in ein Tagebuch, das keiner lesen sollte, flatterten um sie wie winkende Kobolde.

Nach einer solchen Nacht ging Marie-Therese einmal in den weißen Glanz hinaus. Es war Nachmittag, und die Sonne glitt schon tiefer, daß einzelne Waldhügel in glanzlosen Farben lagen, während andere in durchsichtig hellen gelben und violetten Tönen leuchteten. Langsam stieg Marie-Therese die bequeme Straße zum Kahlenberg hinauf, bis zur „Eisernen Hand". Es war ganz einsam und verlassen. Nur Schnee und Sonne. In einem purpurnen Schleier lag der Schneeberg als Riese im Hintergrund, vor ihm Hügel, alles weiß und übergossen von Gold und Rot. Marie-Therese stand lange und starrte in das Farbenspiel dieser Abendstunde, die mit feierlichen Händen dieses Tages Abschied in die Welt winkte. Dann siegte Violett und Grau über den Goldglanz, die Wälder glitten in ein stumpfes Blau, der Himmel ward in ein fahles Grün entfärbt, und ein kalter, lautloser Wind flog der Nacht voraus. Marie-Therese aber blieb voll der Schönheit dieser Stunden, die so reich und sehnsüchtig waren wie ihre wertlose Jugend. Ihr war, als müßte sie alles von sich werfen, ohne zu bedenken, was nachher käme, als müßte sie ganz untertauchen in den Zauber *einer* Stunde. Sie eilte über den Schnee, der leise knirschte, als trete ein Mensch den Tand seines Lebens achtlos unter seine Füße.

Hastig und erregt kam sie heim. Da lagen zwei Briefe. In dem einen schrieb der Großvater, daß seine Schwester gestern gestorben wäre, und daß er in vier Tagen nach Wien zurückkehre. Sie warf den Brief beiseite. Heute hatte sie keine Achtung vor dem Tode.

In dem anderen Schreiben lag eine Karte für die morgige Opernredoute und ein kleines Billett von der Hand des Leutnants Geza. In acht Tagen verlasse er Wien. Es solle bloß ein Abschied sein, damit er eine kleine Erinnerung mitnehmen könne.

Marie-Therese lächelte. So schrieb ein kleiner Bub. Aber ihr Herz klopfte und ihre Hand zitterte, als sie die Einlaßkarte hin- und herwog, wie ein Schicksal, über das sie entscheiden sollte.

— Dann kam der Abend und brachte die beiden alten Offiziere.

„Wie Ihre Augen glänzen, Marie-Therese," schmunzelte Herr Arpad und fühlte sein Herz einen vergnügten Walzer tanzen.

Marie-Therese nahm allen Mut zusammen — zu einer lächelnden Lüge: „Ach ja, ich bin so glücklich, weil ich heute einmal eine Verschwenderin war. Morgen gehe ich nämlich zu ‚Tristan'. Aber Großvater dürfen Sie nichts davon sagen." Melancholisch neigte Arpad den dicken Kopf: „Hätt' ich's vorher gewußt, wäre ich gerne mitgegangen."

Sie hörte ihn gar nicht. Ihre Augen waren groß und leuchtend, und ihre Lippen zitterten leise. Sie warf den Kopf zurück: „Ja, richtig. In vier Tagen kommt Großvater heim. Die Tante ist gestern gestorben."

Mayer streichelte nachdenklich sein Glas. Sein Antlitz war noch faltiger als sonst. Dann trieb er Teleházy zum Aufbruch. Einen Augenblick hielt er die Hand des jungen Mädchens fest: „Gute Nacht!"

Die Angst vor dieser Nacht stand schwer und düster vor Marie-Therese. Am liebsten hätte sie sich an diese welke Greisenhand geklammert und gebettelt: „Bleib' bei mir!" Doch sie biß die Lippen blutig und schwieg.

Auf der Gasse fragte Arpad Teleházy: „Was hat sie bloß?"

Mayer zog den Kopf zwischen die Schultern vor dem eiskalten Wind, der unwirsch auf- und niederfuhr. Der Sturm riß ihm die Worte von den Lippen und nahm sie mit sich: „Sie hat rotes Blut in den Adern und wir nur mehr ein dünnes Wässerlein."

„Unsinn, Mayer," brummte der Major und schlug den Pelzkragen hoch.

⌘ ⌘ ⌘

Als Marie-Therese allein war, riß sie in fiebernder Hast ihr altes, rotes Ballkleid aus dem Schrank und schlüpfte

hinein. Armselig und gar nicht mehr modern war das alte Fähnchen; aber ihre Schönheit besiegte diese Armseligkeit. Wie eine Königin stand sie vor dem Spiegel. Plötzlich griff sie erschrocken nach der Ballkarte. Es war eine Redoute, und sie brauchte wenigstens einen großen, roten Hut zu ihrem alten Ballkleid. Dann lief sie zum Schreibtisch und suchte in allen Laden. Aber sie besaß nur mehr die paar Münzen in ihrem kleinen Portemonnaie. Schnell schrumpfte die zitternde Freude in Nichts zusammen. Der Großvater hatte versprochen, Geld zu senden, wenn er länger fortbleiben sollte. Denn ihre Ersparnisse trug er regelmäßig auf die Bank und ließ ihr kaum ein knappes Taschengeld. Und die paar Schmuckstücke, die sie besaß, stammten von ihrer Mutter. Daran durfte sie nicht rühren.

Mit einem bitteren Lachen streifte sie das Kleid von sich. Sie war zu arm zur Freude. Wieder rollten die Wagen vorüber. —

Am Morgen fand Marie-Therese den zweiten Silberfaden in ihrem Haar. Sie ließ ihn langsam durch die Finger gleiten und starrte trotzig vor sich hin, wie ein Mensch, der seinen Weg ins Schicksal kennt und entschlossen ist, ihn zu gehen, um jeden Preis. Zwei Stunden später klingelte sie in der Nußdorfer Straße an der Tür des alten Oberstleutnants. Mayer öffnete selbst. Er trug einen grauen, rot bordierten Schlafrock und einen roten Fes. Auf seiner linken Hand saß ein Gimpel und schmetterte lustig das Lied vom Ännchen von Tharau. Rund und freundlich war der kleine Sänger und hell und klar sein Liedlein, das er unverzagt der fremden Frau entgegenschmetterte. Als aber der alte Mann das blasse junge Ding sah, mit den heißen, blau umschatteten Augen und den scharfen, kleinen Falten um den sehnsüchtigen Mund, da mußte er an kecke Knospen denken, die warme Februartage aufgeküßt haben zu heller Pracht und die nun vor dem Märzschnee bangen. „Sind Sie krank, Marie-Therese?“ fragte er mitleidig und gab dem kecken Gimpel eins auf den Schnabel, daß dem sein Ännchenlied vor Schrecken in der Kehle stecken blieb.



Kinderbildnis.
Gemälde von Ludwig von Zumbusch.

„Ach nein.“

Sie lächelte traurig und wurde purpurrot, wie ein Kind, das um eine verbotene Spielerei bettelt.

Dann saßen sie in Mayers Zimmer, das eine Rarität war, wie der Hausherr selber. Auf Wandbrettern standen allenthalben ausgestopfte Tiere allerart, verstorbene Hausgenossen, und überall wies ein Täfelchen fein säuberlich Namen und Todestag. Auch gab es in allen Winkeln Gläser und Schachteln, mit weißer oder grüner Gaze verschlossen, sogar ganze stattliche Papphäuser mit grünen Gazefenstern und ebensolchen Türen. Drin schliefen die Schmetterlingspuppen kommenden Sonnentagen entgegen. Ein riesengroßer, brauner Kachelofen wärmte all dies tote oder dem Leben erst entgegenschlummernde Tierzeug. Mayer stäubte sorglich die ziemlich eingeschrumpfte Mumie eines längst im Hundeparadies weilenden braunen Dachshundes ab und sagte leise, als spräche er zu seinen toten und schlafenden Hausgenossen: „Ich bin so froh, daß Sie gekommen sind, Marie-Therese.“

„Wußten Sie denn, daß ich kommen würde?“

„Ja, Kind. Gestern abend hatten Sie solch arme Angst, daß der gute Arpad oder ich weiterfragen könnten. Auch das Lügen will gelernt sein, Marie-Therese.“

Er blickte sie gar nicht an, sondern stocherte in der roten Glut, die ihren grotesken Flammentanz über sein altes Köpfchen hinzucken ließ.

Da beichtete sie alles, nur Geza von Feltoróny ließ sie dabei aus und hatte doch Angst, daß die hellen Greisenaugen ihr Geheimnis durchschauen könnten. Mayer schwang die Feuerzange wie einen Thyrsosstab: „Ich sagte schon einmal, daß Sie tanzen sollten, wild und toll.“

„Ich dachte, ich schliefe schon, aber nun ist es anders.“

Er wies auf die Gläser und Papphäuschen: „Aus meinen Puppen kriechen farbenfrohe Falter. Oft dauert es zwei Jahre, und manchmal sind's dann arme Krüppel. Es kommt alles, wie es muß.“

„Ich habe Angst vor dem Alter.“

Sie warf diese Worte wie einen Alp von sich und

hatte doch eigentlich bloß Scheu vor der Freude, die ein fremder Gast in ihrer Stille geworden war.

Er schob schmunzelnd den Fes aus der schmalen, spitzen Stirn und wartete.

„Ich hab' kein Geld!"

Verzweifelt und herzlich dumm kam es heraus, gar nicht wie es sich für die kluge, hübsche Marie-Therese mit ihren siebenundzwanzig Jahren schickte.

Er nickte sehr vergnügt: „Ewiges und Endliches. Was soll es denn sein?"

„Ein — ein großer roter Hut. Ach, es ist ja zu dumm. Ich altes Ding heule um solchen Flitter."

„Einmal war auch ich jung, Kind, da verkauft man fünf Jahre und mehr um einen roten Wunsch. Heut' aber bin ich ein altes Pfäfflein, das im Beichtstuhl hockt und durch das enge Gitter in die weite Welt guckt. Hunde, Katzen und Frauenvolk: es ist alles eins. So halte ich meine Welt in meinen alten Händen, wie ein liebes Glockenspiel, das mir in voller Harmonie erklingt. Aber braunes und blondes Haar weiß nichts davon. Das schenkt sich nur dem weißen Schopf, damit er nicht allzusehr friert."

Er kramte in seinen Laden und schob etwas in ein Kuvert. Das reichte er ihr hin: „Nicht öffnen, Kind! Nur lachen und an das Heute denken!"

Klein und verwittert stand er vor ihr, beinahe komisch in seinem schrullenhaften Heim.

Sie schob seine Gabe zurück, da schrieb er flink einen Schuldschein: „So! Unterschreiben Sie das! Ich freue mich schon auf Zins und Zinseszins. Im Ernst, Marie-Therese, ich bin reicher, als die Welt denkt. Aber sie lassen uns nur in Ruhe, wenn sie uns arm glauben. Drum ist jeder Geizhals ein halber Philosoph." Und er holte einen kleinen, alten Schweinslederband hervor und blätterte eine Stelle auf: „Beichtvatertrost zum Abschied!"

Sie las mit zuckenden Lippen und doch frei wie noch nie:

Die Liebe geht zu Gott unangesagt hinein,
Verstand und hoher Witz muß lang im Vorhof sein.

„Der alte Angelus Silesius. Ein klarer Kopf in trüber Zeit. Er gehört Ihnen. Haben Sie ihn lieb, Kind!"

Wie im Traum ging sie von ihm, das kleine Buch in der Hand. Ihr nach schrie der Gimpel sein einziges Liedlein vom Ännchen von Tharau. Ein Hund bellte, und der kleine spanische Hahn begrüßte laut den Mittag. So begleitete die sonderbare Welt des alten Mayer Marie-Therese in die Freude.

⁂ ⁂ ⁂

Schwer wie gesponnenes Blut floß das alte, rote Ballkleid über Marie-Theresens schlanke Schönheit. Auf dem reichen Haar prunkte der neue Riesenhut und warf einen roten Schimmer über ihr blasses, erregtes Gesicht. Sie hielt die Seidenmaske in der Hand und schritt so durch die alten Räume mit dem verbrauchten, glanzlos gewordenen Hausrat, über armselige, verblichene Teppiche, vorüber an den häßlichen Öldrucken, die ihr Großvater liebte. Es war wie ein Abschiednehmen.

In ihrem Zimmer machte sie halt, holte die Geige hervor und spielte leise und süß ein Rondo von Mozart, nur für sich allein, in der Sehnsucht, andere Stimmen zu hören in der bangen Stille ringsum. Ein versonnenes Lächeln zitterte um ihren Mund, und ihre Augen glänzten feucht und tief, wie damals, als Karl Eggershausen die Variationen zu „Don Juan" begleitete. Leise klirrten die Glasscheiben, wenn ein Wagen vorüberrollte, und schwangen hin und her, als pochten unsichtbare Hände dagegen, lockende Hände aus einer anderen Welt.

Marie-Therese ließ den Bogen sinken, nahm die Maske vor und löschte sorgsam alles Licht.

Wieder kam ein Wagenrollen, näher und näher, und verstummte. Scheu wie ein Dieb huschte Marie-Therese durch das Dunkel. Hinter ihr klappte die Tür ins Schloß, ein Schlüssel kreischte, es war ein häßlicher, grausamer Ton, der diese dunkle Stille zerriß. Die Laterne im Hof warf ihren gelben Schein einen Augenblick über den alten, treuen Theatermantel und über die rote Glut des Hutes, erstaunt und beinahe entrüstet über Marie-Therese, die heute heimlich und scheu in roter Pracht zur Freude fuhr.

An der nächsten Straßenecke glitt der Wagen an einem alten Herrn vorbei, der nachdenklich, mit gesenktem Kopf, in die stille Gasse einbog, dreimal schritt er auf und nieder, als käme er zu keinem Entschluß, dann trat er in das Winkelwerk des alten Hauses. Karl Eggershausen zog die Glocke.

Es war ein häßlicher, schriller Klang, wie vorhin das Kreischen des Schlüssels im Schloß. Die feine Stille wollte nicht gestört sein. Der Fürst sah nach der Uhr. Bald zehn Uhr abends. Drin war alles still und dunkel, am Türgriff hing das Semmelkörbchen, und eine einsame Milchflasche stand neben dem Abstreifer. Er schüttelte den Kopf und läutete noch einmal. Es blieb totenstill. Jetzt holte er eine Visitkarte hervor und wollte sie in den kleinen Briefkasten schieben, aber dann besann er sich anders und zerriß die Karte in kleine Stückchen, als gewinne eine lang niedergehaltene Erregung Macht über ihn. Im Hof warf er die Kartenstücke weg, und der Wind trug sie wie Schneeflocken davon. Eggershausen fröstelte, er schlug den Pelzkragen hoch und bohrte die Fäuste in die Taschen. Er hatte Licht und Wärme gesucht, und nun mußte er wieder in die kalte Nacht hinaus. Marie-Therese war nicht daheim. Vielleicht gar im Theater. Heute war „Tristan und Isolde". Aber es blieb ein Schmerz in ihm zurück, ein leises, bitteres Gefühl des Alleinseins, der Überzähligkeit in dieser Welt, in der er, Karl Eggershausen, nicht mehr fordern, nur mehr betteln durfte. Und er hatte sich heimlich gefreut auf diese artige Überraschung, wenn er noch am späten Abend in ihr Zimmer treten würde, mit dem Recht, das Alter und treue Freundschaft ihm gaben. Nun war es in Wien genau so kalt und unwirtlich wie in Eichswald. Die Einsamkeit blieb bei ihm als einziger Genosse seines Alters. Und er lächelte mühsam.

Der Portier grüßte devot, als der Fürst in sein einsames, schönes Barockpalais trat, nicht weit von der Schottenkirche. Einige Amoretten im Stiegenhaus schmunzelten spöttisch, eine nackte Diana am Treppenaufsatz blickte kühl und abweisend, als die alten Augen über ihre stolze Schönheit glitten.

Eggershausen drückte zornig auf einen elektrischen Knopf, lautlos erschien der treue Franz.

„Es ist kalt.“

Abweisend warf der Fürst die Worte hin und griff nach der Zeitung. Ja, man gab „Tristan und Isolde“. Dann flog er die eingelaufene Post durch. Für morgen eine Einladung zur Fürstin Locatelli. Ja, dort paßte er hin. Artemisia Locatelli war heute ein altes Weib. Einst hätte Karl Eggershausen sie beinahe geheiratet, als sie schon Fürstin Locatelli war. Aber es kam bloß zu einem kleinen Duell im Prater mit dem freundlichen Idioten Giovanni Locatelli. Vielleicht hatte Fürst Karl davon seinen Rheumatismus, mindestens kam die große Ernüchterung damals gleich nach, weil er fand, daß hinter Artemisias pikanter Schönheit doch nur ein elegantes Nichts sich barg. Heute waren ihre Söhne schon Oberstleutnants, und Papa war längst zu seinen Vätern versammelt.

Er ließ eine Flasche Bordeaux kommen und steckte sich eine Zigarre an, eine von den Extras, die ein alter Erzherzog nur für sich und seinen Freund Eggershausen herstellen ließ. Karl Eggershausen lächelte melancholisch und blies schöne Rauchringe in die Luft. Bald aber sprang er wieder auf und wanderte durch die Zimmer.

Und plötzlich kam ihm der Gedanke: Wenn nun ein anderer Sieger war, wo er bettelte. Der hypochondrische Lorenz kroch und dienerte in Böhmen um ein armseliges Erbe, das Mädel war allein und — frei. Er strich über die Augen, aber die häßlichen Bilder blieben schmerzlich klar. Seine Gedanken galoppierten wie ein Rudel Hirschwild im Lenz. Das erste weiße Haar ist ein schlimmer Mahner für ein junges Weib. Und Arpad Teleházy mit seiner Winterliebe hatte an schlafende Gewalten gerührt. Und er, er selbst mit seinem verdammten Klavierspiel in der Neujahrsnacht!

Nun küßte vielleicht der Fasching schlummernde Wünsche wach und riß zögernde Scheu in seinen kecken Wirbel. —

Karl Eggershausen saß und rauchte. Die Rauchringe spannen ihn in ihre blaugrauen Schleier. Mitternacht glitt

vorüber. Die Asche häufte sich vor dem Einsamen, wie niedergebrannte Hoffnungen, die dem Alter entglitten. —

Im Dienerzimmer saßen der alte Franz und der junge Fritz ebenfalls bei einer Flasche Bordeaux und rauchten gleichfalls erzherzogliche Extras.

„Was hat denn der Fürst?“ fragte der neugierige Junge und griff nach einer frischen Zigarre.

Franz lächelte überlegen: „Wissen Sie, lieber Sohn, das ist wie bei einem Frauenzimmer, das nicht alt werden mag.“

Und er nickte philosophisch vor sich hin. Fritz riß verständnislos die blauen Glotzaugen auf.

⌘ ⌘ ⌘

Marie-Theresens Wagen kam viel zu früh. Hilflos trippelte sie auf der Rampe hin und her und hielt krampfhaft ihr Billett in der Hand. Feiner Frostnebel hing in der Luft und legte graue Nebelkappen um die gelben Laternen und die weißen Bogenlampen. Da trat ein Offizier, noch im Mantel, aus dem Foyer, blickte sich um und kam rasch auf Marie-Therese zu. Geza von Feltorózy lachte fröhlich: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein.“

Sie stammelte verzagt: „Ich bin viel zu früh gekommen.“

Statt zu antworten bot er ihr den Arm. In ihrer Angst ließ sie sich willenlos führen.

„Fiaker, in den Prater!“

So fuhr Marie-Therese mit Geza von Feltorózy in die Winternacht hinaus. Zuerst waren beide stumm und nur glücklich, wie Kinder, die den Eltern entwischt sind. Dann griff er nach ihrer Hand, sie ließ es zitternd geschehen, lehnte sich zurück, daß der schöne Hut mit dem breiten Rand unheilvoll knisterte, schloß die Augen und träumte. Und plötzlich flammten seine Küsse über sie hin. Sie erwiderte sie nicht. Nur ein seliges Gefühl jubelte in ihr: da war ein Mensch, der sie lieb hatte. Was kümmerte es sie, daß es just der schlimme Leutnant von Feltorózy war? Ganz schüchtern streifte sie seine Hand mit ihren kalten Fingern, von denen sie den Handschuh gezogen hatte, in der armen Scheu, das teure weiße Ding für die Redoute zu schonen.

„Marie-Therese!"

Er flüsterte es halblaut und bettelte so um die Süßigkeit, die Marie-Therese heute nacht verschenken mußte, gleichgültig an wen, weil ihre Jugend selige Weihnacht hielt.

Und dann küßte sie ihn wieder.

So jagten sie ins Glück hinein.

Marie-Therese wußte nicht, wann und wo der Wagen hielt.

Das Schicksal der bunten Nacht hatte sich erfüllt. Ballkleid und roter Hut verstaubten in einem Versteck. Aber nicht alles, was diese Nacht gegeben und genommen hatte, konnte Marie-Therese so verbergen. Das ward und wuchs mit den Tagen, die klarer und heiterer wurden, als der Frühling ins Land kam. Zuerst war es ratloser, blinder Schrecken gewesen, der in den Tod wies, dann ward es brennende Scham und verzweifelte Einsamkeit, und schließlich geriet alles in ein müdes Gewährenlassen, wie ein reifes Ährenfeld jeden Julitag ohne Hagelschauer als Geschenk nimmt.

Die alten Freunde Lorenz Triebergers kamen wie gewöhnlich. Das Feuer brannte noch jeden Abend, selbst jetzt im April, ihre alten frostigen Knochen zu erwärmen. Marie-Therese belauerte sie alle. Aber Arpad Teleházy war bloß vergnügt, weil er jetzt Geld hatte und sein fataler Großneffe Geza längst wieder in Debreczin saß. Mayer von Wolfszahn freute sich des Frühlings, der seinem frostigen Alter milde Wärme gab. Nur schien es Marie-Therese, daß er jetzt beim Abschied ihre Hand länger in der seinen behielt und sein Druck herzlicher war als sonst. Karl Eggershausen war nervös und in sich gekehrt. Er vermied Marie-Theresens Blick und blieb oft tagelang aus.

An einem sonnigen, windstillen Nachmittag aber kam er plötzlich, als Marie-Therese allein vor ihrem Zeichenbrett saß und lustige Schmetterlinge in blühendes Rankenwerk malte. Wie eine große Gliederpuppe schritt er ruckweise im Zimmer auf und nieder, die Hände auf den Rücken gelegt, die Augen halb geschlossen. Sogar die

weißen Schnurrbartenden zitterten in heftiger Erregung. Endlich blieb er stehen und sagte mit rauher Stimme: „Ich will nicht fragen und nicht moralisieren. Aber mein Haus auf der Hohen Warte steht leer. Für Sie, wenn Sie wollen."

Er stockte und heftete die Augen auf den Boden. Als er dort nichts fand, sprach er weiter: „Ich war an jenem Abend hier."

Marie-Therese stand langsam auf: „Warum quälen Sie mich so?"

„Ich möchte Ihnen helfen, Kind."

„Ich danke, Durchlaucht."

Eine feine Röte zitterte über ihre blassen Wangen, und sie warf trotzig den Kopf zurück, wie früher.

„Ist es meine Schuld, daß das Alter scharfe Augen hat?" fragte er dumpf und kreuzte die Arme über der Brust. Das Schweigen lag schwer zwischen ihnen. Nur ihr Atem ging keuchend, wie unter einer großen Last.

„Vielleicht hätte ich sterben sollen," murmelte sie und warf so ihre ganze Beichte hin.

„Warum, Marie-Therese?"

Jetzt hatte er sich wieder in der Hand. Seine blauen Augen waren blank und klar, wie der Himmel draußen, und seine Hände selbstlos und bereit zur Hilfe: „Lorenz Trieberger ist ein harter Mann, und Ihr Schicksal braucht jetzt milde Hände."

Sie rang nach Worten.

„Verzeihen Sie, Kind, nur eine einzige Frage: Gibt es keinen anderen Weg?"

„Nein, ich liebe ihn nicht. Und ich lasse mich nicht aus Gnade heiraten. Nie!"

Er nickte schwerfällig, wie einer, dem ein junger Fant im Frühling einen sorgsam gehegten Garten zerstampft hat. Nach einer Pause sagte er still: „Dann müssen Sie mit dem Großvater sprechen."

Sie nickte nur.

„Es wird so besser sein, Marie-Therese. Und nicht wahr, Sie tun keinen dummen Schritt?"

Er hielt ihre Hände und lächelte fast in seiner Angst.

Zwei Tränen glitten ihr herab.

„Mein Häuschen wartet," sagte er leise und griff nach seinem Hut.

☙ ☙ ☙

Als der Fürst gegangen war, verbrannte Marie-Therese alle Briefe Geza von Feltorónys, wie man alle Brücken hinter sich abbricht. Sie hatte keinen einzigen mehr beantwortet. Ihr Herz wäre nicht dabei gewesen, und sie hielt ihre Erinnerung heilig, den einzigen Abend, an dem rote Flammen um sie lohten und ihre Jugend alles erwarb und alles verlor. Marie-Therese war willenlos ins Schicksal gegangen und kam nun stark und voll klarer Bitterkeit zurück. Sie hatte ihr Lebtag einen Pack Lasten getragen und machte sich nicht viel daraus, daß das Leben ihr nun noch einen Pack auf die Schultern gelegt hatte. Sie wußte ganz genau, daß Qual und Weh vor ihr lagen, daß viele andere den schnellen Tod oder die langsame Lüge einer Heirat gewählt hätten. Aber vor dem Tode schützte sie die Stunde bei dem alten Mayer, die ihr recht gab, und eine noch halb schlafende Glückseligkeit, die ihr Leben reicher und schöner machen sollte, und vor der Lüge, dem jungen Geza als Bleigewicht sein ganzes Leben anzuhängen, der Stolz und die Scheu ihrer Einsamkeit, die kein Mitleid wollte. Oft lag jetzt der Angelus Silesius in ihrer Hand, in dem gesteigerten Bedürfnis ihres Fühlens nach Rechtfertigung und Trost. Und die einsamen Stunden woben einen Goldglanz um die sündige Torheit. Manchmal glitt ein stilles Lächeln über ihre Lippen, und sie träumte sich mit halbverschleierten Augen in eine Zukunft, die ihr ganz allein gehören sollte. So sann sie den Worten Karl Eggershausens nach. Er bot ihr sein Haus an, bereit, sie zu schützen gegen Hohn und Spott. Und hatte sie doch selbst lieb und war an jenem Abend zu ihr gelaufen, sein altes Herz zu wärmen an ihrem Lächeln. Gerade deshalb durfte sie nicht nehmen, was er bot. Ganz allein wollte sie mit ihrem Schicksal fertig werden. Trotzig biß sie die Lippen aufeinander und erwartete den Abend. Heute noch wollte sie mit dem Großvater sprechen. —

Ihre Beichte traf auf den maßlosen Zorn des alten

Mannes, der alle Dinge schroff und kalt nahm, ohne den warmen Hintergrund alles irdischen Geschehens sehen zu können. Er hätte sie ruhig dem Tode überantwortet, in seiner strengen Offiziersehre, und forderte jetzt mit verzerrtem Antlitz die Heirat als letztes Mittel. Aber sie blieb fest und ließ seinen Zorn an sich herabrinnen, trotzdem seine Fäuste sinnlos auf sie einschlugen. Den Namen aber erpreßte er ihr schließlich doch.

⌘ ⌘ ⌘

Lorenz Trieberger stürzte sich in seinem Grimm am nächsten Morgen auf Karl Eggershausen und schleuderte ihm brutal die ungeschminkte Wahrheit ins Gesicht. Er ließ den Fürsten gar nicht zu Worte kommen, sondern tobte mit geballten Fäusten zur Tür hinaus.

Und dann galt es dem armen Arpad Teleházy, dem er alle Schuld aufhalste, in der Sucht, sich selbst reinzuwaschen und aller Welt zu zeigen, was für ein unglücklicher alter Mann er war. Arpad stöhnte und schnappte nach Luft, und dann kollerten dicke Tränen über seine feisten Backen. Er ließ Lorenz brüllen und poltern und saß betrübt und zerknirscht vor ihm, wie ein Mensch, dem etwas Schönes roh und häßlich zerbrochen wird. Schäumend vor Wut forderte der Hauptmann Arpad in wenig schmeichelhaften Wendungen auf, seinen Großneffen zur Heirat zu zwingen, kurz und barsch, wie er einst seine Kompagnie angeschrien hatte. Und Arpad nickte verzweifelt und versprach alles, was man von ihm verlangte. Aber als der alte Grimmbart fort war, kroch Arpad ins Bett und zog die Decke über die Ohren, als müßte er sich vor sich selbst verstecken. So sehr schämte er sich. Erst am Abend begann er den Brief an Geza, doch er kam damit nicht zustande und verschob das Schreiben auf später.

Fürst Eggershausen schritt durch seine Zimmer, ruhelos und verstört und summte den verdammten Namen vor sich hin, als müßte er sich ihn erst recht genau einprägen. Und sein freudloses Alter schritt neben ihm und flüsterte ihm schlimme Gedanken ins Ohr, gewaltsam und schnell, wie Fürst Karl selbst in seiner Jugend. Er ballte die Fäuste, als müßte er einem tückischen Räuber zu Leibe,

und warf sein Restchen Jugend und Trotz in diesen dunklen Zorn. Mit verzerrten Lippen und hämisch leuchtenden Augen blätterte er im Militärschematismus und studierte die Garnison von Debreczin.

„Sie liebt ihn nicht."

Wie ein Triumphgesang klang das in seinen Ohren und schrieb einen Freibrief für die Tat, die er plante.

Das Souper bei Artemisia Locatelli war zu Ende. Ein dicker Tenor sang gerade schweißtriefend von einem Königskind. Da winkte Eggershausen den beiden Söhnen des Hauses und schritt vorauf in das Bilderzimmer, wohin die beiden Oberstleutnants ihm schweigend folgten, mit dem feierlichen Storchenschritt, der sogleich die Generalstäbler verriet.

Riccardo und Roberto Locatelli waren sechsunddreißig und siebenunddreißig Jahre alt, lang und dürr, mit kleinen Vogelköpfchen, die sie stets vorgeneigt trugen, wie in tiefem Sinnen. Ihre wasserblauen Augen blickten nichtssagend, aber arrogant, und ihre feinen, schlanken Hände schlenkerten vornehm wie Balancierstangen. Roberto, der Ältere, klemmte das Monokel ein und zündete ohne Rücksicht auf Mamas hübsche, altfranzösische Bilder eine Zigarette an. Riccardo, der einen stillen Sinn für Humor besaß, den er aus der richtigen Erkenntnis seiner Nichtigkeit schöpfte und in kluger Berechnung wie eine kleine Geliebte hegte, blickte belustigt den alten Onkel Karl an, den er wie sein Bruder insgeheim für den wirklichen Papa hielt, ohne Grund natürlich, aber in stillem Mißtrauen gegen den hochseligen Papa Locatelli.

Der Fürst strich grimmig die weißen Schnurrbartenden zu dräuenden Schwertspitzen aus und fragte geschäftsmäßig: „Könnt ihr einen Ehrenhandel für mich führen?"

Die beiden Vogelköpfe fuhren erstaunt nach aufwärts, Roberto verlor sogar sein Monokel.

„Wo?" näselte Riccardo.

„In Debreczin."

„Donnerwetter! Gar da unten? Na, schieß los, Onkel Karl!"

Roberto zog seine Brieftasche und hielt den Crayon

schreibbereit. Er war ein pflichttreuer Pedant und verbrachte seine Bureaustunden fast ganz mit dem Ordnen seiner Akten, Stifte und Federn. Das erwarb ihm das innige Vertrauen seiner Vorgesetzten.

„Ich rechne auf eure unbedingte Verschwiegenheit, auch Mama gegenüber."

„Sehr gut," nickte Riccardo, sein Bruder verneigte sich stumm. Nun sprach der Fürst, knapp und kurz, als alter Kavallerist, der nicht gern Worte verschwendet. Der ältere Locatelli notierte mit steilen, korrekten Buchstaben: „Leutnant Geza von Feltoróny in Debreczin."

„Du vergißt das Regiment," bemerkte unwillig Riccardo. Also schrieb Roberto auch Namen und Nummer des Regiments in sein Taschenbuch.

„Könnt ihr schon morgen abreisen?"

Die beiden Generalstäbler blickten einander an und lächelten leise. Sie errieten als gute Brüder ihre geheimsten Gedanken. Jeder hatte ein kleines Fräulein, das er mitzunehmen gedachte. Als korrekte Leute hatten sie natürlich auch Geliebte, so beschwerlich dieser Luxus manchmal auch war. „Kann der Grund genannt werden?" flüsterte der diskrete Roberto.

„Wenn es sein muß, ja."

„Ich danke, Onkel Karl."

Die beiden Brüder standen auf, wie elegante Störche, und ließen die Köpfe wieder gelangweilt nach abwärts gleiten. In der Tür blieb Riccardo zurück und sagte wohlwollend: „Meine Pistolen sind erstklassig, Onkel."

Der Fürst reichte ihm die Hand. Da ward der Junge ganz plötzlich seiner Maske ledig und blickte den alten Herrn mitleidig an: „Du bist ein alter Mann, Onkel Fürst, und man weiß doch nie —"

Aber Eggershausen blitzte ihn zornig an, daß er verdutzt schwieg. Im Gänsemarsch kehrte das Terzett zur Gesellschaft zurück, steif und reserviert, wie gute Mechanismen. Beim Abschied fragte der ältere Locatelli: „Wo trifft dich unsere Nachricht?"

„In Budapest. Nationalkasino."

⌘ ⌘ ⌘

Geza von Feltorony saß am Fenster und blickte hinaus in den Aprilnachmittag, der voll Gold und Blau war. Die letzten Monate mit ihrer inneren Unrast hatten den kecken Geza zu einem verschlossenen Melancholiker gemacht. Er kam sich unsagbar lächerlich vor, und das wurmte ihn mehr als alles andere. Selbst der hübschen Rozsa Gutwasser, die im Hausgärtchen kokett auf- und abspazierte und irgendeinen dummen Roman las, schenkte der Leutnant heute keinen Glutblick mehr, wie einst, als Mama Gutwasser noch zarte Hoffnungen im umfangreichen Busen nährte und Papa Samuel sich unter der Hand nach den Schulden erkundigte. Geza blieb spröde und schaute verdrossen in die junge Pracht, mit der das bescheidene Gärtchen sich schmückte. Alles schien ihm dumm und lächerlich, selbst die zwei Birken in der Ecke und der Flieder beim Lusthaus, der wie ein kluger Kaufmann mit violetten, süßduftenden Trauben Kunden anlockte, die ersten kecken Bienen und die feingebogene Nase von Rozsa Gutwasser.

Der Leutnant zog finster die Brauen zusammen und bohrte die Fäuste unters Kinn. Der Frühling da unten auf der Pußta war wie das leise Stimmen einer Zigeunergeige, die wehmütiges Erinnern weckt. Und Geza haßte diesen Frühling, der nur Lug und Trug war, dessen Farben blaß und verschwommen blieben gegen den Purpur einer Winternacht und der doch in seiner pastellzarten Schönheit die graue Gegenwart noch bitterer machte.

Wie ein Junge, der etwas Schönes unbesonnen zerschlagen, saß Geza in Debreczin und schrieb armselige, klägliche Briefe nach Wien, auf die keine Antwort kam. Allerdings für eine Weile hatte er die Trunkenheit jener Faschingsnacht ganz vergessen gehabt. Da brachte ihm ein lakonisches Billett Marie-Theresens die ganze schwere Wahrheit. Nur fünf Worte: „Ich bin nicht mehr allein.“ Und seit dieser Zeit schrieb er unermüdlich, aber umsonst an sie und hing seiner Schwermut nach. Das Leben, das er für ein einziges Fest gehalten, konnte also gerade so niederträchtig sein, wie sein alter Oberst, zog mitten aus dem Vergnügen plötzlich ein Bündel Pflichten und hielt dieses der arglosen Jugend zornig vor die Nase.

Geza kam sich sehr klein und erbärmlich vor und hatte doch Angst, daß eine Heirat seine junge Freiheit in Bande schlagen könnte. So schlich in all seine Wehmut ganz verstohlen eine kleine Freude, daß Marie-Therese zu stolz und zu klug war, sein verzweifeltes Geschenk anzunehmen. Und doch schmerzte es wieder die liebe Eitelkeit, daß sie, reifer als er, vielleicht nur den Rausch gesucht und gar nicht den, der ihr diesen Rausch gebracht. Aber was sollte nun werden? Es ist nicht gut, wenn das Schicksal kleine Leutnants zum Denken zwingt. Das geht dann niemals zusammen, wie ein schlechter Reiter und ein gutes Pferd.

Auf dem Nachbardache, augenscheinlich Geza zu Spott und Hohn, nistete ein Storchenpaar und setzte gerade das alte Wagenrad wieder instand. Ohne großes Geklapper ging es dabei nicht ab. Geza verfolgte die Arbeit der Störche und lächelte ärgerlich über ihr erregtes Auf- und Abstelzen. Dann glitt sein Blick über die niedrigen Dächer und über die Hausgärten hinaus in die Weite, wo die unendliche Pußta sich dehnte, wie das Leben, das aus der Enge lockt. Und Geza malte sich den Gedanken aus, daß er niemals mehr da hinaus könnte, daß sich feste Grenzen um seine Jugend legten, daß sein wetterwendisches Herz einer doch immerhin viel älteren Frau für alle Zeit gehören sollte. Da kam der Trotz seiner Jugend über ihn und der Leichtsinn seines Blutes, daß er der hochbeglückten Rozsa plötzlich vertraulich zunickte und ein Liedchen zu summen begann. Rozsa Gutwasser griff in ihrer herzfrohen Verlegenheit nach dem kleinen roten Kätzchen, das gerade dem Gesang der Vögel liebevoll lauschte, und drückte das zappelnde Ding an ihre Brust. Der Roman fiel ins zartgrüne Gras.

Es war Frühling in Debreczin, und Geza von Feltoróny sang:

„Bin im Niederland ein Csikós,
Stahl ein Roß aus Debreczin,
Steig' auf einen Bergeshügel,
Seh' hinab nach Debreczin.

Öffne schnell dein Tor doch, Rose,
Daß ich führ' mein Pferd hinein.

Gib ihm Hafer, gib ihm Heu gut,
Mach' das Bett dem Herrn auch fein."

Eine Kußhand flog hinab in den Garten. Die rote Katze miaute, Fräulein Gutwasser errötete und zierte sich.

Und hinter Geza fragte eine spöttische, sehr vornehme Stimme: „Finden wir hier den Leutnant von Feltoróny?"

Riccardo Locatelli ließ die Sporen klirren. Sein Bruder Roberto zog mit düsterer Amtsmiene sein Taschenbuch und griff nach dem Crayon. Wie ein Kind, das aus einem glücklichen Traum erwacht, starrte der arme Geza die beiden Offiziere an. Dann ward er zornig und duckte sich wie ein gekränkter Kater. Er bot den Herren nicht einmal Sitze an. Roberto nahm nun das Wort. Geza wirbelte der Kopf. Alles blieb ihm unklar, trotzdem der fremde Herr sein Taschenbuch zu Hilfe nahm und trocken und sachlich die Herausforderung des Feldzeugmeisters a. D., Exzellenz Fürst Karl Eggershausen, vorbrachte. Geza mußte immerfort an Rozsa Gutwasser und an das Kätzchen denken und ergrimmte, daß die Menschen ihm selbst diese kleine Freude nicht gönnten. Stumpf nickte er zu allem, was der andere sagte, und merkte gar nicht, daß er sich damit selbst die Schlinge um den Hals warf. Fast vergnügt war er plötzlich, weil ihm das feierliche Gehaben der zwei langen Generalstäbler das Storchenpaar in Erinnerung brachte. Und da lachte er halb lustig, halb verzweifelt.

Roberto Locatelli furchte indigniert die dünnen Brauen, daß sie mit dem schüttren Kopfhaar eine Linie bildeten: „Die Sache erscheint *mir* bedeutend weniger spaßhaft."

Riccardo lächelte diskret: „Sie erkennen also das Recht des Fürsten Eggerhausen zu diesem Schritt vollkommen an, Herr Leutnant?"

Geza nickte wütend, obschon er keine Ahnung hatte, wer diesem alten Pensionisten das Recht gab, für Marie-Therese Satisfaktion zu fordern. Er dachte bloß an den Frühling, an Rozsa Gutwasser und an die Störche und versenkte sich mit trauriger Freude in die Vorstellung, daß er in achtundvierzig Stunden wahrscheinlich eine Leiche

sein würde, und daß Marie-Therese ihn dann doch ein wenig liebhaben müßte. Auf den Fasching folgte eben einfach der Aschermittwoch. Deshalb verschwieg er auch voll Trotz, daß seine Briefe, die ja alles gutmachen wollten, unbeantwortet geblieben seien. Auch schmeichelte es ihm, daß ihn diese beiden dürren Burschen jetzt für einen ausgepichten Don Juan und Raufbold halten mußten.

Der Abend sank nieder und machte den verwegenen kleinen Leutnant ganz willenlos. Nur vor seinem Oberst hatte er Angst, weil er noch heute das Duell ihm melden mußte.

Der alte, zornige Herr blieb Geza das Donnerwetter auch nicht schuldig, um so weniger, als er im fröhlichsten Pokulieren mit zwei Gutsbesitzern gestört wurde.

„Immer Urlaub nach Wien. Natürlich. Und dann kommt die Bescherung."

Wütend fuchtelte er mit der Serviette durch die Luft.

„War sie wenigstens hübsch?"

Geza flammte auf, fixierte den alten Herrn und schwieg.

„Sie kennen natürlich den Fürsten nicht? Kriegsgeschichte stets Ihr schwächster Teil. Prachtkerl, der alte Karl. — Na, soll mich freuen, wenn Sie heil aus dieser Suppe steigen. Guten Abend!"

Damit kehrte er zum Wein zurück.

Geza aber lief in die laue Frühlingsnacht, bis er auf die Pußta kam. Dort warf er sich ins Gras und schaute in die Sterne.

Im zarten Silberblau eines dämmernden Aprilmorgens geschah es, daß Fürst Karl Eggershausen mit den beiden Locatelli auszog, an Geza von Felteróny Rache zu nehmen. Dumpf polterte der Wagen durch die holprigen Gassen von Debreczin, an Obstgärten vorüber, die in weißer und rosenroter Pracht standen, an Weingärten, wo das erste Grün aus dem Dürrholz schlüpfte. Silberblauer Dunst zitterte in der Ferne, wo die Pußta sich dehnte, wie ein schönes Weib vor dem Erwachen. Nun gings über den Hortobágy, der als Lebensader durch diese Einsamkeit zog.



Briseis.
Bronze von Sigismund Wernekinck.

Die Akazien längs der Landstraße wehten mit ihrem grünen Gefieder in der Morgenluft, die Blüten waren dem Aufbrechen nahe. Die drei Menschen im Wagen aber gedachten, den Tod in diesen Frühling zu tragen.

Fürst Karl zog in die letzte Schlacht seines Lebens, alt und grau, einsam und verbittert. Starr blickte er hinaus in die Ebene, wie ein Wanderer, der ans Ende denkt. Die beiden Locatelli lehnten schlaftrunken in ihren Ecken. Roberto hatte zuviel Ungarwein getrunken und Riccardo zuviel Paprikafleisch verzehrt. So war über allen dreien eine leise Melancholie.

Wie ein letztes Geschenk an Marie-Therese schien dem Greise dieser unsinnige Schritt, das letzte Glied in der Kette seit den Tagen, da er das kleine Mädchen in seiner Equipage aus der Schule abgeholt, weil das der winzigen Eitelkeit schmeichelte. Er hatte ihr viel Freude zu danken und war in ihrer Schuld. Der Glanz ihrer Jugend hatte wie ein freundliches Lämplein in sein Alter geleuchtet und sein Herz rot und warm durchschimmert, wenn er Angst hatte vor dem Schnee, der langsam niedersank. Eigensinniger Trotz legte sich um den festen Mund, daß Nase und Kinn wie Bastionen vorsprangen. Das war der Eggershausen, der bei Montara und Solferino Alt-Österreichs Fahnen hochgehalten und bei Trautenau die Preußen geworfen hatte.

Noch lag die Ebene ohne Glanz, aber um das alte Soldatengesicht wob ein seltsamer Schimmer, der keine Sonne brauchte. Ein Birkenwäldchen schob sich näher. Weiß blitzten die schlanken Stämme, ihr grünes Kleid wehte im Morgenwind, der vor der Sonne herlief, die noch hinter dem Horizonte säumte.

Das junge und das alte Blut sahen sich zum erstenmal im Leben, erstaunt und fast ohne Haß. Aber nun kamen die Brüder Locatelli in Schwung. Schnurstracks liefen sie über die Wiese, den Sekundanten des Gegners entgegen. Geza lächelte wieder. Wie zwei Störche eilten sie dahin, wie Meister Langbein, wenn er auf Frösche jagt.

Der alte, vornehme Mann stand allein unter dem jungen Grün der Birken. Fast beschämt war der arme Geza im

Gedanken, wie groß der heimliche Reichtum gewesen sein mußte, den man ihm geschenkt, wenn dieser stolze Greis darum zu den Waffen griff.

Dr. S. Hirsch, der kleine, dicke Regimentsarzt, hüpfte auf seinen Dackelbeinchen heran und blickte aus treuen Augen den kleinen Leutnant an, der in seiner schlanken Jugend ganz verdonnert dastand und den Kopf gesenkt hielt, wie ein gescholtenes Kind.

„Lachen Sie doch!" flüsterte der kleine Doktor ganz verzweifelt, in der Angst, seine Geschicklichkeit an diesem jungen Blut beweisen zu müssen. Und Geza lachte trotzig und wäre doch am liebsten zum Fürsten hingeeilt und hätte gesagt: ‚Ich war ein dummer Junge. Verzeihen Sie mir!'

Aber schon traten seine Sekundanten heran, der lange, elegante Regimentsadjutant und der behagliche, dicke Rittmeister von Abranyi, der Geza wider Willen an seinen Großonkel Arpad Telehàzy erinnerte in seiner kurzstämmigen Wichtigkeit.

Roberto Locatelli murmelte etwas. Riccardo sprang wieder durchs Gras und machte sehr lange Schritte, weil er im Grunde eine gute Haut war.

Dann drückte irgend jemand Geza eine eiskalte Waffe in die Hand, und der Leutnant von Feltoróny dachte noch einmal blitzschnell an eine verküßte Nacht und dann ganz flüchtig an Rozsa Gutwasser und das rotfellige Kätzchen.

Eggershausen hob die Waffe, und seine Augen blitzten. Zahltag war heute dafür, daß er eigensüchtig sich in Eichswald vergraben, als Marie-Theresens Blut rote Messe hielt.

Und auf Hortobágy, der wundersamen Ebene, flammte ein rotes Fanal. Die Délibáb, die Luftspiegelung, trieb ihr Gaukelspiel mit der Sonne. Ein Feuerhügel wuchs empor, der blitzschnell in eine Feuerpyramide sich zusammenschob.

Der Fürst rückte unmerklich den Arm seitwärts, wie ein alter Taschenspieler, der mit einem Lehrling spielt. Die Sonne leuchtete allzu schön um das blasse Gesicht des Jungen.

Zwei Schüsse krachten. Und Dr. S. Hirsch stieß einen Schrei aus. Dem Leutnant fehlte das linke Ohrläppchen.

Roberto Locatelli beriet mit den Sekundanten. Dann sagte er gemessen: „Ich bitte die Herren, Stellung zu nehmen."

Karl Eggershausen lächelte still. Seine Hand hatte noch die alte Sicherheit. Er wußte, daß keine Macht der Erde Marie-Therese zur Ehe zwingen konnte, wenn er jetzt seine Kraft ausnützte. Aber Marie-Therese hatte diesen Mann geküßt. Und der Junge war so schlank und rank, wie einst Karl Eggershausen, als auch er an Busch und Weg wilde Rosen brach. Da war's mit einem Male, als verstehe Fürst Karl den alten Mayer von Wolfszahn mit seinem Verzeihen und seinem stillen Lächeln, das wie Sonnenglanz im Spätherbst war.

Und jetzt neigte sich die Sonne über Hortobágy zur Seite, wie ein rotes Osterei, und schnürte sich dann zusammen zu einem purpurnen Riesenpilz. Der Fürst lächelte und schoß.

Dr. Hirsch schrie wieder auf und stürzte herbei. Geza stand totenblaß. Nun fehlte auch das rechte Ohrläppchen. Aber diesmal hatte der Regimentsarzt das blutige kleine Ding gefunden und machte sich sofort ans Werk.

Die Brüder Locatelli sahen steif darein. Die grelle Sonne störte sie. Der Rittmeister von Abranyi war gerührt und suchte Geza zu umarmen, doch der geschäftige Arzt wehrte ab.

Langsam schritt Eggershausen über die Wiese, wie ein Großvater, der seinen vorlauten Enkel derb am Ohr gezaust hat. Stumm reichten sie sich die Hände.

Über die Ebene floß das Morgenlicht wie ein goldener Strom.

⌘ ⌘ ⌘

Ins freundliche Gartenzimmer des Leutnants von Feltoróny guckte ein sonnenfroher Maitag, einer von den allerersten, die voll Luft und Duft sind. Die Akazien in Debreczin standen just in erster Blüte, daß ihre Süßigkeit über Stadt und Pußta zitterte. Gezas Haupt war in weiße Binden gehüllt, an denen eben der kleine Dr. S. Hirsch

kunstgerecht hantierte. Dann setzte er sich dem Patienten gegenüber, holte eine billige Zigarre hervor und vermengte deren Duft mit dem der Maiblüte.

„Und was jetzt?"

Der Doktor fuhr mit der Hand über seine große Glatze und blies den Rauch von sich. Geza lächelte ärgerlich: „Ich bin hier scheußlich blamiert! Ich lasse mich versetzen."

„Ganz recht. Nach Wien. Und dort heiraten Sie."

Der Doktor war in derlei Dingen nicht ohne Erfahrung. Er hatte bereits drei nicht hübsche Schwestern, die nichts besaßen, glücklich unter die Haube gebracht. Mit der vierten und letzten Schwester war er zurzeit gerade beschäftigt.

Aber Geza runzelte nur die Stirn unter seinen Bandagen und schwieg sich aus. S. Hirsch ward sehr rot: „Wissen Sie, meine Frau ist auch älter als ich. Das gibt die besten Ehen."

„Sie sind ein braver Kerl, Doktor, trotzdem Sie wie ein Affe auf dem Gaul hocken. Aber ich denke beinahe, sie mag mich gar nicht." Geza schlug mit der Faust auf den Tisch: „Und das ist's ja, was mich so klein und verduckt macht. Da habe ich ihr geschrieben, so ein dutzendmal. Nichts, keine Antwort! Sie mag mich nicht."

Der Arzt und treue Mitwisser von Gezas Liebesleid nickte philosophisch, und in seinen klugen, blauen Augen las der arme Leutnant ein feines Verständnis für sein Herzweh.

„Doktor, nehmen Sie wenigstens eine anständige Zigarre. Dort drüben, bitte! Sie verstinken sonst den ganzen Mai. — Ja, also ich hab' ihr geschrieben, oft und oft. Hab' meine Jugend und allen Unsinn eingepackt, wie altes Spielzeug, und mich angeboten, alles gutzumachen. Sie antwortet nicht einmal. — Bin ich ein schlechter Mensch, Doktor?"

Dr. S. Hirsch wiegte das Haupt hin und her, sog an seiner Zigarre und sprach bedachtsam: „Nein, ich glaube nicht."

„Woher wissen Sie das so bestimmt?"

„Herr Leutnant, sonst hätte Sie der alte Fürst erschossen. Denn er hielt Ihr Leben in der Hand."

„Mitleid also? Pfui Teufel! — Mitleid!"

Und er knickte zusammen in dem bangen Gefühl der Jugend, von der Welt nicht ernst genommen zu werden.

Dr. S. Hirsch legte ihm die Hand aufs Knie. „Ist es Ihnen gar so bitter, daß die Dame schweigt?"

Geza senkte den Blick.

Der Doktor lächelte: „Frauen sind klüger als wir. Wenn ich an meine teure Malwine denke —" Er brach kurz ab: „Sie haben weiter keine Nachrichten aus Wien?"

„Doch!"

Geza zog einen dicken Brief hervor: „Mein Großonkel schreibt da. Er hat mich in jenes Haus eingeführt."

„Darf ich bitten?"

Der Doktor las langsam und lächelte manchmal: „Origineller alter Herr!"

Das Lächeln ward immer häufiger, je weiter er in Herrn Arpads langer Epistel vordrang: „Er weiß also noch nichts von dem Duell?"

„Nein, der Fürst muß auf eigene Faust gehandelt haben."

„Aber lieber Freund, der alte Herr ist ja verliebt in die Dame. Kein Zweifel! Wie er alles dreht und wendet — da steckt Eifersucht drin!"

Dr. S. Hirsch warf sich in die Brust.

„Wir Ärzte sind Seelenkenner. Verlassen Sie sich darauf, Herr Leutnant."

„Ich hätte Onkel Telehäzy doch für vernünftiger gehalten."

„Und wenn nun auch der Fürst —" der Doktor hielt inne und schnupperte den Flieder- und Akazienduft ein, der hereinwehte. „Haben Sie nie bemerkt, wie schwer und süß die Rosen duften, ehe sie sterben?"

Der Leutnant hatte es noch nicht bemerkt. Er sagte nur sehr verlegen: „Es sollten also diese — diese alten Herren alle miteinander verliebt —"

„Pst, pst, so etwas spricht man nicht aus."

Dr. S. Hirsch wog nachdenklich den Brief in der Hand: „Sie müssen sofort antworten."

„Dem Onkel?"

„Nein, Sie schreiben an die Dame."

„Nein."

Der kleine Doktor stand feierlich auf und griff nach einer frischen Zigarre.

„Ja. Sie erzählen von dem Duell."

„Schöne Heldentat das!"

„Und bieten ihr noch einmal das an, worauf dieser alte Hauptmann Trieberger wartet."

„Und wenn —?"

Helle Angst barg sich in dieser Frage.

„Unbesorgt, Herr Leutnant! Die nimmt Sie nicht!"

„Doktor!"

„Nur eine Diagnose. Da war Frühling und Sommer in einer Nacht. Jetzt wird es schnell Herbst, ein schöner, bunter Herbst. Aber in Debreczin ist es Frühling. Und darin sollen Sie bleiben."

Seufzend setzte sich Geza vor seinen Schreibtisch.

Auf dem Nachbardach stolzierte wieder Meister Langbein mit Gattin, sehr majestätisch und sehr in Gedanken, als dächte er an kommende Familiensorgen.

Schamrot begann der kleine Leutnant zu schreiben, eckig und steif. Über seinen Traum hatte das Leben häßliche Asche gestreut, die alle Blüten erstickte. Sein Herz war bang und schwer. Und draußen blühten doch Flieder und Akazien.

Dr. S. Hirsch sah ihm ungeniert über die Schulter: „So geht das nicht, Herr. Nehmen Sie frisches Papier!"

Geza gehorchte und kaute am Federstiel. Der Doktor beobachtete ihn stillschweigend. ‚Wie klug die Frauen sind,' dachte er stillvergnügt.

Nach einer Weile begann er mit seiner fetten Stimme ganz feierlich zu diktieren: „Vor drei Tagen schoß ich mich mit dem Fürsten Eggershausen. Ich kenne meine Schuld und bin bereit zur Sühne —"

Der Leutnant blickte auf, hilflose Verlegenheit in den hübschen, schwarzen Augen, die wie Kinder aus den weißen

Binden hervorguckten. Dr. S. Hirsch grinste boshaft: „Aber, Leutnant, schreiben Sie nur ruhig! Die alten Herren in Wien dulden es ja gar nicht, daß Sie den dummen, süßen Frühling in Debreczin verlassen. Die sind voll Eifersucht und freuen sich schon —"

Er mußte eine kleine Pause machen, weil er plötzlich gerührt ward: „— auf den Urenkel, der ihnen allen gemeinsam gehören wird!"

Da lachte der Leutnant zornig auf und tauchte die Feder ein. Der Doktor diktierte weiter. Und die Lenzsonne beschien sein weises, aber kahles Haupt.

So kam ein Brief aus Debreczin nach Wien, doch er fiel in die Hand Lorenz Triebergers, der Tag für Tag auf den Briefträger lauerte, wie ein Vorposten auf Spione. Aber der Greisentrotz rannte auch da wider eine Mauer.

Ein hartes Nein Marie-Thereses peitschte den Zorn zu roter Glut. Umsonst tobte er gegen diese starre Ruhe, die in ihre eigene Welt blickte, von der wieder Herr Lorenz nichts verstand. Da opferte sein Haß sogar seine Selbstsucht, und er schnitt alle Gewohnheit von sich, wie wuchernde Ranken, und nahm noch seine Grausamkeit für Römertat. Er reinigte sein Haus von der Schande und jagte doch nur das Restchen der Jugend fort, das sein Alter erwärmt und vor dem Stumpfwerden behütet hatte.

Er fragte nicht, was aus Marie-Therese wurde. Grollend verkroch er sich in seinen Haß und, o Wunder, gesundete beinahe daran. Als er keine Sklavin mehr quälen konnte, wichen Gicht und Katarrh von ihm, und er schritt steif und aufrecht durch die Gassen, mit verbissenen Zügen, wie ein Märtyrer, der seines Leibes Gebreste heroisch überwindet. Aber es war anders. Ihm graute jetzt, in seiner toten, stillen Einsamkeit zu toben und zu klagen, weil niemand mehr da war, ihn erschreckt und mitleidig zu trösten. Da faßte er den zornigen Entschluß, gesund zu sein, bloß um der fernen Marie-Therese zu beweisen, daß er ihr ganz bestimmt keine Träne nachweinte. Die alten Freunde mied er, als echter Menschenfeind, der alle

Schuld auf die arge Welt wälzt, statt einmal seine Brillengläser zu besehen und zu finden, daß sie grau und undurchsichtig sind und alle Bilder verzerrt und farblos darin spiegeln. Und während der Frühling allen anderen Geschöpfen Traum oder Lust schenkte, begnügte sich Herr Lorenz mit der Wollust seines Schmerzes, die ihn verstockt und selbstgerecht durch die blühende Welt wandeln ließ.

⌘ ⌘ ⌘

In dem Gartenwinkel von Mayers Wohnhaus in der Nußdorfer Straße, unter der uralten, weitästigen Linde, die eine Rundbank umschloß, saßen in diesen Frühsommertagen zwei seltsame Menschlein, ein schwangeres Weib und ein welker Greis. Aber sie verstanden sich gar wohl miteinander.

Zu Karl Eggershausen war Marie-Therese nicht gegangen, weil in diesen Monaten allzuviel Gestrüpp zwischen ihr und dem alten Fürsten aufgewuchert war, weil in dem kleinen Sommerhause in Döbling halberkaltete Wünsche ihr Obdach boten. Hier aber lebte eine feine Harmonie, die jedes Weh mit Gold umspann. Da versank die Vergangenheit, und vor die Zukunft schoben diese hellen Maitage ihr lustiges Sonnenspiel. Der kleine Dr. Hirsch in Debreczin hatte recht behalten. Marie-Therese dämmerte hinüber in einen klaren, warmen Herbst, der Haß und Bitterkeit nicht kannte. Zwei milde Greisenhände führten sie diesen Weg, zaghaft in ihrer hilflosen Scheu und doch sicher und stark in ihrer goldenen Weisheit, die Welt und Menschen handhabte wie Kinderspiel. Mayer von Wolfszahn wußte zu schweigen, wenn dunkle, bange Schatten sich über seinen müden Gast senkten, und fand frohe Worte, wenn ein zages Lächeln an irgendeiner Kleinigkeit seines absonderlichen Haushaltes erwachte.

In diesem alten, von der Gegenwart vergessenen Hause wohnte armes Volk mit einem Pack Kinder und Sorgen, das für fremdes Leid viel Sinn und Achtung hatte. Zuerst gab es wohl neugierige, halb spöttische Blicke, dann nur mehr vertrauliches Kopfnicken, das gleichsam den neuen Hausgenossen in die Gemeinschaft der Armen aufnahm.

An einem sonnenklaren Nachmittag brachte Mayer

vorsichtig das Gespräch auf den dicken Arpad, der ganz verzweifelt umherlaufe, voll Gewissensqual, daß sein gutgemeinter Brief so schlimme Folgen gezeitigt. Da hob Marie-Therese den Kopf und fragte leise: „Warum kommt er nicht?"

„Er ist eben ein ganz feiger alter Kerl!"

Nach einer Pause setzte er schmunzelnd hinzu: „Übrigens hat er mir ein Geheimnis anvertraut."

„Kann er denn nicht vergessen, daß er an einem Abend mit leeren Händen von mir gegangen ist?"

„Manche tragen ihre Masken noch im Mai. Unser Arpad gehört dazu. Denen läutet erst das Totenglöckchen den Aschermittwoch ein."

Marie-Therese sah in die sinkende Sonne: „Wer trägt an allem die Schuld?"

„Vier alte Esel und ein junges Blut, vier glimmende Aschenhäufchen und eine schlafende Flamme. Darin ist genug Schuld." Und er lachte leise, wie man es in abendlichen Bergwäldern hört, wenn der Wind längst eingeschlafen ist, alle Vögel schweigen und nur die lustigen Waldschrätlein zum Abendschoppen laufen. —

Eines Tages stöberte Marie-Therese in Mayers alten Garderobekästen, wo auch der rote Redoutenhut neben dem alten roten Ballkleid ruhte. Ihre Hand glitt über den knisternden Stoff, und ihre Augen wurden dunkel und trübe. Da verstaubte ihre Jugend, verloren und vertan. Ein leises Frösteln ging sie an und dumpfer Haß gegen ihr Tun.

So fand sie der alte Mayer.

Still griff er nach ihrer Hand und verschloß den Schrank. „Kommen Sie, Kind! Ich habe etwas für Sie!"

Wie ein alter, gütiger Zauberer aus einem Märchen schritt er ihr voran in das Zimmer, wo die ausgestopften Lieblinge von den Wandbrettern sahen und die Papphäuser mit den Fenstern aus grüner Gaze schlafendes Leben umschlossen. Vor einem solchen Puppenhaus blieb Mayer stehen und deutete geheimnisvoll in den grünen Kerker. Er öffnete ein Fenster und ließ Marie-Therese hineinblicken. An der rauhen Pappwand hing mit schlaffen

Flügeln ein eben ausgeschlüpfter Falter wie im Traum, die kleinen Beinchen krampften sich um den Halt, und schüchtern zitterten die Flügel auf und ab. Leuchtend und schön war das kleine Ding, Olivengrün und Weiß, Rosenrot und Schwarz mischten sich in seiner Farbenpracht.

„Der hat heute Geburtstag," murmelte der Greis.

„Und dann?" fragte Marie-Therese leise.

„Flattert er an warmen Sommerabenden um duftende Blüten und saugt alles Süße seiner kleinen Welt in sich. Und wieder über eine Weile taumelt er zu einem Weibchen seiner Art. Das ist dann sein Fasching. Und schließlich weht ihn ein Herbststurm fort, wie welkes Laub. Aber es ist so wunderschön, dies Kommen und Gehen."

Marie-Therese nickte stumm. Ihre Augen hingen an dem Schmetterling, der tastend sich ins Leben fand, und sie verloren alle Schwere und Dunkelheit. Ein warmes Gefühl quoll in ihr empor, ein Sichbesinnen auf nahende Freude, die ihr aus verschleiertem Schicksal wuchs. Sie faltete die Hände über ihrem Leib und wußte nicht, daß sie es tat.

Fürst Eggershausen lebte ein einsames Leben in seinem Sommerhaus auf der Hohen Warte, wo man hinüberblickt zum Kahlengebirge und weiter auf das blausilberne Band der Donau und jenseits auf das Marchfeld. Juni war's. Und alle Rosen blühten, uralte Stöcke darunter, von seltenen Arten, die einst ein lustiger ungarischer Graf gepflanzt, der sich zur Kongreßzeit müde gelebt und dann seine alten Knochen hier an der Rebensonne von Grinzing und Nußdorf gewärmt hatte. Das Quartett der alten Offiziere war schweigsam geworden, zerstreut in alle Winde, und die altgewohnten Stimmen drangen nicht mehr zusammen. Lorenz Trieberger führte seinen Brummbaß einsame Wege, Arpad Teleházy in seiner drolligen Eitelkeit spielte wieder mit östlichen Reisenden in schäbigen Kaffeehäusern, Mayer von Wolfszahn ließ seine eigensinnige Viola in die Einsamkeit Marie-Theresens klingen, und der Primgeiger, Fürst Eggershausen, strich müde den Fidelbogen über ein trauriges, einsames Herz.

Die Scham hielt die alten Gesellen einander fern, und jeder hatte doch Verlangen nach der einstigen trauten Behaglichkeit. Einmal hatte Eggershausen den Hauptmann Trieberger getroffen, aber jeder hatte schnell beiseite und dann eilig dem andern nachgeblickt, wie eine Liebe Bitterkeit und Heimweh zu gleicher Zeit weckt.

Und als der Fürst in stiller Sehnsucht eines Tages die entsetzlichen Kaffeehäuser absuchte, die Major Teleházy mit seiner Gegenwart schmückte, war es nicht viel besser gewesen. Arpad nickte nur trübe mit dem dicken Kopf: „Ja, ja, ja. So ist das nun."

Der Fürst wußte keine Antwort. Nach einer Weile seufzte Herr Arpad: „Wer hat eigentlich die meiste Schuld? Du oder ich?"

Da gaben sie einander schnell die Hand und trennten sich.

Jeder fühlte sich ein wenig lächerlich, und dies Empfinden lag wie Meltau auf ihrer alten Freundschaft.

An manchen Abenden aber wandelte Herr Arpad die Nußdorfer Straße entlang, scheu und zusammengeduckt, wie ein Nachtgänger, und oft erschien um die gleiche Zeit der Fürst, aber dann ging der eine rechts der andere links. Ein kurzer Gruß war alles. Doch die alten Augen wanderten scheu hinüber zu dem winkligen Hause.

Der Juni glitt ins Grab, und der Juli ließ die Rosen satter und schöner blühen, wie Frauen, die sich schminken, ehe ihre Stunde schlägt. Aber auch dieser schwere, süße Duft machte den alten Fürsten nicht jünger und nicht fröhlicher. Eines Abends fand der alte Major seinen Weg in diese Einsamkeit. Einsilbig wanderten die beiden im Garten auf und ab, zwischen den Rosen und den blühenden Linden, um die die ersten Fledermäuse strichen. Da brach der Fürst eine dunkelrote Rose und hielt sie unbeholfen dem Freunde hin. Aber kein Wort fiel zwischen ihnen. Mayer lächelte und wog die Rose in der Hand. Alt und welk standen sie einander gegenüber. Voll und süß umhauchte sie der Duft des Hochsommers. Da fielen die Masken. Sie lächelten beide, wie in stiller Erwartung, als sähen sie eine frohe Hoffnung näherkommen.

✠ ✠ ✠

Langsam kam alles ins Reifen, Laub und Blüten sanken herab, und nur die Frucht blieb. Die ersten Nebel strichen übers Land. Auch die alte Linde in der Nußdorfer Straße warf ihr Gold auf den Kies, als Geburtstagsgeschenk für ein neues, gar wunderliches Wesen in Mayers Arche Noah. Der spanische Hahn hielt im Krähen inne, als der erste Konkurrenzschrei zu ihm drang, die schwarze Katze fuhr aufgeregt die Treppen auf und nieder, nur der Bulldogg bewahrte seine angelsächsische Ruhe. Aber auch er war mißtrauisch geworden und verdoppelte seine Wachsamkeit, weil jetzt in den Abendstunden so oft drei alte Herren in höchst verdächtiger Weise die Straße auf und ab spazierten und einer gar heimtückisch mit seinem derben Stock nach dem treuen Wächter zielte, als dieser den eisgrauen Wanderer etwas näher beschnuppern wollte. Mit zornigem Knurren nahm der Hund den Mann an. Da griff eine Faust in des Bulldoggs Halsband und riß den ergrimmten Trabanten zurück. Mit gesträubtem Fell beobachtete Old England den Feind.

Mayer von Wolfszahn aber sagte ganz leise: „Du bist Urgroßvater, Lorenz. Es ist ein Bub!"

Die beiden anderen einsamen Wanderer kamen langsam näher, einer von links, einer von rechts, blieben unschlüssig stehen und machten lange Hälse.

Wie Kirchenglocken läuteten ihnen Mayers Worte ins Ohr. Stumm drückten sie ihm die Hand, wackelten mit den alten Köpfen und blickten still zu dem einsamen Häuschen empor. Dann schritten sie miteinander davon. Ein Lächeln ging mit ihnen und saß süß und froh auf ihren welken Lippen. Der alte Mann mit dem Stock stieß seine Waffe klirrend auf das Pflaster und knurrte: „Pfui Teufel!" Aber sein Schritt war schwer und stockend, als er sich auf den Heimweg machte.

Mayer schaute ihm nach: „Du alter Esel!"

❀ ❀ ❀

Drei Wochen später stieg Major Arpad Telcházy würdevoll die Treppe empor, den Überrock hatte er aufgeknöpft, weil sein altes Herz allzurasch klopfte und den Atem knapp machte. So erblickte man die zartgraue

Samtweste, zu der die lichtgrüne Krawatte so trefflich paßte, ein tadellos gebürsteter Gehrock umspannte die behäbige Rundung, die nicht einmal der Schmerz der letzten Monate geschmälert hatte. Der schwarzgefärbte und steifaufgewichste Schnurrbart war martialisch und jugendlich wie stets, genau so kühn und herausfordernd wie fast vor einem Jahr, als Herr Arpad diese selbe Treppe emporgeklettert und Mayer zum Silvesterabend abgeholt hatte. Aber das bunte Schicksal, das zwischen diesen beiden Besuchen lag, machte Arpad das Herz schwer und den Atem kurz. In den Falten des fetten Antlitzes mit den vielen roten Äderchen barg sich beinahe schamhaft ein vergnügtes Schmunzeln, und wem Gott dies Schmunzeln schenkt, den hat er recht innig lieb.

Der alte, zahnlose Diener öffnete, rechts und links flankiert von Bulldogg und Katze, die himmelblaue Schleifen trugen, und wies den Major in das stille Zimmer, wo ausgestopftes Getier und Puppenhäuser Tod und Leben zur Harmonie banden. Auf dem Mitteltisch aber stand heute der Käfig mit dem Affen, der zur Feier des Tages ein rotes Röckchen trug. Das kleine Untier grinste vergnügt und streckte verlangend die zierliche braune Hand durch das Gitter. Aber der Radetzkyhusar hatte keinen Zucker bei sich und beachtete den kleinen Bettler gar nicht, ja, er empfand sogar dessen zudringliche Freundlichkeit als unzarte Anspielung. Und plötzlich zog er verstohlen einen Spiegel hervor und betrachtete sein Konterfei.

„Bin ich wirklich so ein dummer Affe?“ murmelte er verdutzt und duckte sich dann ganz scheu zusammen wie ein Häufchen Unglück.

Der Affe schw .tzte vor sich hin und lärmte in seinem Käfig, und Arpad ballte die Faust gegen ihn.

Da ging die Tür, hoch und schlank trat Fürst Eggershausen ins Zimmer. Arpad streckte ihm beide Hände entgegen, dann ließ er sie verlegen wieder sinken und starrte zu Boden. Karl Eggershausen zwirbelte nervös den weißen Schnurrbart und kniff die Augen ein. So rann ein Weilchen hin. Dann hoben sie beide den Kopf, ihre Blicke kreuzten sich, verlegen und zag, und wollten aneinander

vorbei, wie die alten Herren selbst in den letzten Monaten, aber plötzlich traf Aug' auf Auge. Und ein leises Lachen zitterte durchs Zimmer. Dann schüttelten sie sich energisch die Hände.

Jäh zuckten sie zusammen, als ein Schrei ins Zimmer drang, ein ganz dummer, heller, vergnügter Schrei.

„Hast du gehört, Arpad?"

„Ob der liebe Kleine nur nicht krank ist, Karl?"

„Ach, Unsinn!"

Schritte knarrten näher, es hustete hinter der Tür, und herein schritt steif und aufrecht der Hauptmann Trieberger, voll Zorn, daß er nicht als Erster kam. Er nickte kurz und trat ans Fenster. Sein schöner, schneeweißer Kaiserbart zitterte heftig auf und nieder, so sehr wurmte es ihn, daß fremdes Volk sich hier vordrängte, und sein Grimm ließ ihn von Zeit zu Zeit wütende Blicke nach den zwei Genossen werfen, die doch an dem ganzen Elend Schuld trugen.

Wieder erklang das fröhliche Quieken. Und Lorenz Trieberger horchte auf. Es rieselte ihm ganz sonderbar über den Rücken, aber erbittert ballte er die Hände, die zu zittern begannen, in trotzige Fäuste. Er war kein altes Weib, wie diese zwei Jammerkerle, die mit gerührten, urfidelen Gesichtern dasaßen, wie Buben vor dem Weihnachtsbaum. Wort blieb Wort. Er ging keinen Schritt zurück. Aber gekommen war er. Sie sollten nicht sagen, er habe sich nicht hierhergewagt. Und schließlich war der Balg sein Urenkel und ging die andern gar nichts an. Vielleicht war es notwendig, diese Tatsache einmal ins rechte Licht zu setzen. Ob der Junge wohl diesem verfluchten Zigeuner ähnlich sah? Herr Lorenz blies diese kleine Neugierde rauh von sich und fragte höhnisch: „Welche Affenposse läßt uns heute der verrückte Mayer spielen? He?"

Doch er bekam keine Antwort. Arpad tändelte liebevoll mit dem Äffchen. Und der Fürst hatte die Arme verschränkt und blickte starr vor sich hin, als ringe er mit einem Entschluß.

Mißtrauisch schielte Herr Lorenz nach den beiden hin

und kam sich mit einem Male sehr überflüssig vor. Natürlich, er war stets das fünfte Rad am Wagen. Der Zorn schoß ihm zu Kopf, und er stampfte grimmig mit dem Fuß.

In diesem Augenblick riß der alte Diener die Doppeltür auf. Und da stand Mayer von Wolfszahn mit einem jungen Geistlichen, der verlegen lächelte. Als Trieberger dem Kooperator vorgestellt wurde, nickte dieser vertraulich: „Ich weiß, der Urgroßvater."

„Nein," sagte Herr Lorenz finster und wandte sich ab.

Und dann trat Marie-Therese ins Zimmer, schön und glücklich, reif wie der Herbst da draußen, der tausendfältige Frucht gab. Herr Arpad lief ihr entgegen, in der Hast seines guten alten Herzens, und beugte sein dickes Haupt über ihre Hand. Fürst Karl war ein wenig blaß, aber er wahrte seine Würde und plauderte leichthin, als käme Marie-Therese von einer langen Reise zurück und als läge gar nichts dazwischen.

Marie-Therese aber suchte Herrn Lorenz. Der hielt sich steif im Hintergrund und sah an ihr vorbei. Er hatte Charakter und haßte faule Kompromisse. Sie wollte auf ihn zu, doch sie besann sich anders. Ihre Lippen wurden streng und stolz, und sie drückte den Kopf in den Nacken.

Nun kam das winzige Geschöpf im Arm seiner Wärterin, dick und rund in der Morgenseligkeit seines Erdendaseins. Arpad und Fürst Karl beugten sich über die kleine Kreatur in der Neugierde alter Menschen, die von einem Ende zum andern blicken. Herr Arpad suchte ängstlich Familienzüge. Das kecke Näslein stimmte leider, aber sonst war der junge Herr das Ebenbild seiner Mama. Der Fürst lächelte und richtete sich stolz auf.

Auch Herr Lorenz tappte zögernd heran, einen Schritt vor und einen zurück. Mit schief vorgestrecktem Kopf, den dicken Hornkneifer auf der Nase, beguckte er mißvergnügt das Zwerglein, das mit großen, dunkelbraunen Augen die neue Welt besah. Mit einem Ruck zog sich der Hauptmann wieder in den Hintergrund zurück. Er atmete schwer und fixierte grimmig den jungen Geistlichen, der ihn so taktlos als Urgroßvater begrüßt hatte. Aber sein Grimm war linkisch und zag, und er staunte bloß, daß er

kein Donnerwetter in diese sündhafte Freude schmettern konnte. Mit eingekniffenen Augen schielte er nach seiner Enkelin, die aufrecht und froh neben ihrem Kinde stand, in einer ruhigen Klarheit, wie der Oktobertag vor den Fenstern. Dem Hauptmann Lorenz Trieberger geriet alles ins Wanken. Daß eine Mutterschaft ohne Ring am Finger so stille Würde schenken konnte, begriff er nicht. Ingrimmig vor sich hinmurmelnd, schlich er ins andere Zimmer, wo der Affe im Käfig auf- und niederkletterte. Mit faltigem Antlitz und mit erloschenen Augen stierte Herr Lorenz das kleine, braune Scheusal an. Und mit einem Male schien ihm, als sei ihm von Gott einst der irdische Leibrock allzu eng angemessen worden, als wachse plötzlich etwas in ihm, das sich an harten Schranken wund stieß. Das ganze Exerzierreglement von irdischen Grundsätzen und Schrullen, das ihn zeitlebens beschwert, glitt ihm aus der Tasche, und er bückte sich nicht einmal danach. Nur das Gesicht verzog er recht schmerzlich, daß ja keiner merken sollte, wie in sein altes baufälliges Haus ein Sonnenblick gefallen war. Und plötzlich stand er ruckweise auf und steckte seine gichtknotige Hand in den Käfig. Unbeholfen liebkoste er den kleinen Affen, der ganz still saß und schlau und behaglich vor sich hingrinste. So ward Herr Lorenz seine kleine Weichheit los und konnte nun wieder als gekränkter Ehrenmann barsch und unfreundlich in die leise Freude der andern hineintappen.

Der junge Geistliche stand gerade vor dem winzigen Geschöpf, murmelte seine Gebete und wusch die Sünde der Urväter von ihm. Das behagte dem Zwerglein. Es strampelte mit Hand und Fuß und quiekte vergnügt, haschte auch nach dem Kännlein, das der junge Mensch im schwarzen Rock über ihm schwang.

Und jetzt kam die Frage: „Wie nenne ich ihn?"

Ein halb verlegener, halb aufmunternder Blick flog hinüber zur jungen Mutter. Marie-Therese stammelte in ihrer Armut: „Ferdinand" und wies auf den alten Mayer, der ihr zum Dank sein zahnloses Lächeln gab.

„Arpad!" schrie mit Donnerstimme der kleine Major Teleházy und blickte den Kooperator drohend an.



Holländerin.

Gemälde von Josse Goossens.

„Karl," murmelte der Fürst und legte die Hand vor die Augen.

Marie-Therese aber weinte, als diese verschüchterte Liebe der drei Greise zu ihr kam.

Plötzlich fragte der Hauptmann Trieberger mit rauher Stimme: „Kann dieses Sündenkind auch einen vierten Namen erhalten?"

Der junge Priester verneigte sich leicht: „Gewiß."

„Also: Lorenz," knurrte ein drohender Baß.

Und so taufte man das Sündenkind Ferdinand Arpad Karl Lorenz.

Dann wickelte man den Helden des Tages wieder fest, und seine Mutter trug ihn fort.

Im Nebenzimmer schrieb der Priester den Taufschein. Vier alte Köpfe guckten ihm dabei zu. Und als er zu dem Familiennamen des Kleinen kam, legte Mayer von Wolfszahn ihm die welke Hand auf den Arm: „Die Welt ist arg, und so denke ich —"

Major Teleházy fiel ihm ins Wort: „Das ist meine Sache." Und er keuchte vor Erregung.

Der Geistliche legte die Feder hin und sagte mit feinem Lächeln: „Es kann aber nur einer sein."

Eggershausen sagte leise: „Dann bin ich es. Er soll den Namen Eggershausen tragen."

Der Priester fragte bedächtig: „Also Adoption?" Fröhlich nickte der Fürst. So schrieb der Kooperator die vier Vornamen und ließ den Platz für den Adoptionsnamen vorläufig frei.

Herr Lorenz drängte sich herbei: „Mich hat man natürlich gar nicht gefragt." Und der rote Zorn lief ihm über das pergamentene Antlitz.

Mayer und Teleházy standen. Hand in Hand mit dem Fürsten, wie drei Verschworene. Sie konnten nicht sprechen.

So fand sie Marie-Therese. Der Priester reichte ihr den Taufschein: „Der Fürst will adoptieren." Eggershausen machte sich frei und kam ihr entgegen.

Zwischen ihnen lag der Goldglanz des scheidenden Tages, wie ein großes Licht der Freude. Keiner sprach. Aber die heilige Stille hatte viele Worte.

Dann lächelte Fürst Karl: „So hab' ich mir doch ein Stück Jugend erbettelt. Ihr Bub, Marie-Therese, soll mein Sohn sein."

Die drei andern hielten sich im Hintergrund, alt und müde und doch mit einemmal reich und sonnig. Ihre Herzen klangen leise wie die Abendglocken, die diesen Tag voll Freude und Sonne zur Ruhe brachten.

Da zerriß ein heller Kinderschrei die silberne Stille.

Ein Lächeln huschte über die vier alten Köpfe, ein vergnügtes Schmunzeln, wie es Gottvater haben mag, wenn er sein Tagewerk beschaut und findet, daß es gut ist.

Verjüngung.

Der Fluß kommt grün dahergezogen,
Die Wasser haben sich verjüngt, und kühn
Springt jetzt der Wellenstrom. Es klingt
Die Wasserstraße unterm Brückenbogen
Und eilt durchs Frühlingsland, das nasse,
Gleichwie ein Sänger mit beherztem Basse.

Auch sagte heut im ewigjungen Haare
Mir die Geliebte, daß die Luft gesprungen
Ins Zimmer käm', als hätt' sie sechzehn
Jahre.

Und rund ums Haus spricht bunt mit neuen
Zungen
Das Licht schon schneller auf die Menschen
ein,
Und jede Stund', die sich jetzt heller mehrt,
Die wird zum siebenfarbigen Heiligenschein,
Der mir die Liebste täglich jung verklärt.

Max Dauthendey.

Teestunden im alten Berlin.

Von Ernst Heilborn.

Es ist um das Jahr 1750 im alten Berlin. Beim Herrn Bakkalaureus Christian Friedrich Grunow, wohnhaft in der Klosterschule, an der er tätig ist, hat sich Herr Bethmann nebst Schwester zum Besuch angemeldet. Es ist Mittagszeit, und man geht zu Tisch. Es gibt: 1. Eine potage von Hühnern, Kalbfleisch, Wurzeln und einer guten Brühe. 2. Ein Gericht Weißkohl mit einer in Butter gebratenen Wurst. 3. Ein schönes Gericht Fische mit einer Weinbrühe und Zitronen. 4. Geschmortes oder mürbe gebratenes Fleisch. 5. Eine Butterbrezel mit Zitronen und Rosinen. 6. Butter, Käse, Bier und angenehmen Aquavit: „Sie wollten Wein holen lassen, allein wir protestierten darwider.“ Nach Tisch stand man herum, dann führte der Herr Bakkalaureus seine Gäste in den Krautschen Garten, nachher zu Schwager Schütze, dem Materialwarenhändler, der alsbald mit Ruppiner Bier, gutem Käse und frischen Semmeln aufwartete, so daß der Tag bekömmlich beschlossen werden konnte. Es war das die typische Art bürgerlicher Geselligkeit in der preußischen Residenz um die Mitte des 18. Jahrhunderts und steht so in Ernst Consentius' reizvollem Buch „Alt-Berlin“ zu lesen. Problematisch war nichts daran, als nur der kleine Umstand, wie es der Herr Bakkalaureus und seinesgleichen möglich machten, mit denkbar kleinsten Einkünften die denkbar größten Schüsseln auf den Tisch zu zaubern. —

Fünfzig Jahre sind darüber vergangen, man schreibt den 8. Februar des Jahres 1802. Aus dem Zentrum Berlins hat sich die Szene westwärts in die Jägerstraße verlegt. Erstaunlicherweise ist heute in der „Roten“ Stube gedeckt, und es steht da der zierliche Tisch mit zwei Sardellensalaten und Pflaumen- und Artischockenkom-

potten symmetrisch besetzt. Man geht zur Tafel, und an die Suppe schließt sich „zittrendes" Rindfleisch mit Austernsauce, die Kompotte, ein gebratener Hahn, die mit einiger feierlichen Umständlichkeit besorgte Torte — alles eine Überraschung von „Mama". So feiert die Familie die erste Wiederkehr des Hochzeitstages der ältesten Schwester, woran, außer „Mama", eben niemand gedacht hat — und damit scheint das Geselligkeitsbild mit seinem Stilleben von Schüsseln ganz das nämliche geblieben zu sein, wie vor fünfzig Jahren, wie in der Dienstwohnung des Bakkalaureus Christian Friedrich Grunow. Und doch ist alles von Grund aus anders geworden! Denn es war ja nur eine Ausnahme, daß heute in der „Roten" Stube gedeckt war. In der Roten Stube stand sonst der — Teetisch. Auch ist die, welche von dieser häuslichen Feier erzählt — Rahel Levin. Oder vielmehr, da sie damals schon getauft war: Rahel Robert. Frau v. Varnhagen zu werden, stand ihr noch bevor.

Jägerstraße, der Seehandlung gegenüber.

Wer ist die Treppe im Hause der Jägerstraße nicht heraufgestiegen! Die Träger hoher Namen, wie der Fürst von Ligne, der Fürst Reuß, die Herren v. Brinckmann und v. Burgsdorf. Von Tegel kamen die beiden Brüder Humboldt hinüber, gleichsam Vermittler zwischen Weimar und Berlin, gleichsam Repräsentanten der klassischen Literatur. Es fand sich aber auch die junge Romantik hier ein, die beiden Schlegel, die beiden Tieck, der Dichter und der Bildhauer, Gentz — ein eigenes und nicht das harmloseste Kapitel bedeutend — Hegel, Heine. Zu Rahel lenkte auch Schleiermacher seine Schritte. Fand er sie in größerer Gesellschaft, so machte ihm das nichts. Er setzte sich neben sie und vertiefte sich nur mit ihr in die Unterhaltung und schaltete die anderen aus. Von ihrem Landgut herüber kam wohl auch die Gattin des Dichters Fouqué, den Besuch zu erwidern; sie gab sich freundlich, denn von Eifersucht auf ihren Gatten konnte und durfte nicht die Rede sein; nur hielt sie die Schultern etwas steif.

In Rahels Roter Stube fand sich Prinz Louis Ferdi-

nand ein. Er kam häufig. Er nannte sie „Kleine", „Levi" oder „Rahel" oder „Mlle. Levi" vor den Leuten. Sie ihn: „Gnädiger Herr" und „Königliche Hoheit". Versuchte er etwas zu komponieren, so mußte sie bei ihm sitzen. Spielte man Karten, so zog er sie zu sich heran. Einmal brachte er das Gespräch auf Goethe. Er ließ sich hart aus und dozierte, wie schlecht „Egmont" sei. Wie Goethe einen Helden so habe schildern können! In einer miserablen Liebschaft mit solchem Klärchen! Dazu sagte Rahel nichts. Sie schwieg. Das war ihre Art, die Wahrheit zu zeigen.

Am Fenster der Roten Stube stand Jean Paul neben Rahel. Sie sagte: „Ich begreife es gar nicht; ich reise in acht Tagen; und seit ich meiner Reise (nach Paris) gewiß bin, werden mir all die bekanntesten Gegenstände fremd; ich erkenne die Ecke drüben nicht mehr; sie ist mir wie die fremdeste Straße." Er war gleich ihr in sich gekehrt und meinte mit einem Kopfschütteln: „Das ist eine große Phantasie! Sie haben eine große Phantasie!"

Wahrscheinlich war es in derselben Roten Stube. Rahel sprach ihrem jungen Freunde Heinrich Heine von einer neu aufgetauchten literarischen Erscheinung, dem Doktor Börne. Sie sagte: „Börne kann nicht schreiben, ebensowenig wie ich oder Jean Paul." Das war ihre Empfehlung. Es spielte aber dabei das Lächeln um ihre Lippen, meint Heine, „jenes wohlbekannte, rätselhaft wehmütige, vernunftvoll mystische Lächeln," das der skeptischen Empfehlung Gewicht gab.

Es muß ein eigener, feiner, sinnlicher Reiz von Rahels Unterhaltung ausgegangen sein. Dazu diese Verbindung von sehr tiefem Ernst und Scherz. Sie hatte Lebenswahrheiten zu verteidigen — ihr religiöses Empfinden, *ihren* Goethe, ihr soziales Mitgefühl — und tat es mit Eifer und Leidenschaft. Sie hatte daneben die Fähigkeit des leicht und prickelnd dahingleitenden Gesprächs, den jüdischen Esprit. Varnhagen hat ein paar ihrer Aussprüche notiert. Von Talleyrand war gesagt worden, er sei gar nicht böse. „Je le crois bien," meinte Rahel, „il n'a pas besoin d'être méchant, la nature l'a été pour lui."

Es wurde viel und gern bei Rahel vorgelesen. Einem Rezitator, der sich bekannt gegeben hatte, rückte man für einen Nachmittag Sessel und Tisch zurecht. In die Stille der Zeit, zwischen die Fridericianischen und die Napoleonischen Kriege trat die Veröffentlichung Goethescher Werke als großes Tagesereignis. Sie wurden begeistert diskutiert — in Rahels Roter Stube wurde recht eigentlich der Altar der Goetheverehrung errichtet — aber eine Rezension von Wilhelm v. Humboldt etwa oder Friedrich Schlegel wurde mit nicht minderer Leidenschaftlichkeit erörtert. Musik, wenn einem der Sinn darnach stand, Kartenspiele gelegentlich — warum nicht? Alles zwanglos.

Man war nicht an Zeit oder Stunde gebunden. Das Theater war früh, gegen neun Uhr, aus: Tieck liebte es, nachher noch bei Rahel vorzusprechen, um sich über die Eindrücke des Abends auszulassen. Schleiermacher suchte sich seinen Weg durch die dunklen Berliner Straßen wie zu seiner Freundin Henriette Herz, so auch zu Rahel mit der kleinen Laterne. Wie es sich eben fügen mochte, ungebeten stellte man sich ein und war willkommen. Und dann erschien Karoline und brachte den Tee.

⌘ ⌘ ⌘

E. T. A. Hoffmann hat im Eingang der „Serapionsbrüder" einen Klub in einer kleinen Stadt geschildert, der durchaus wie ein Staat organisiert war: ein König, Minister, Staatsräte u. dgl. Die einzige Tendenz aber, der ganze Zweck dieser Gesellschaft war — gut zu essen und noch besser zu trinken. „So berichtet der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, daß in einer entfernteren Handlung der Stadt vorzüglicher Rheinwein angekommen. Sogleich wird eine Sendung dorthin beschlossen. Männer von vorzüglichem Talent, d. h. mit auserlesener Weinzunge, werden gewählt; sie erhalten weitläufige Instruktionen, und der Minister der Finanzen weiset einen außerordentlichen Fonds an, die Kosten der Gesandtschaft zu bestreiten." Sonderlich historisch mag dieser Bericht nicht sein, die skurrilen Humore des Philisterhasses haben sicherlich mitgeholfen, ihn herzustellen; im wesentlichen trifft er völlig das, was vordem Berliner Geselligkeit bedeutet hatte: gut Essen.

Und nun: der Tee. Ist es nicht, als hätte das leicht herstellbare, an keinen festen Sitz fesselnde Getränk als solches erst die leichtere Art geselligen Verkehrs ermöglicht, dessen Seele in Berlin die Rahel wurde? Scheint die Vermischung verschiedenartigster gesellschaftlicher Elemente sich nicht zwangloser zu verwirklichen mit der Teetasse in der Hand, als vor dem breiten Suppenteller? Auch war die kleine Anzahl derer, die sich zusammenfanden, das unaufgeforderte Kommen, das ungehinderte Gehen ein Wesentliches dieses Verkehrs. Das Wort galt; für die Zutaten trug niemand als die alte (damals noch junge) Karoline Sorge.

Hoffmann selbst freilich appellierte für seine Person, sollten die heiligen Salamander erglühen, von der Teekanne an die dampfende Punschterrine. Er hat das Rezept dazu hinterlassen, vom angezündeten Arrak, in den der schmelzende Zucker hineinträufelt: eine Feuerzangen-Bowle heißt man es heute. Aber auch der solide Berliner Bürger wollte von dem ästhetischen Getränk nichts wissen. Er hielt sich nach wie vor zum materiellen Bekenntnis des weiland Bakkalaureus Christian Friedrich Grunow. Noch in den fünfziger Jahren tönt aus der Berliner Posse das Couplet:

„Bei Hofrats wird sehr fein zum Tee
Man invitiert: U. A. w. g.,
Man denkt sogleich, das heißt:
Und abends wird gespeist.
Doch Täuschungsjammer, denn es gibt
Nur Butterbemmekens ingestippt
In heißes Wasser und Peccosaft:
Das heißt Berliner Gastfreundschaft."

Es waren die Jugendtage des „Tees", die in dem Hause der Jägerstraße, schräg gegenüber der Seehandlung, begangen wurden; wenigstens für Berlin. Bald genug wuchs er sich aus und nahm ein anderes Ansehen an. Er kam zu Würden. Er wurde eine gesellschaftliche Institution. Er setzte sich selbst auf die Nachmittagsstunde fest und hieß die vielen Stühle zu seiner Ankunft zurechtrücken. Bereits

im Jahre 1828 seufzte Frau v. Varnhagen: „Ich habe übermorgen zweiunddreißig Personen zum Tee; und heute schon Domestiken, möchte ich sagen."

Rahel selbst verlor in dem Maße, in dem ihr Salon an Besuchern zahlenmäßig gewann. Sie war die „Einzige", doch nur immer dem einen oder andern gegenüber. Mit Jean Paul ans Fenster tretend, oder dem Prinzen Louis Ferdinand aufs Notenpapier blickend. Zwar hat sie selbst das Recht auf neue Freunde mit ihrem Lächeln, diesem schmerzlichen Lächeln, betont, indem sie den Logauschen Vers:

„Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt für Früchte Blumen handeln,"

dahin ergänzte:

„Kein andrer kann mein Tun ermessen
Ich liebe Riechen mehr als Essen,"

aber es scheint doch kein Zweifel zu sein: auch das gesellschaftliche Talent wurde zur Routine. Auch bei ihr. Schon aus dem Jahre 1797 schreibt Wilhelm v. Humboldt: „Ich habe noch nicht ein einziges Mal, auch vormittags nicht, die ‚Kleine' allein gefunden, und in Gesellschaft sind die Seiten, die wir nie an ihr liebten, das laute und weniger feine Wesen bei weitem ärger geworden."

⌘ ⌘ ⌘

Im Königlichen Schloß zu Berlin hatte im letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts der Kastellan, der Herr Hofrat Bauer gewohnt. Verständige Leute waren bei ihm aus- und eingegangen, und da man schöngeistige Interessen hatte und hinter der aufkommenden Bildung nicht zurückstehen wollte, griff man bei solchem Zusammensein zu einem Buch, las daraus vor, erörterte auch nachher recht eindringlich, was vorgetragen worden war. Wenigstens zur Winterszeit, wenn die langen Nachmittage nach der frühen Lampe riefen; an schönen Sommertagen spielte man draußen im Bauerschen Garten vor der Stadt gesellige Spiele. Die daran teilnahmen, waren Engel und Ramler, Moritz und Marcus Herz nebst der jungen und schönen Gattin, sowie die damals noch blutjungen

Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt. Wie gesagt, zum großen Teil sehr verständige Leute und aufgeklärt, und es konnte nicht Wunder nehmen, daß der wackere Arzt Marcus Herz gelegentlich seiner Frau einen Passus aus den eben erschienenen Fragmenten des Novalis vorlas und meinte: „Verstehst du das?“ um alsbald hinzuzufügen: „Das wird das Männchen wohl selber nicht verstanden haben.“ Las man doch, um sich zu bilden, und nahm man es doch ernsthaft mit dem „feinen Geschmack“. Die junge Berliner Geselligkeit hatte das Erbe der „Aufklärung“ anzutreten.

Und anderseits. Im ausgehenden 18. Jahrhundert hatte sich ein „Tugendbund“ gebildet. Mitglieder dieses Bundes waren Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dachröden, seine spätere Frau; Henriette Herz, Dorothea Veit, Karoline von Beulwitz, Schillers spätere Schwägerin, Karl von Laroche — zum Teil also dieselben Menschen, die an Winternachmittagen sich zum Lesekränzchen beim Hofrat und Kastellan Bauer einzufinden pflegten und gern zuhörten, wenn kluge Männer sprachen. Hier aber waren die Jungen unter sich, und recht aus dem Bedürfnis ihrer ahnenden Seelen war der „Tugendbund“ erwachsen. Man brauchte für des Herzens zärtlichste Empfindungen eine „Gemeinde“. Schwärmerische Freundschaft einte die Bundesglieder, Seelenenthüllung war Zweck und Pflicht, man nahte einander mit dem brüderlichen „Du“ und mit dem priesterlichen Kuß. Es fehlte nicht an allerlei Gefühlsirrungen, denen man sich „blutenden Herzens“ ach so gern, ganz im Sinne der Romantik hingab: die selbst noch ganz junge Romantik brachte ihr Patengeschenk der Berliner Geselligkeit.

Man zehrte von den Früchten der Aufklärung, man schmückte sich mit den Blüten der jungen Romantik: die Vereinigung des Widersprechenden gab dem Berliner literarischen Tee seine kecke Physiognomie.

Das war in der Neuen Friedrichstraße gewesen, kurz vor, aber auch noch nach dem Tode des wackeren Arztes Marcus Herz. Um Henriette Herz, seine kluge und etwas majestätisch schöne Gattin, später Witwe, hatten sich die

Besucher gesammelt. Von dem hier beinahe heimischen Schleiermacher ganz zu geschweigen — recht regelmäßig stellten sich Brinckmann, Graf Christian Bernstorff, Ancillon, Gentz, Leuchsenring hier ein. Die Humboldts tauchten gelegentlich auf. Dorothea Veit und Rahel Levin durften nicht fehlen. In den Herzschen „Salon" hatte man das gute alte Bauersche Lesekränzchen übernommen, aber es hatte, zumal nach Herz' Tod, ein anderes Gesicht bekommen.

Bei Henriette Herz hatte Friedrich Schlegel Dorothea Veit, bei ihr Varnhagen Rahel kennen gelernt: die Herzsche Geselligkeit war gleichsam der Vorhof zu Rahels Roter Stube gewesen.

Aus der Vereinigung der Widersprüche war die Berliner Geselligkeit entstanden. Auch in sozialer Beziehung. Die Träger aristokratischer Namen mußten sich im Hause von Jüdinnen zusammenfinden: noch war das eigentliche Bürgertum zu geistiger Kultur nicht recht erwacht; hier aber hatten die literarischen Anregungen rasch gezündet, hier hatte man aus Goethe ein Lebensideal geschöpft; die sichere gesellschaftliche Führung des Adels, Tradition, Erziehung suchten hier neuen Inhalt und brachten ihrerseits die gute, alte Form.

Am 15. März 1815 gab der Staatskanzler v. Hardenberg in Wien ein Diner von zweiunddreißig Personen. Es saß da die Rahel zwischen dem Staatskanzler und dem Minister Bülow, ihr schräg gegenüber Humboldt neben Varnhagen. „Jahn, auf den ich so neugierig war, war mit krottierten Stiefeln, Mütze und ohne Halstuch da, im alten Überrock." Weiter kann Ungezwungenheit füglich nicht getrieben werden. Es war auch hier das Chaos — Mutter aller Dinge.

Vielleicht aber ist wahre Geselligkeit immer in einer Mischung verschiedenartiger Elemente? In einem Vergessen des Trennenden, in einem Sichbesinnen auf das Einigende?

Leipziger Straße 3.

„Der Geheime Rat Röderlein ist ein reicher Mann; er führt bei seinen vierteljährigen Diners die schönsten

Weine, die feinsten Speisen, alles ist auf dem elegantesten Fuße eingerichtet, und wer sich bei seinen Tees nicht himmlisch amüsiert, hat keinen Ton, keinen Geist, und vornehmlich keinen Sinn für die Kunst. Auf diese ist es nämlich auch abgesehen; neben dem Tee, Punsch, Wein, Gefrorenen usw. wird auch immer etwas Musik präsentiert, die von der schönen Welt ganz gemütlich, so wie jenes, eingenommen wird... Der jüngere Teil der Gesellschaft schießt auf die Fräuleins Röderlein zu; es entsteht ein Tumult, in dem man die Worte unterscheidet: Schönes Fräulein, versagen Sie uns nicht den Genuß Ihres himmlischen Talents — o, singe etwas, meine Gute — nicht möglich — Katarrh — der letzte Ball — nichts eingeübt — — o, bitte, bitte — wir flehen usw. Gottlieb hat unterdessen den Flügel geöffnet und das Pult mit dem wohlbekannten Notenbuche beschwert. Vom Spieltisch herüber ruft die gnädige Mama: chantez donc, mes enfants." — So E. T. A. Hoffmann, der vom musikalischen Tee nichts wissen wollte; der Musiker unter den Romantikern, der im Namen seiner Kunst die Gesellschaftsphilister zu Paaren trieb.

Sehr echt mutet das Bild noch heute an, das er zeichnet; es sollte aber auch eine andere, bessere und schöne Wirklichkeit erstehen.

Zu den Besuchern der Henriette Herz hatte auch der Stadtrat Mendelssohn gehört. Derselbe, der mit einem bitteren Scherzwort von sich zu sagen pflegte: Erst sei er immer der Sohn seines Vaters gewesen, nun sei er der Vater seines Sohnes geworden.

Der Stadtrat Mendelssohn, der Vater von Felix Mendelssohn-Bartholdy, hatte das Haus Leipziger Straße 3 gekauft. Es enthielt helle große Räume und nach dem Hof hinaus ein weites Gemach, für gewöhnlich Großmutters Wohnzimmer, durch drei große Bogen mit dem daranstoßenden Kabinett verbunden: das lud zum Theaterspielen ein! Aber das war hier nicht das Wesentliche. Durch den Garten mit seinen frühlingshaft blühenden Fliederbüschen, durch die Alleen schöner, alter Bäume mußte man schreiten, bis zu dem einstöckigen Gartenhaus, mit seinen von Weinlaub umrankten Scheiben. In diesem

Gartenhaus war ein großer Saal, dessen Decke eine flache Kuppel bildete, die mit barocken, phantastischen Freskogemälden geschmückt war. Nach dem Garten hin waren die Glaswände zwischen den Säulen zum Zurückschieben eingerichtet; hier fanden die für Berlins geistiges Leben so bedeutungsvollen „Sonntagskonzerte" statt.

Schwer, sich diesen Garten, über den doch ein sehr früher Herbst hereinbrach, anders als mit blühenden Fliederbüschen vorzustellen! Felix Mendelssohn-Bartholdy selber war ja nur eine Jugend. Solange aber diese Jugend währte: welcher Zauber! Im Garten mit den nun wirklich blühenden Fliederbüschen, stand ein kleiner Pavillon, darin ein Tisch mit Papier und Feder und Tinte: das jugendliche Volk, das hier aus- und einschwärmte, schrieb seine Einfälle für die „Gartenzeitung" auf.

Hier war es nicht Goethe, der den Herzen gebot: für Jean Paul wurde geschwärmt, und bei dem Namen Shakespeares fand sich diese aufhorchende Jugend.

Hier in diesem Garten hatten Alexander v. Humboldt und Encke ihr Observatorium; flüchtige Gäste und gern wiederkehrende Besucher stellten sich ein. Paganini neben Marx, dem Redakteur der musikalischen Zeitung; Heinrich Heine neben Klingemann; der alte Zelter und die Varnhagens und Hegel. Vielleicht bot die Geselligkeit hier ein weniger buntes Bild: die Träger aristokratischer Namen waren nicht so zahlreich; die Musik bekundete sich wieder einmal als „bürgerlicher" wie die Literatur; doch schwärmten auch beide Künste kokett und absichtlich miteinander.

Bei Rahel aber heißt es: „Felix spielte uns gestern abend (20. April 1823) vortrefflich vor; Etüden von Kramer, und oft kamen mir die Tränen in die Augen: als er mit einer Art Meisterstück von Spielen aufhörte, sagte ich leise zu Robert (Rahels Bruder): ‚Er ist doch so glücklich, und ich möchte ihm doch noch so gerne etwas antun!' — ‚Gar nicht!' erwidert Robert. — ‚Wieso?' sage ich. — ‚Er müßte uns noch um Verzeihung bitten!' — ‚Warum?' frage ich wieder. — ‚Weil wir das nicht können, was er kann.'"

Mauerstraße 36.

Rahel war gestorben, und schon vor ihr starben ihre Hoffnungen.

Holzige Früchte nach Blütenüberschwang. Was in der Romantik frühlingskräftiger eingesetzt hatte, als es beim Aufkommen junger Generationen gemeinhin der Fall ist, hatte einen trüben Herbst gefunden: in dürftiger und bekümmernder Reaktion. Enttäuschung in allen Lagern. Der Enttäuschtesten einer aber, Varnhagen, dessen glänzende politische Laufbahn jäh und auf ihm selber unerklärliche Weise abgeschnitten worden war, schien berufen, die Tradition der Berliner literarischen Geselligkeit in seiner Weise fortzuführen.

Der „weibliche" Varnhagen! Was ihn zum glücklichen Gatten der Rahel machte, was für seine eigene schriftstellerische Tätigkeit Vorzug und Mangel bedeutet, ist in diesem einen Wort. Er war eine Natur von seltener Anpassungsfähigkeit, dazu mit dem Trieb geheimer Bosheit behaftet, die gerade solchen Charakteren öfters eigen. Ein Causeur — trotz Rahel; ein glänzender Gesellschafter, dieser Anekdoten-Sammler und -Aufspürer, kraft seiner Anpassungsfähigkeit und gewiß auch kraft seines Hanges zur Malice.

Ludmilla Assing, seine Nichte, war von ihm untrennbar geworden. Sie führte ihm die Wirtschaft, war ihm Sekretärin und Vertraute und repräsentierte in der Gesellschaft. Ein zierliches Figürchen mit interessantem Gesicht und feinen, etwas spitzen Zügen. Auch sie sehr anpassungsfähig. Man sagte ihr nach, sie habe sogar Varnhagens Handschrift angenommen, und wenn sie für Zeitungen schrieb und Porträts malte, so war das gewiß auch nur eine Art von Anpassung an ein doch sehr künstlerisches Milieu. Man darf sie sich neben dem frauenhaften Varnhagen etwas altjüngferlich vorstellen: erst nach Varnhagens Tod, als sie, infolge der Veröffentlichung der „Tagebücher" zu längerer Freiheitsstrafe wegen Majestätsbeleidigung verurteilt, ins Ausland flüchtete und ihren Bersaglierileutnant heiratete, kam späte Dramatik in das altkluge Idyll ihres Lebens.

Noch war es das alte Haus in der Mauerstraße 36, in dem Rahel die letzten Jahre gelebt hatte, in dem sie gestorben war. Varnhagens eigenes Zimmer hatte etwas gewollt oder unbewußt Primitives. Die Wand graublau getüncht; ein Feldbett mit roter, verschossener Kattundecke; ein Stehpult aus unpoliertem Fichtenholz; ein Sofa mit Roßhaarfüllung; dazu der große und gefährliche Autographenschrank. An der graublauen Wand aber außer ein paar Kupferstichen: Rahels Reliefbild in Bronze von Tieck.

Der Raum nebenan war der Geselligkeit gewidmet. „Das hohe Zimmer mit dem großen tiefen Fenster, durch das man die Französische Straße hinuntersah; das hohe Zimmer mit dem großen runden Tisch": in dieser Impression hat den Varnhagenschen Salon ein gealterter Mann festgehalten, der hier als junger Poet seine ersten literarischen Eindrücke empfing, Julius Rodenberg. Nicht zu vergessen, daß die Wände ringsum mit Porträtzeichnungen der Freunde von Ludmilla Assings Hand bedeckt waren.

Was für jegliche kultivierte Geselligkeit charakteristisch schien, die zwanglose Mischung verschiedenartiger Elemente, bewährte sich wieder. Um den großen runden Tisch saßen gelegentlich nebeneinander: der frühere Ministerpräsident v. Pfuel und Lassalle und Bernstein, Redakteur der demokratischen Volkszeitung; der katholische Fürst v. Hatzfeld und der jüdische Prediger Sachs; Baron Alexander v. Ungern-Sternberg und der indiskrete Karl Eduard Vehse. Als Repräsentanten der damals markthabenden Literatur: Gustav v. Putlitz, Rudolf v. Gottschall, Feodor v. Wehl, Fanny Lewald und Adolph Stahr; — der letztere beide aufs innigste verabscheuende: Gottfried Keller; und gleich ihm die jüngere Generation verkörpernd: Julius Rodenberg, Herman Grimm.

Man darf sich die Unterhaltung geistreich genug vorstellen. Vielleicht erleichterte die allgemeine politische Enttäuschung, die hier noch dazu vielfach persönlichen Stachel hatte, die Flucht in Kunst und Literatur; aber es war doch eben Flucht. Kein Zweifel, daß Varnhagen Urteil besaß: die Namen der Jüngsten, die er zu sich lud, sein

Eintreten für den „Grünen Heinrich“ ist dafür an sich schon Beweis genug; aber das Schöpferische war doch mit Rahel gestorben. Etwas von Witwerschaft ist darum über diesem literarischen Salon. Mehr als der Zukunft waren die Blicke wohl der Vergangenheit zugewendet. Es war nicht sowohl gläubiger als trotziger Liberalismus, der hier zu Worte kam. Auch kann man sich vorstellen, daß Vehse manchmal blieb, nachdem die andern bereits gegangen waren: er hatte noch ein Histörchen speziell für den Hausherrn.

Es scheint charakteristisch genug: der Varnhagensche Salon fand seine Ableger gleichsam aus der Vergangenheit heraus. Ich denke an den Salon der Elisa v. Ahlefeldt, einst Immermanns Muse, Gattin jenes Lützow, auf den die „verwegene, wilde Jagd“ geht. Nach Varnhagens Tode aber sammelte die Letzten der Getreuen Frau von Treskow, Leipziger Platz 18.

Bei Varnhagen selbst war der fromme Tee dem kritischen Kaffee gewichen. Für Torten und süße Weine war Sorge getragen. Es ergingen dazu, und auch darin hatten sich die Zeiten geändert, Einladungen: „Gef. 4½ Uhr.“

Potsdamer Straße 20.

Endlich war das Bürgertum erwacht! Man könnte sagen, es geschah das über dem „Traum“ eines geeinten Deutschland.

Was hier vereinigend, gesellschaftbildend wirkte, waren gemeinsame politische Ziele, demokratische Tendenzen. Die Literatur stand an zweiter Stelle, oder, trat sie einmal in den Vordergrund, so verdankte sie das dem Umstand, daß sie sich dem Zeitgeist angepaßt hatte und freiheitliche Ideen verfocht. Vor der Musik verschlossen sich die Pforten.

Nein, Musik durfte ein- für allemal nicht in dem Salon der Frau Lina Duncker, Gemahlin des Verlagsbuchhändlers und Besitzers der demokratischen Volkszeitung Franz Duncker gemacht werden. Es hätte sich das ebensowenig geschickt, als wenn man diese Gesellschaft mit Tee oder Kaffee abgespeist hätte. Die meisten aus diesem Kreise brachten gesunden Appetit in geistiger, aber auch in mate-

rieller Beziehung mit; sie bekamen bei Frau Lina Duncker ein einfaches, aber bekömmliches Mahl vorgesetzt.

Bis dahin mochten sie sich an der Unterhaltung, oder am Lesen mit verteilten Rollen, oder am Pistolenschießen nach der Scheibe draußen im Garten (Lassalle tat sich dabei hervor) ein Genüge tun.

Es war das kerngesunde, derbknochige, stets rationalistisch-kluge Berliner Bürgertum, das den Grundstock zu diesem Dunckerschen Salon abgab: doch, scheint es, mußten ältere und verfeinerte Kulturen mitwirken, dem Beisammensein Geselligkeitsflug zu leihen.

Schon das Haus in der Potsdamer Straße 20, das Franz Duncker im Spätherbst des Jahres 1855 gekauft und bezogen hatte — die hohen Platanen, Birken und Fichten des weiten Vorgartens beschatteten die Fassade — wies etwas von absonderlichem Vergangenheitszauber. Man tat sich etwas darauf zugute, die es vorher bewohnt hatten, nicht gekannt zu haben. Und in dem großen Mittelsaal des Erdgeschosses, der vornehmlich den gesellschaftlichen Zwecken diente, hatte Frau Lina Duncker ererbten Hausrat zur Aufstellung gebracht. Ludwig Pietsch, der zu den Getreuen des Hauses zählte, besaß schon damals dafür ein Auge: es prangten da breite Wandspiegel mit farbigen, goldgefaßten und geschnitzten Rahmen, schwere Büffets, seltsame steife Sofas in Empirestil. Auch hatte Frau Lina Duncker selbst durchaus nichts von der behäbigen Bourgeoise an sich: von ihrer zierlich gebauten Gestalt, dem Köpfchen mit dem mattbraunen, glatt gescheitelten Haaren, den grünlich grauen, beinahe schielenden Augen ging ein fremdartiger Reiz aus.

Schließlich: wo Frauen herrschen, ist immer ein Hauch von Romantik, und wäre es mitten im rationalistischen Berlin.

Es ergibt sich als natürliche Folge aus der Enge der Stadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß die meisten Besucher des Varnhagenschen Salons sich auf Frau Lina Dunckers Empiresofas wiedertrafen. Auch hier sah sich Gottfried Keller zu seinem gelinden Entsetzen Fanny Lewald und ihrem Adolf Stahr gegenüber. Vehse und

Bernstein stellten sich gleichsam „von Berufs wegen" ein; Palleske und Widmann durften nicht fehlen. Eine eigene Note trug Bogumil Goltz, der starr eigenartige Verfasser des „Buchs der Kindheit" hinzu. Kamen Arnold Ruge und Waldeck, so schöpfte die Unterhaltung vielleicht tiefer Atem. Die weitverzweigte Dunckersche Verwandtschaft aber bewirkte durch ihr bloßes Dasein, daß alles schließlich doch den familiären Anstrich wahrte.

Es waren zum großen Teil dieselben Besucher wie bei Varnhagen, aber — waren sie dieselben geblieben, wenn sie zu Dunckers hinüberkamen? Man möchte es bezweifeln. Wenn es wahr ist, daß das Milieu den Menschen macht, wieviel mehr wird der Gesellschaftsmensch durch seine Umgebung bestimmt! Man kann sich vorstellen, daß ein kluger und geistvoller Gast ein neuerschienenes Buch bei Dunckers aufrichtig pries, das er noch gestern bei Varnhagen belächelt hatte. Man möchte hoffen, es war so.

Außer dem guten und nahrhaften Abendessen bestand bei Dunckers eine andere bekömmliche Einrichtung. Frau Lina Duncker hatte ihren „Gutenachtsager". Pünktlich zwischen 10 und 10½ Uhr abends gab er den Gästen zu verstehen, daß es nun „Zeit sei" —: Das deutsche Bürgertum war über einem Traum erwacht, aber es gab darum die gute Gewohnheit nicht auf, sich pünktlich um 11 Uhr zu Bett zu legen.

Es fügte sich aber, daß gleich hinter dem Dunckerschen Garten ein schmaler Weg abbog, zwischen alten Gartenzäunen hindurch, über die Dornengesträuch-, Flieder- und Fruchtbaumkronen hinabhingen. Nicht selten geschah es, daß die gesamte, bei Dunckers versammelte Gesellschaft zu abendlicher Stunde diesen Weg einschlug. Der aber führte nach —

Bellevuestraße 13.

Hier wohnte Ferdinand Lassalle, und es scheint schwer, bei solcher Nähe und bei solchen Übergangsmöglichkeiten nicht an einen einigermaßen symbolischen Witz der Zeithistorie zu denken.

Trophäen von orientalischen Waffen, Kupferstiche mit den Hauptszenen der französischen Revolution, Fragmente

antiker Marmorarbeiten, Gipsbüsten — schon in der Einrichtung dieser Räume wies sich ein koketteigenwilliger, bewußt-phantastischer Sinn. Um diese späte Abendstunde aber, da der getreuliche Chronist, Ludwig Pietsch, von Dunckers herüberkommend, die Lassallesche Schwelle überschritt, wartete der Diener seines Herrn, die Gaskronen brannten, im Kamin glimmten die Holzscheite. Gute, alte Jahrgänge edler Weine wurden aus dem Keller geholt ...

Zu den Intimen Lassalles gehörte Heinrich Brugsch, der Ägyptologe, später Brugsch-Pascha genannt. Brugsch hatte Haschisch frisch aus Persien bezogen, und eines Abends, als sich die Freunde bei Lassalle versammelt hatten, wurden ihnen vorerst lange türkische Pfeifen dargeboten, auf die der Hausherr die Haschisch-Pastillen legte. Er selbst nahm an dem Genuß nicht teil. Es dünkte ihn lockender, die andern zu beobachten.

Oder Lassalle begann, die Gefügigen seiner Gäste zu magnetisieren. Die Romantik war tot, der Spiritismus lebte. Mit neuem amerikanischem Etikett versehen, war das Tischrücken eben im alten Europa zur Tagesmode geworden. Bei Lassalle glückten solche Experimente natürlich immer. Nicht umsonst gehörte Fürst Pückler-Muskau zu den Getreuen des Hauses. Diese politisch doktrinäre Epoche fand im kosmopolitisch extravaganten Dandytum eine Art von Unvernunftsventil.

Oder — und auch dies Bild ermangelt eines pikanten Reizes nicht — Lassalle war krank, mußte auf der Chaiselongue liegen, den verletzten Fuß zu schonen. Nicht weit von seinem Lager war ein Vorlesetischchen aufgestellt worden, und der daran Platz nahm, war Christian Friedrich Scherenberg, der sehr preußische Schlachtendichter. Und Lassalle, der Revolutionär, klatschte seinen Versen Beifall.

War der Weg vom liberal bürgerlichen Haus der Dunckers zu Lassalle hinüber ein sehr kurzer, so war (freilich nicht in örtlicher Hinsicht) der von Varnhagen zu Lassalle noch kürzer. Kein Wunder, daß Varnhagen selbst — ohne das eiserne Kreuz auf der Brust war er zu keiner Tages- und Nachtzeit denkbar — hier regelmäßig zu finden war. Mit ihm Ludmilla Assing: nur erschien sie in

Lassalles Hause seltsam und etwas phantastisch aufgeputzt: die Arme liebte Lassalle ... Auch die meisten Besucher des Varnhagenschen Salons trafen sich bei Lassalle wieder. Ernst und Hedwig Dohm, Hans v. Bülow, Lothar Bucher kamen als charakteristische Erscheinungen hinzu.

Die Romantik war im reaktionären Wirklichkeitsdienst untergegangen, sie war vom aufkommenden Liberalismus überwunden worden: bei Lassalle fand man sich zu spiritistischen Experimenten zusammen. Das Bürgertum war zu gesellschaftlichem Leben erwacht: bei Lassalle tauchten von Zeit zu Zeit Damen auf, die sich bewußt außerhalb der bürgerlichen Lebens- und Sittengesetze stellten. Wie in aller geistigen Entwicklung, scheint es in der des gesellschaftlichen Verkehrs von Zeit zu Zeit Gegenströmungen zu geben: aber sie stärken vielleicht nur den vorwärtsdrängenden Fluß. —

Später noch als das eigentliche Bürgertum sollte in Berlin die Beamtenschaft zu eigenartigem, künstlerischem Geselligkeitstreiben erwachen.

Friedrichstraße 242.

Sah man Franz Kugler den „Geheimrat“ an? Paul Heyse, der Kuglers Schwiegersohn wurde, verneint es, Fontane bejaht es: „Immer artig, immer maßvoll, immer die Tragweite seiner Worte wägend, kam in seinem Wesen etwas spezifisch Geheimrätliches, etwa altfränkisch Goethisches zum Ausdruck.“ Frau Clara, die hier als Hausfrau waltete, die jüngste der Hitzigschen Töchter, war einst eine vielgepriesene Schönheit gewesen.

„Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmut lächelnd hin,“

klingt es aus dem Geibelschen Widmungsgedicht an sie herüber, und neben Geibel waren es Storm und Heyse, ja auch Fontane, die Frau Claras kluger und klärender Rede dankbar lauschten. Die es auch froh waren, wenn Kugler selbst sich an das Klavier setzte — eine gute Kopie des Murilloschen „Heiligen Franziskus“ hing darüber — um in rascher Folge wechselnde Lieder zu spielen.

Es war eine Mansardenwohnung, die Kuglers in dem Hause der Friedrichstraße, nahe dem Halleschen Tor, innehatten. Die Fenster bildeten Vorsprünge, und mittels Efeuwänden, die ins Zimmer hinein gerückt wurden, waren lauschige Winkel gebildet, in denen es mitten im geselligen Treiben ein trauliches Zwiegespräch geben mochte, ohne daß der alte Generalsuperintendent Ritschel, ein häufiger Besucher, darum den Flüchtlingen mit dem Finger zu drohen brauchte. Jugend und Alter hatten hier keine Geheimnisse voreinander. Es waren auch Namen ähnlichen Klanges, gesunder bürgerlicher Kunstübung, die sich hier zusammenfanden. Die Drake, Otto Gildemeister, Jakob Burckhardt, Roquette, Felix Dahn, Wilhelm Lübke, Namen, die alle etwas Charakterfestes in sich bedeuten. Unter ihnen der junge Heyse wie ein Sonntagskind.

Es wurden Stücke, mitunter vom Hausherrn selbst verfaßte, aufgeführt, es wurde vorgelesen. Die Märzstürme des Jahres 1848 kündigten sich an, hier aber saß man traulich unbekümmert beieinander. Geibel zog das schmale, abgegriffene Taschenbuch hervor und las, was ihm die Muse zugetragen hatte, vor. Die Frauen fertigten dabei ihre Handarbeit, Luise Kugler hatte das Skizzenbuch vorgenommen, sich irgendeine Physiognomie einzufangen, die Kinder duckten sich hinter die Efeuwände, um nicht zu Bett geschickt zu werden. Es wurde aber keineswegs immer Lob gespendet; vornehmlich in Luise Kugler wurde die Kritik laut. Dann konnte Geibel zornig auffahren und seinem Ingrimm im angestammten hanseatischen Platt Luft machen. Es kam auch vor, daß der hochgestimmte Sänger mit einem „Back di wat, Sela!" aufsprang, das Zimmer verließ, die Tür kräftig hinter sich ins Schloß warf.

Ein anderer Abend, und die Reihe des Vorlesens ist an Theodor Storm gekommen. Das aber erforderte Vorbereitungen. Man saß wie gewöhnlich um den großen runden Tisch, Storm aber stand auf, machte seine entschuldigende Verbeugung vor Frau Kugler, ging auf die Tür zu und riegelte sie ab. Der Gedanke, der Diener könne mit den Teetassen hereinkommen, war ihm unerträglich. Dann

wurde die Lampe, die ohnedies schon einen grünen Schirm trug, herabgeschraubt, und nun erst begann Storm — mit seltsam singender Stimme und unter steter Beobachtung der Wirkung seiner Worte auf den Gesichtern der Anwesenden —:

„Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterseelenallein
Durch die Gassen im Mondenscheine."

Nun das Gedicht zu Ende, begann Storm Gespenstergeschichten zu erzählen. Er hatte einen eigenen Blick, die etwa Lachenden dabei anzusehn, daß es sie gruselte. Fontane, der, längst ein alter Mann geworden, von diesen Jugenderinnerungen erzählte, meinte noch den feinen Violinton zu vernehmen, der sich, wie die Begleitstimme aus dem dunklen Reich, den flüsternden Lauten Storms gesellte.

Vielleicht war dies das Letzte der Romantik in der rationalistischen Stadt: zu Geheimrats, in das Zimmer mit den Efeuwänden und der herabgeschraubten Lampe war sie geflüchtet.

Zu dem Beamtentum aber bekannte sich eine verfeinerte Geselligkeit auch fürderhin.

Cantianstraße später Margaretenstraße 7.

Herr v. Olfers war Generaldirektor der Königlichen Museen: seinem Amt verdankte er die Wohnung in einem der malerischsten Winkel von Berlin.

In dieser Wohnung war der „Gelbe Saal" gelegen, und der war eigentlich nur ein unregelmäßig gebautes, großes „Berliner" Zimmer mit lauschigen Winkeln und Ecken. Wurde hier aber der Tee gereicht, so fiel es wohl auf, daß Teller und Tassen, Schalen und Schüsseln mit zarten Malereien und Sinnsprüchen geschmückt waren: in der Tochter des Hauses, in Marie v. Olfers, drängte die anmutige Doppelbegabung für Malerei und Dichtung zu solcher bescheidenen, in ihrer Art aber eigenwüchsigen Betätigung.

Man braucht nicht viel nach Herrn v. Olfers, der gewiß seine Meriten hatte, zu fragen, will man sich das gesellig literarische Treiben in diesem Gelben Saal vergegenwärtigen. Auch das Beamtentum erheiratete sich schließlich nur gesellschaftliche Grazie. Der sehr weibliche Varnhagen mochte, verwitwet, auf sich selbst beruhen: die Alltagszusammenkünften künstlerische Weihe verlieh, blieb immer die Frau.

Darum war das, was man den Olfersschen Salon nannte, auch nicht an das Haus in der Cantianstraße gebunden. Das mußte verlassen werden, als Herr v. Olfers starb. Aber die Getreuen, zu denen Herman Grimm und Julius Rodenberg und Ernst v. Wildenbruch und Treitschke gehörten — sie folgten in das Witwenverlies in der Margaretenstraße. Es ging auch ohne „Gelben Saal".

Auch bei Olfers' wurde vorgelesen; auch hier geschah es, daß sich die Tochter des Hauses an das Klavier setzte; es wurden sogar von ihr verfaßte Theaterstücke aufgeführt. Aber — man soll diese Dinge nicht überschätzen. Sie sind schließlich nur, wie der Blumenregen in der spiritistischen Séance, freundliche Zutat: auf die zauberische Atmosphäre kommt es an.

Und die war hier — wir müssen wohl hinzufügen: ein letztes Mal — vorhanden, und von der Frau des Hauses, von Hedwig v. Olfers, ging sie aus. Der sich freilich die Tochter, Marie, gleichgestimmt und in gleicher Art Stimmung gebend, gesellte.

Hedwig v. Olfers war die Tochter jenes Friedrich August v. Staegemann, den Literaturkundige zu den guten Sängern der Freiheitskriege zählen. Künstlerische Veranlagung war ihr also ererbtes Gut. Aber es spricht für die Bedeutung dieser Frau, daß sie aus ihrem Talent nicht den üblichen literarischen Nutzen zog. Die Zinsen blieben bei ihr beim Kapital. Das will es wohl besagen, wenn Ernst v. Wildenbruch, dem wir die liebenswürdigste Persönlichkeitsschilderung dieser Frau verdanken, bei ihr von der „Genialität des Seins" spricht. Auch meint er: „Es war ein Geheimnis in dieser Frau: sie wurde an jedem Tage neugeboren."

„Tiefgründige Weltbeobachtung, die ihre Umgebung alle Augenblicke durch Worte ursprünglicher Weisheit überraschte, und daneben eine Weltfremdheit, die ihre Umgebung eben so oft zu Ausbrüchen heitersten Lachens veranlaßte.“ Auch vergißt Wildenbruch nicht hinzuzufügen: „Ob sie jemals die Titulaturen ihrer Gäste gekannt hat, ich möcht' es bezweifeln.“

Und vielleicht war es dies, was sie in dem gesellig künstlerischen Glanz ihres Hauses zu einer Letzten machte. Fragte sie nichts nach den Titulaturen ihrer Gäste, so sollte eine Zeit kommen, die Kaste sorgsamlich wieder von Kaste schied, den Inhalt nach dem Etikett bewertete und säuberliche Ordnung an Stelle jener Zwanglosigkeit setzte, in der Kultur wieder zu Natur wird und aus der Geselligkeit zu künstlerischer Blüte erwächst.

Oder ist es dies andere? Aus Erinnerungen stiegen all diese Bilder auf. Alte Männer sprachen, wenn sie davon erzählten, von ihrer Jugend. An der Erinnerung aber und ihrer holden Optik gemessen, ist auch reiche Gegenwart arm.

Güte.

Von Anna Ritter.

Aller Menschenliebe Quelle
Muß einmal in einem See
Bittern Hasses untersinken,
Muß aus abgrundtiefem Weh
Sich die Kraft zum Steigen trinken.
Schimmernd dann in einer Helle,
Die auf dunklem Grunde ruht,
Überbordet sie die Schwelle,
Um gesammelt ihre Flut,
Um ihr stark gewordnes Leben
Lasten tragend, Segen spendend,
Unerschöpflich sich verschwendend
An die Menschheit hinzugeben.

Kentaurenliebe. Antiker Spuk in einer römischen Frühlingsnacht.

Von Richard Voß.

Ein später Karneval war's dieses Jahr. Die Römer konnten den Anfang der großen Narretei kaum erwarten; feierten sie doch, uraltem Brauch gemäß, nur die letzten zehn Tage der tollen Zeit. Zwar ist der Mensch zu allen Zeiten des Jahres närrisch. Und närrisch ist das Leben, also närrisch die Welt, die für lächelnde Optimisten der Welten beste bedeutet. Sie sei es! Eine närrische Welt bleibt sie trotzdem.

Deshalb bedarf die Menschheit im Jahre einer Reihe von Tagen, wo sie ihr tiefstes und wahrstes Wesen offen zur Schau tragen, sich wohlgefällig die Narrenkappe aufsetzen und lustig mit den Schellen klingeln kann; einer Reihe von Tagen, wo sie „mit wenig Witz und viel Behagen" je nach Wahl Harlekin, Pulcinell, Bajazzo, eben — Narr sein darf, so recht nach Herzenslust und innerster Natur. Und gerade dieses Jahr fiel die letzte Faschingswoche erst spät in den März.

Es ward bereits Frühling. Auf der Pinienwiese der Villa Doria Pamfili pflückten Römer und Fremdlinge die letzten blühenden Edelsteine: die lieben bunten Anemonen; die ganze Villa Borghese duftete nach Veilchen; den Pincio vergoldeten Beete gelber Tazetten, und von Santa Prisca aus schweifte der Blick über das weiße Gewölk der Mandelblüte. Dazu jubilierten hoch in den Lüften die Campagnalerchen, und die Amseln begannen zu flöten, leise, zarte Weisen, die ersten Minnelieder der verliebten Frühlingswelt. Denn Lenz und Liebe gehören nun einmal zusammen.

Endlich konnte die Narrheit losbrechen! Das Volk der

Romulusenkel behängte sich mit bunten Lappen und billigem Flitter, begnügte sich mit dem Phantasielosesten und Armlichsten, machte sich Kronen aus Schaumgold und Staatsgewänder aus Bettüchern. Es tollte durch den Korso, tanzte auf Treppen und Plätzen Saltarello, schleuderte sich Sträuße weißblühenden Campagna-Unkrauts — Mazetti — und Mengen kleiner steinharter Gipskugeln — Confetti — ins Gesicht; es heulte und johlte und nannte das Feste feiern . . .

Bis in den christlichen Himmel hinauf drang der Heidenlärm römischer Volkslust und erfüllte die Heerscharen der Seligen und Heiligen mit heftigem Unwillen. Die lieben pausbäckigen Engelknaben drängten in hellen Haufen zu den Wolkenvorhängen, wollten sie heimlich aufheben und neugierig hinabspähen, „was da unten wieder einmal los sei.“ Sie wurden jedoch von den zürnenden Cherubimen fortgeschickt, und mußten nun Hymnen absingen: teils zur Strafe, teils um den Ärgernis erregenden Erdenspektakel durch fromme Weisen zu übertönen. Obgleich sich die Kleinen schier heiser sangen, gelang ihnen das doch nicht; und wieder und wieder schallte vom Tiberstrand ein Laut überlustiger Erdenfreude zu den seligen Höhen empor.

„Warte, Gesindel! Auf Faschingsdienstag folgt Aschermittwoch! Der wird euch Mores lehren —“ trösteten sich die gekränkten Himmlischen, nicht ohne heimliche Schadenfreude über die gute christliche Einrichtung des grauen Bußtags nach all der höllischen Weltlichkeit.

⌘ ⌘ ⌘

In dem Berge Cavo, dem hochheiligen Mons Albanus der Alten, der sich wie ein Monument der Erdenschönheit über der Campagna Roms erhebt, hausten die neun Musen.

Seitdem Rom und Griechenland offiziell das Christentum angenommen hatten, hielten sich die hehren Huldinnen im tiefsten Innern des klassischen Waldgebirges verborgen, das sie jedoch auf höheren Befehl jeden Abend und frühen Morgen verlassen mußten. Sant' Agnese und Santa Caecilia hatten gemeinschaftlich mit den holdesten Worten auf das eindringlichste versucht, sie zu bereden, sich taufen zu lassen. Aber die neun Jungfrauen wollten

ihrem leuchtenden Gott getreu bleiben und erklärten, lieber Märtyrerinnen zu werden als Christinnen. Sie wären sicher zum ewigen Inferno verdammt worden, hätte nicht die süße Madonna als Mutter aller Gnaden für sie bei ihrem lieben Sohne eine gar bewegliche Fürbitte getan. So ward ihnen denn jenes Asyl gewährt, doch unter der Bedingung, sich dafür dankbar zu erweisen. Jeden späten Abend und jeden frühen Morgen mußten sie von dem Gipfel des Berges aus über das römische Land die Purpurteppiche breiten, die sie in ihrem Refugium an uralten Webstühlen wirkten. Auf solche Weise überdauerten sie in ewiger Jugend die Jahrtausende, webten römisches Morgen- und Abendrot und nährten sich von den Erinnerungen an eine Zeit, da die Erde noch von frohen Gottheiten bewohnt ward, strahlende Tempel sich erhoben und Apoll zur Freude der Menschen und Götter die Schar seiner Jungfrauen anführte. Die neun Verbannten nannten jene längst verschwundenen Tage mit einem schmerzlichen Seufzer das goldene Zeitalter. Ihrem Urteil war freilich nicht sehr zu trauen.

Eines schönen Märzabends begab es sich, daß sie, nachdem sie sorgfältig für eine besonders glühende Beleuchtung gesorgt hatten, zauderten, sogleich in die dunklen Tiefen wieder niederzusteigen. Es versprach eine leuchtende Vollmondnacht zu werden, und die Neun hatten eine solche seit länger als einem Jahrtausend nicht erlebt. Auch hätten sie gern einmal nachgesehen, was wohl eigentlich aus dem Tempel des Jupiter Latialis geworden sei, wozu sie sich noch niemals Zeit gelassen — so eilig hatten es die Guten stets gehabt, wieder nach Hause und an ihre Webearbeit zu kommen. Denn nachts mußten sie für den nächsten Tag die Morgenröte wirken — wie sie über Tag nur knapp mit dem Abendrot fertig wurden. Deshalb war die himmlische Illumination über Rom nicht immer gleich herrlich an Glut und Glanz.

Unter Anführung der feierlichen Urania nahten sich Apolls Hofdamen a. D. den gewaltigen Rüstern, hinter denen die Mauern von Latiums ältestem Heiligtum lagen.

Noch waren hier oben Wipfel und Zweige winterlich grau, denn der Lenz begann sein blühendes Wesen erst in der Tiefe zu treiben. Er kroch gar langsam und mühselig den hohen Berg hinan, den er dann freilich in eine Pyramide von Veilchen und Tazetten, wilden Päonien und Orchideen verwandelte und mit Chören von Nachtigallen bevölkerte. Die Schönen hatten den Ort beinahe erreicht, als sie mit leisem Schreckensruf wie gebannt stehen blieben: als große blutrote Scheibe stieg über den Gipfeln der volle Mond auf, und von diesem mystischen Hintergrund hob sich, hoch und schwarz, ein Kreuz ab.

Wo Latiums erhabenster Gott seine Stätte gehabt, befand sich ein Kloster der Passionisten, aus den Trümmern des Tempels erbaut.

Die Jungfrauen entwichen . . . Da sprachen sie untereinander: „Vielleicht lebt von unseren Göttern doch noch der eine oder der andere? Es ist nicht möglich, daß alle gestorben sein sollten! Irgendwo erhebt sich gewiß noch ein Altar, darauf wir opfern, eine Bildsäule, zu der wir flehende Hände erheben dürfen. Laßt uns daher in dieser Mondnacht ausziehen und nach einem der Götter Roms und Griechenlands suchen!“

Also wandten sie sich und hielten Umschau nach einem Weg in die Tiefe der Waldungen, die den Berg einhüllten. Ihnen zu Füßen blitzte es geheimnisvoll auf. Es waren die Kraterseen von Albano und Nemi, auf deren dunkle Flut Luna ihre Strahlen warf. Sie wirkte auch um jede der neun fleißigen Weberinnen ein Gewand aus Silberglanz. Denn der antike Faltenwurf, der ihre hohen und schlanken Gestalten gar feierlich umwallte, war während der Jahrtausende denn doch etwas abgetragen, so daß die Herrlichen ziemlich schäbig gekleidet einhergingen. Nun aber umleuchtete sie himmlische Glorie, nicht anders als gehörten sie zu der Schar höchster christlicher Heiligen, die zur Rechten des Gekreuzigten thronten.

Sie fanden die Straße, die abwärts führte. Es war die uralte Via triumphalis, darauf einstmals bei den latinischen Festen die Völkerschaften in Prozession den Mons Albanus emporgezogen kamen, aus dem Hain der

Ferentina, dem Tal von Ariccia und von Rom her. Nicht nur Priester und fromme Waller taten die Pilgerfahrt, sondern auch siegreiche Feldherrn mit Öllaub bekränzt.

Als die unsterblichen Schwestern diesen Weg in dem aufsprießenden Buschwerk entdeckten, überkam sie eine heilige Freude; denn er führte sicher einem Tempel, also einer Gottheit zu! Das schwarze Lavapflaster säumten zu beiden Seiten weiße und blaue Anemonen und purpurblütige Zyklamen. Von diesem römischen Lenz pflückten die Leuchtenden eifrig und flochten Gewinde, mit denen sie das Standbild eines vielleicht durch Zufall übrig gebliebenen Gottes schmücken wollten. Auch die eigenen Stirnen kränzten sie, was seit ihrer Verbannung nicht mehr geschehen war.

Als sie auf ihrem Haupte die frischen Blüten fühlten, ergriff die Huldinnen heiße Sehnsucht nach der Schönheit der Welt, die sie hatten verlassen müssen, und die in immer neuer Herrlichkeit geblieben war, mochten Zeiten und Götter kommen und weichen. Je drei und drei faßten sie sich bei der Hand, stiegen tiefer und tiefer hinab, schritten weiter und weiter in den Mondglanz hinein, davon sie selber Strahlen zu sein schienen.

Sie erkannten die Gegend: den Hain der Diana von Ariccia. Die Wipfel wölbten über ihren bekränzten Häuptern feierliche Kuppeln, welche die moosigen, mondbeschienenen Stämme als Säulen aus Smaragd stützten; und durch das Laubwerk der niederhängenden Äste schimmerte aus der Tiefe eine kreisrunde Silberfläche, der Spiegel der keuschen Schwester des leuchtenden Gottes, von den Christen dieser Tage in rohem Verkennen Lago di Nemi genannt.

Aber vergeblich schauten die Neun nach dem zierlichen Rundtempel aus, der sich einstmals auf einem Felsenvorsprung des hohen Uferrandes erhoben; vergeblich lauschten sie auf den Gesang der jungfräulichen Priesterinnen. Auch die wunderbaren Schiffe der Kaiser Tiberius und Caligula konnten sie nirgends erspähen; und als sie über die Narzissenflur schritten, darauf sie manche Frühlingsnacht heimlicherweise die Adonisfeier begangen hatten, empfing sie

eine Einsamkeit, als wären von allem Göttlichen des schönheitstrunkenen, heiteren Heidentums nur sie allein übriggeblieben.

Doch hofften sie noch immer zu finden, was zu suchen sie ausgegangen. Also eilten sie weiter.

Auf der Via Appia antica schritten sie schwebend dahin. Der Saum ihrer Strahlengewänder streifte die schwärzlichen Lavasteine, und ihre Füße, die bisweilen den Boden berührten, spürten die tief in das harte Gestein gegrabenen Spuren der Wagenräder aus den Zeiten, da auf dieser Straße ein Gewimmel aller Völkerschaften der Erde Rom zudrängte, dem goldenen, dem ewigen Rom: Roma aeterna! War aber Rom ewig, so mußten die Suchenden in Rom auch die „ewigen" Götter finden.

Grabmale zur Rechten, zur Linken: die traurigen Ruinen von einstmals gleichfalls für die Ewigkeit errichteten Totenpalästen. Zur Rechten, zur Linken gestürzte Säulen, zertrümmerte Sarkophage, gebrochene, einstmals herrliche Marmorleiber. Dazu Öde ringsum. Dazu Schweigen des Todes in den Lüften . . .

Vor den Schreitenden, den Schwebenden, hob sich ein langgezogener Lichtstreif, hoch in den Horizont hinaufsteigend, als stünde der Himmel in Flammen. Dort, vor ihnen, lag Rom. Ganz Rom mußte in Flammen stehen! Schon einmal hatten die hohen Jungfrauen Rom brennen sehen — da der ruchlose Sohn der kaum minder verruchten Agrippina über Rom herrschte. Als Nero im Anblick der lodernden Stadt im Gewande Apolls, die Strahlenkrone auf dem Haupt, zur Leier den Brand Trojas besang, waren sie zürnend entwichen hinauf nach Tusculum und hatten die Stätte der Gotteslästerung lange gemieden. Heute nun eilten sie dem brennenden Rom entgegen, getrieben von einem Gedanken, der sie hinzog wie eine geheimnisvolle Gewalt: „Wenn noch Götter sind, so müssen sie in Rom zu finden sein!"

Sie langten an. Aber — war das Rom? Das! Wo waren die Tempel, die Basiliken, die Portiken, die Altäre,

die Bildnisse in Marmor und Erz? Die Bildnisse von Göttern und Helden!

Versunken, verschwunden . . .

Hier und dort Ruinen, Trümmerstücke hier und dort. Sonst nichts — nichts — nichts! Alles und alles versunken, verschwunden, als wäre es niemals gewesen.

Aus weitoffenen, erschrockenen Augen schauten die armen Himmlischen um sich; eng drängten sie sich aneinander. Doch auch jetzt noch flüsterten sie sich zu: „Wir wollen suchen! Wir müssen finden! Nicht alle unsere Götter können tot und begraben sein!"

Und sie suchten.

⌘ ⌘ ⌘

Eine bunte Menge drängte sich durch Roms Straßen und über Roms Plätze: Narren, Narren! Plötzlich entstand ein Zusammenlauf. Es entstand tobendes Gelächter und Geschrei wie von Besessenen: „Die Masken! Seht, die Masken! . . . Wer sind sie? . . . Keine echten Närrinnen! . . . Seht doch, seht! Die Dämchen wollen uns wohl klassisch kommen? Antik? Als ‚Musen' haben sie sich verkleidet! . . . Seht nur: als Musen! Vornehm wollen sie tun! . . . Was werden sie sein? . . . Hetären, Dirnen! . . . Seht, seht, seht!"

Schwärme von Harlekins und Columbinen umrasten die hohen Frauenwesen, die nicht wußten, wie ihnen geschah; die aus dem Gewühl nicht fliehen konnten, sich nicht zu retten vermochten. Das hatten sie nun von ihrer heißen Sehnsucht nach den Göttern.

Die Weiber trieben es am ärgsten. Sie verhöhnten die wundersamen Erscheinungen, beschimpften sie, daß sie etwas so ganz besonderes vorstellen wollten. Sie lachten ihnen ins Gesicht, zerrten an ihren aus Mondglanz gewebten Gewändern. Die modernen Römer dagegen fanden die fremden Frauen wohl schön; sie waren ihnen jedoch zu feierlich und hehr. Auch wagten sie aus Furcht vor den eifersüchtigen Römerinnen nicht, laut zu bewundern, stimmten daher ein in den wüsten Lärm. Sie bliesen greulich auf blechernen Trompeten, schwangen mit Luft gefüllte Schweinsblasen, schrien durch die Straßen: „Die Musen sind wieder da! Alle neun! . . . Was wollen sie

wohl bei uns? Als ob wir sie brauchten? In unserer Zeit die Musen! ... Hinweg mit ihnen! Dirnen wollen wir haben! ... Reißt ihnen die Masken ab, damit wir ihr wahres Gesicht sehen. Denn ihre Göttlichkeit haben sie sich aufgeschminkt! Es gibt auf Erden keine Göttlichkeit mehr!"

Gerade, als die Entsetzten sich in den ärgsten Nöten befanden, kam unerwartet Hilfe. Eine Reihe seltsam aufgeputzter Karren zog die Aufmerksamkeit des Volks von ihnen ab. Als Galeerensträflinge kostümierte Männer, blühende Jünglinge und welke Greise, zogen die bunten Wagen. Sie trugen blutrote Kleider, hatten blutrote Narrenkappen auf, an Händen und Füßen klirrten blecherne Ketten. In den Karren aber befanden sich käufliche Weiber mit nackten Armen und entblößten Brüsten, Bacchantinnen vorstellend. Jede führte eine Geißel, mit der sie auf die Menge einhieb. Diese heulte auf vor Entzücken, Männer und Frauen stießen einander unter die Räder, um von den Schamlosen gegeißelt zu werden.

An die Gefährtinnen Apolls dachte keine Seele mehr. Trunken vor Tollheit bereiteten die Fastnachtsnarren den Königinnen des römischen Karnevals einen Siegeszug durch die ewige Stadt ... Die Neun entwichen der allgemeinen Orgie, gelangten in eine dunkle Gasse, wo es einsam war, standen nahe beieinander und wollten anheben, laut zu klagen, wie schlecht es ihnen auf Erden erging. Thalia jedoch sprach begütigend: „Sie reden nicht mehr unsere Sprache, haben sie längst vergessen — wie auch uns selbst. Also können sie uns nicht verstehen. Ihr Lieben — laßt uns daher weiterschreiten und voller Hoffnung weitersuchen. Gewiß werden wir doch noch Götter finden!"

So geschah es denn auch ... Die Stadt war in dieser Gegend menschenleer, so daß sie ungehindert ihres Wegs wandeln konnten, von dem sie nicht wußten, wohin er führte. Sie kamen an hohen und prächtigen Gebäuden vorüber, deren Pforten weit offenstanden. In viele dieser Häuser traten sie ein, in vielen erkannten sie bei dem Mondesleuchten, das ihre Gewänder verbreiteten, die Säulen ihrer Tempel; und in allen wohnte der bleiche, blutige Christenheiland, der dornengekrönte, gekreuzigte Sieger über die

glückseligen Götter. Sie aber wandten sich schaudernd ab und fuhren fort, nach einer Gottheit zu suchen, von deren Wesen sie ein Teil waren.

An mancher Hauswand, mancher Straßenecke befand sich das Bildnis einer Frau, darunter ein mattes Lichtlein glühte. Immer war es dasselbe unsäglich traurige Antlitz. Einige Male war die Brust der Schmerzensreichen von Schwertern durchbohrt, und ihre Augen weinten blutige Tränen. Von Mitleid ergriffen, blieben die Musen vor Maria stehen. Sie erkannten ihre hohe Fürbitterin, und diese und jene nahm den Frühlingskranz vom Haupt und legte den blühenden Schmuck schweigend vor dem blassen Bildnis nieder. Da war es, als ob die leidvollen Lippen der Gottesgebärerin ein leises Lächeln umspielte.

Weiter schritten die Musen und betraten eine breite Straße. Auch hier war es einsam. Aus der Ferne drang der Karnevalslärm zu den Wandelnden herüber wie das Rauschen eines Meeres von Stimmen und Tönen. Zwischen zwei Reihen von Palästen ging es allmählich hinan, einer festlichen Treppe zu, inmitten von weißblühendem Buschwerk, dunklem Lorbeer und feierlichen Palmen. Gleich Mengen weißer Rosen lagen die Mondesstrahlen auf den Marmorstufen.

Langsam stiegen die heiligen Neun zur Höhe empor. Auf dieser umfingen Säulenhallen ein ehernes, im Mondglanz wie Silber leuchtendes Reiterstandbild, bei dessen Anblick den schönen Heidinnen etwas leichter um die beschwerten Gemüter ward; und plötzlich rief die eine — es war Jungfrau Clio — mit fast fröhlicher Stimme und Miene: „Das ist ja unser lieber Marc Aurel!"

Da echoten alle im Chorus: „Ei, das ist ja unser lieber Kaiser Marc Aurel!"

Doch dann sprachen sie untereinander: „Eigentlich ist er uns gar nicht lieb! Denn eigentlich hat er sich aus uns herzlich wenig gemacht. Das kam von seiner großen Gelehrsamkeit. Bei solchen gelehrten hohen Herren geht es unsersgleichen nicht allzu gut. Immerhin, wenn man so



Bildnis von Freifrau E. von Wichmann.
Gemälde von Albert von Keller.
Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

verlassen und verloren ist, wie wir Armen, freut man sich, einem alten Bekannten zu begegnen."

Und nun hielten sie vor dem Kaiserbildnis ein kleines, behagliches Schwätzchen, welches sie derartig erfrischte, als wäre ihnen auf dem kapitolinischen Hügel von dem freundlichen Knaben Ganymed eigenhändig eine Schale Nektars kredenzt worden ...

Wie sie hineingelangten, wußten sie schließlich selbst nicht. Genug, sie gelangten hinein! Vor ihnen öffnete sich Saal auf Saal; und jeden Saal füllte ein bleiches, stummes Marmorvolk, eine wahre Heerschar olympischer Gestalten. Mondstrahlen umflossen die schneeigen Glieder, so daß sie in unirdischer Verklärung erglänzten; aber sie standen regungslos und blaß wie Gestorbene. Es waren die Bilder ihrer höchsten Götter und Göttinnen, nebst allen heidnischen Sippen: Faune und Satyre, Nymphen und Kentauren; dazu Amazonen, Heroen, Epheben. Auch Antinous neigte sein junges Haupt mit einem Ausdruck unsäglicher Trauer, und sämtliche Weisen Griechenlands waren wie zu einem Kongresse versammelt.

Die Musen eilten von einer Statue zur anderen, schauten und staunten, grüßten die Marmorbilder, nickten ihnen zu, sprachen zu ihnen, erhielten keine Antwort, klagten, weil sie starr und stumm blieben, empfindungsloser, leuchtender Stein.

Wie aber ward den guten Jungfrauen zumute, als sie ihren eigenen Gott und Herrn, Apollon Musagetos, erblickten: in wallendem, feierlichem Gewande, bekränzten Hauptes, im Arm die Leier, deren Saiten einstmals Melodien entströmten von Ewigkeitsklang. Fühlloser Stein auch er! Die Seinen umringten die göttliche Gestalt, schauten dem Herrlichen in das emporgehobene strahlende Antlitz, riefen leise, leise seinen Namen, daß es wie ein erstickter Jammerlaut durch die prächtigen Hallen und die Reihen der schimmernden Regungslosen schallte.

Nachdem dieses schmerzliche Wesen eine Weile gedauert hatte, trat eine der Musen vor. Es war die jüngste, ein zierliches, zartes Geschöpf, an Schlankheit einer Blume gleich, einer weißen Lilie. Denn so bleich leuchteten durch

die veilchenblauen, vom Mondlicht getränkten Schleiergewebe die Glieder, und das liebliche Antlitz, daraus große dunkle Augen strahlten, hatte die Farbe matten Elfenbeins.

Terpsichore war's ... Was sie jetzt begann, war wie ein Opfer, welches das feine Wesen ihrem Meister vor dessen Standbild darbrachte. Sie hob einen Reigen an. In wundersamem und wundervollem Rhythmus bewegte sie sich, daß die ganze jugendliche Gestalt zu einem klanglosen Wohllaut, einer stummen Melodie ward; ihr Tanz zu einem Liede, einem Hymnus.

Plötzlich ergriff es auch die ernsthafteren Schwestern. Sie faßten sich bei den Händen, neigten sich, beugten sich, erhoben Haupt und Arme. Selbst die gewaltige Melpomene ließ sich herab, an der anmutigen Huldigung teilzunehmen. Freilich behielt ihr erhabenes Antlitz den Ausdruck düsterer Majestät, und ihr schmerzlicher Mund blieb fest geschlossen, wo sich doch sogar die großartige Dame Clio himmlisch bewegt zeigte.

Die Huldigung der neun Musen vor der Statue des sangreichen Gottes im Kapitol erhielt ihren Höhepunkt, als Polyhymnia die lieblichen Lippen öffnete, und zu der Weise des Reigens einen Gesang anstimmte, wie ihn die Welt nicht mehr gehört hatte, seitdem daraus die alten seligen Götter entweichen mußten und der Gipfel des Parnasses verödet war.

Während des himmlischen Gesanges nun ereignete sich das Wunder dieser römischen Frühlingsnacht.

⌘ ⌘ ⌘

Geisterspuk war's!

Die Steingebilde belebten sich. Die hohlstarrenden Augen bekamen Blick, die stummen Lippen öffneten sich. Atem schwellte die Marmorbrust.

Ein langgezogener Seufzer zitterte wie Harfenton durch die Säle ...

Langsam, langsam begannen die Unbewegten sich zu regen. Ein Schauer überlief die unirdisch schönen Körper. Ein Arm hob sich, ein Fuß. Von den Postamenten glitten sie herab. Sie standen auf dem Marmorboden, schritten —

Nun gab's ein Gewimmel nackter Leiber sowohl wie umhüllter Gestalten. Die ganze Antike ward lebendig in all ihrer Herrlichkeit, wie sie in solcher Vollkommenheit nur einmal auf Erden war. Götter grüßten Götter. Apoll konnte es nicht unterlassen, zum Entzücken seines vor Wonne trunkenen getreuen Gefolges unverzüglich in die Saiten zu greifen — denn selbst ein Gott hat seine Menschlichkeiten; Jupiter hatte sogleich mit Juno eine kleine Eheszene, die er dadurch zu Ende brachte, daß er sein Bündel Blitze schwang; Minerva ließ sich mit den Weisen Griechenlands in einen wissenschaftlichen Disput ein; der Kriegsgott begann mit der holden Psyche, die ihren Amor einfach stehen ließ, einen nicht ganz harmlosen Flirt, wodurch sich die keusche Diana in ihren Gefühlen ernstlich verletzt fühlte.

Auch die verwundete Amazone des Lysippos und der berühmte sterbende Gallier aus Pergamon befanden sich unter der Menge. Die kriegerische Dame zeigte sich entschieden tanzlustig, und der arme Held sah sich nach einem Becher Falerner um, der ihn nach all den erlittenen Todesqualen stärken sollte. Dionysos erschien in voller Majestät seiner Jugendschöne und erhielt einen solchen Zulauf seiner sämtlichen männlichen sowohl wie weiblichen Trabanten, daß in den Sälen arges Gedränge entstand. Bacchantinnen und Satyre brachten schwellende Trauben herbei; der mädchenhaft liebliche Jüngling des großen Praxiteles blies für den Gott auf seiner Schalmei eine Hirtenweise; und von der berühmten Mosaik flatterten die Tauben auf, die Vögel der Venus.

„Sie kommt!"

Einer flüsterte es dem anderen zu. Ein Raunen gab's, ein Rauschen wie von Waldeswipfeln und Meereswogen. Eine geheimnisvolle Bewegung entstand, eine fiebernde höchste Erwartung: „Sie kommt!"

Die Götter selbst schufen freie Bahn. Es bildete sich gleichsam eine Via triumphalis, welche sie durchschreiten sollte. Ihre Tauben flogen ihr voraus.

Und sie kam!

Die hohe Frau vom Kapitol, der Göttinnen größte,

die Spenderin aller Seligkeiten, die Bezwingerin der Welt. Zugleich der Welt Beglückerin, die einige Törichte der Welt Verderberin schelten.

Auch die Venus des Praxiteles empfing für diese eine Frühlingsnacht Leben und trat ihre Herrschaft an.

ꕥ ꕥ ꕥ

Und voraus seiner großen Mutter schritt Amor. Der geflügelte Gott spannte den Bogen, legte an, schoß seine Pfeile ab: mitten hinein in die Menge. Dem kleinen Unhold war es vollkommen gleichgültig, wen er traf. Manchem seiner Opfer — sie waren wie Sand am Meere — wäre eine Todeswunde besser gewesen, als der Wurf, der weniger verletzte als Mückenstich. Dabei hatte der gemeingefährliche Knirps das Ansehen eines Unschuldsengels mit Kinderlächeln.

Im Gefolge der Siegerin über Götter und Menschen befanden sich zwei Kentauren, ein Jüngling und ein älterer bärtiger Mann. Auf jedem der Fabelwesen ritt ein Liebesgott. Der geflügelte kleine Kerl, der auf dem Jungen trabte, hatte Mühe, sein Menschenroß zu bändigen. Es war solch junger und unbändiger Geselle, mochte selbst die federleichte Last auf seinem Rücken nicht dulden, spottete aller Reiterkünste des Bengels mit einem Übermut, daß die beiden zur Belustigung des ganzen antiken Publikums ein gar artiges Schauspiel boten. Dagegen der Ältere —

Das Amorlein hatte dem durch seine Pfeile Getroffenen beide Arme auf dem Rücken gefesselt und quälte sein Opfer mit der ganzen grausamen Wollust, die den Wicht zu einem wahren Henker machte. Das stolze Antlitz schmerzverzerrt, entstellt von Scham und Selbstverachtung, wandte der Kentaur nach seinem erbarmungslosen Peiniger das Haupt. Ein Stöhnen wie Sterbelaut entrang sich seinem Munde. Aber die belebten Antiken achteten nur seines jungen, überlustigen Gefährten. Bei dem allgemeinen Beifallsgetöse erstarb der Aufschrei des Gefesselten, und sein Quälgeist brauchte den vergifteten Pfeil als Geißel, womit er dem zur ewigen Liebe und ewigem Leide Verdammten den Rücken peitschte.

Was jedoch bei dem traurigen Anblick als das Traurigste erschien, war, daß der Gepeinigte nicht die leiseste Anstrengung machte, seine Bande zu lösen, den Dämon abzuschütteln, sich von dem Martertum seiner Leidenschaft zu befreien. Mit gelähmtem Willen, gebrochenen Geistes ertrug er die Schändung seiner Mannheit. Und das mit dem Antlitz eines Heroen. Also geschah ihm recht . . .

Plötzlich brachen Götter und Göttinnen mit allen anderen in ein schallendes Gelächter aus: dem jungen Kentauren gelang es, des boshaften Schalks los und ledig zu werden. Mit einem regelrechten Purzelbaum flog der göttliche Lümmel vom Rücken des Tiermenschen herab und ward zum Glück von einem behenden Nymphlein aufgefangen. Sehr zum Überfluß drückte die Holde den Knaben wie ein Wickelkind an ihre junge Brust, ahnungslos, was für einen Säugling sie sich beilegte; denn der Bursch konnte des Mägdleins Herzblut trinken.

So ist es nun einmal mit der Liebe.

⌘ ⌘ ⌘

Jupiter und Juno; Dionysos mit seinen bacchischen Begleitern; Apoll mit dem Gefolge der verzückten Musen — alle die Hehren und Herrlichen waren plaudernd und lachend durch die glanzvollen Säle gewallt. Jetzt aber hielt Frau Venus Hof. Sie thronte auf einem antiken Marmorsessel, dessen Lehnen Sphinxe stützten, und ihr zu Füßen lagerten ausgestreckt die beiden Kentauren.

Ihnen gebot die Göttin: „Erzählt eure Geschichte. Da ihr zwei Verliebte seid, so gehört ihr mir . . . Dich heiße ich jedoch einen Liebenden," wandte sie sich huldvoll zu dem Älteren. „Weiß ich, wen du so gewaltig liebst, daß du durch einen meiner Kleinen um deiner Liebe willen ein Martyrium erduldest, so kann ich dir vielleicht beistehen in deiner Not . . . Nicht jetzt sprich! Zuerst soll der Junge reden, der ein rechter Verächter aller Liebesnöte zu sein scheint. Dafür soll der Leichtfuß mir büßen."

Der von der großen Göttin Gescholtene lachte hell auf: „Herrin," begann er mit der heitersten Miene, „o Ge-

bieterin! Verliebt nennst du mich? Als ich von der Hand eines Meisters noch nicht in Stein gebannt war, bin ich das seit meinen Knabenjahren jeden Tag meines jungen glückseligen Lebens gewesen. Und wie verliebt war ich! Ich lebte in den Wäldern und auf den Fluren Kariens in Kleinasien bei der wunderschönen Stadt Aphrodisias, die ihren heiligen Namen nach dir hatte, und wo dir die prächtigsten Tempel erbaut, die herrlichsten Bildsäulen errichtet waren. Da mußte ich armer junger Kentaur mich denn wohl oder übel bis über die Ohren verlieben, in jede Najade und Dryade, in jedes Nymphlein, das meine vor Jugendwonne und Lebenslust leuchtenden Augen erblickten. Ich küßte alle — alle! Und wen ich küßte, der verfiel mir. Denn es war, als hätte ich zu Aphrodisias das Küssen von dir selber gelernt — verzeihe die Gotteslästerung.

Niemals hättest du dich zu einem von meinesgleichen herabgelassen, zu einem Tiermenschen mit Schweif und vier Füßen! Ich mußte mich daher mit geringeren Huldinnen begnügen; und — ich begnügte mich.

Bei deiner ewigen Gottheit — was für ein seliges Leben ich führte auf den Blumenwiesen, am Rande der Bäche, unter den Wipfeln der Haine, die deine in Schönheit strahlende Stadt umschatteten! Jeden Tag, jede Nacht herzte ich eine andere; jede eben nur ein einziges Mal. Sie wollten mich alle behalten. Ich aber lachte die verliebten Schönen aus und warf sie von meinem Halse, wie vorhin den Schlingel, der mir den Herrn und Meister zeigen wollte — mir!

Ich bin die Jugend selbst. Bin das junge Tier, das in jedem jungen Menschen steckt. Ein Stück Natur bin ich. Sogar ein Stück göttlicher Natur, meinem Pferdeleibe zum Trotz. Solche Jugend ist eitel Verliebtheit — Verliebtheit in beständigem Wechsel. Verstehst du das?

Was jedoch mein wonnigstes Glück war, sollte zu meinem Unglück werden. Das ereignete sich folgendermaßen: Die Scharen der Schönen, in die ich verliebt war, und die ich für eine einzige Brautnacht an meinem Herzen hielt, vereinigten sich gegen mich und schwuren mir Rache.

In deiner Stadt lebte ein berühmter Bildhauer, Aristias mit Namen. Zu diesem Manne schickten sie eine Gesandtschaft der Schönsten und zugleich Rachgierigsten. Sie sagten und baten: ‚Vor den Toren der Stadt haust ein junger Kentaur. Das ist ein ganz Schlimmer! Er stellt uns armen unschuldigen Jungfrauen auf allen Wegen nach bei Tag und bei Nacht. Wir können nicht mehr unsere Krüge zur Quelle tragen, um Wasser zu schöpfen; können nicht mehr in Frieden unter den Büschen und Bäumen ein Nachmittagsschläfchen halten; nicht mehr auf den Fluren Kränze winden und den Reigen tanzen.

In unserer Not kommen wir zu dir, großer Weiser, und flehen dich an, uns von dem bösen Gesellen zu befreien. Er ist so garstig, so roh! Und er hat Pferdefüße. Denke doch: Pferdefüße! Von solchem Tiere müssen wir Ärmsten uns küssen lassen.

Hilf uns, befreie uns!‘

Welche Tücke, große Göttin! Statt ein ewig Verliebter, sollte ich am Ende ein Weiberhasser sein. Und — stelle dir das Ungeheuerliche vor! — jener Mensch ließ sich wahr und wahrhaftig von den hübschen Lügnerinnen betören, lauerte mir auf, fing mich, schleppte mich in sein Haus, verwandelte mich in Stein um meiner vielen Schandtaten willen.

Erbarme dich meiner! Lasse mich das Leben dieser Nacht behalten! Lasse mich wieder ein junger, verliebter, glückseliger Kentaur sein! Ich trabe hinaus: hinaus in Wälder und auf Auen, und küsse — küsse — küsse . . .

Und ich verspreche dir feierlichst zum Dank, den kleinen Kerl mit den Pfeilen von neuem geduldig auf meinem Rücken zu tragen; ich schwöre dir, jedes Nymphlein anstatt ein einziges Mal, zum mindesten drei Nächte zu kosen. Was meinst du zu diesem Handel? Ich bitte dich, große Göttin, schlage ein.“

Unter dem jubelnden Beifall der gesamten Zuhörerschaft urteilte Frau Venus ernsthaft: „Du hast deine Strafe verdient!“

Es wurde still, als der Ältere der beiden Kentauren anhob zu sprechen, mit einer Stimme, darin seine Qual

nach Worten rang. Zur Göttin erhob er sein entstelltes Menschenantlitz. Aber nicht um Mitleid flehte sein Blick, nicht einmal um Verständnis.

⌘ ⌘ ⌘

„Auch ich bin aus dem Lande mit der Stadt deines göttlichen Namens; auch ich wurde verwandelt in Stein. Er ist getränkt von dem Herzblut meiner großen Liebe, das ich fließen ließ. Denn ich wollte lieben und leiden. Große Liebe ist großes Leid. Das haben die Götter so geschaffen. Sie seien gepriesen dafür . . .

Ich wuchs auf in den nämlichen Wäldern, auf den nämlichen Fluren, wie hier mein junger Gefährte, dem ich seine leichte und lustige Verliebtheit von Herzen gönne — trotzdem er mir dadurch mein Schicksal schuf. Für mich paßt sie nicht; für mich paßt, was ich besitze. Einzig nur das.

Bereits in meiner frühesten Jugend war ich stolz bis zum Hochmut. Und ich war unglücklich von Kind an. War ich doch ein Kentaur, ein Tiermensch! Unglück macht stolz, wie es einsam macht. Dabei sehnte ich mich nach Schönheit, nach Göttlichkeit. Damals wußte ich jedoch nicht, daß es Sehnsucht war; denn ich war damals noch ohne Seele — wenigstens wähnte ich mich seelenlos.

Mein Sehnen verzehrte mich schier.

Einer der Hehrsten und Herrlichsten hätte ich sein mögen und war — ein Halbmensch, ein Pferd; eben ein Tier.

Ich schämte mich dessen, empfand meine behaarte Vierfüßigkeit als Schmach. Aus Scham verkroch ich mich in den finstersten Schatten der Haine, wagte mich nur in dunklen Nächten hinaus auf die Fluren. Und auch das nur selten. Denn auf den Auen tanzten bei Mondschein und Sternenschimmer die Nymphen, die meine Mißbildung nicht sehen sollten.

Am liebsten hätte ich mich verkrochen wie ein zu Tode verwundetes Wild, um im Dickicht einsam zu sterben. Aber ich wußte ja noch nicht, daß ein mythologisches Geschöpf überhaupt sterben könnte.

Meine Einsamkeit, Göttin, sie war so groß wie dann meine Liebe ward . . .

In der tiefen Einsamkeit meines Tiermenschen-Lebens lernte ich, um es ertragen zu können, das Spiel auf der Leier, die ich mir aus Röhricht verfertigte und aus den Haaren meines Roßschweifes. Ich lauschte die holde Kunst Faunen und Satyrn ab. Sie füllten mit ihrem Wohllaut die Haine und lockten damit die Schönen an. Mein Saitenspiel sollte indes keine vernehmen.

Also übte ich mich in Melodien. Sie klangen traurig, traurig, denn ich ließ durch sie meine Sehnsucht sprechen und klagen. Wie hätten meine Weisen fröhlich klingen können? Zu den Tönen ersann ich Worte. Ich sang sie zu meinem Spiel.

Mit zunehmenden Jahren wuchs mein Unglück über mein Tiermenschentum. Ich wähnte, es sei mein Geheimnis, welches ich keinem Wesen unter dem Himmel verraten wollte. Um es zu hüten, zog ich mich tiefer und tiefer in die entlegensten Einöden zurück, wurde ich einsamer und einsamer. Zugleich mit meinem Unglück nahm ich zu an Stolz und Hochmut.

So schwand meine Jugend, so begann das Alter.

Noch immer hatte ich nicht geliebt, noch immer nicht gelebt. Vom Tode wußte ich nichts, fühlte mich indessen wie tot. Trotzdem diese Sehnsucht! Große Göttin, d i e s e Sehnsucht —

Doch dann sollte sich mein Schicksal erfüllen. Höre, du Herrliche, wie es kam! Eines Sommertags begegnete mir in der Wildnis hier dieser muntere Geselle. Er war der erste von meinesgleichen, den ich sah. Du kannst dir daher denken, wie mir bei seinem Anblick zumute ward, wie einem großen Toren, der die Welt nicht kannte. Ich trabte eilends auf ihn zu und sprach ihn an: ‚Sei gegrüßt, mein Leidensgefährte!‘

Er aber höchst verwundert, als sagte ich ihm etwas Ungeheuerliches, fragte: ‚Wie nennst du mich?‘

‚Leidensgefährte.‘

‚Weshalb sollte ich leiden?‘

‚Weil du doch gleich mir ein Tiermensch bist.‘

‚Darum leidest du?‘

‚Du nicht?‘

Er lachte unbändig: ‚Bei allen Göttern — ich ganz und gar nicht!‘

‚Wie ist das möglich?‘

‚Wie ist's möglich, darum zu leiden? Darum!‘

‚Wie ist's möglich, darum nicht zu leiden?‘

Aber er: ‚Ich bin mit Wonne das, was ich bin; möchte nicht um die Schönheit des Adonis etwas anderes sein. Als Tiermensch kann ich genießen — genießen — genießen! Mehr als ein Mensch, mehr als selbst ein Gott! Wie ein Tier kann ich genießen ... Weißt du, was Weiber sind?‘

‚Holde, himmlische Wesen.‘

Wiederum das gellende Hohnlachen: ‚Dirnen sind's!‘

‚Göttinnen!‘

‚Narr! O du Narr!‘

‚Ich kenne sie also nicht.‘

‚Dir hing niemals ein Weib am Halse, niemals der Mund einer Frau an deinem Mund?‘

‚Niemals.‘

‚Du Tor, du Narr, du — Mensch! Du verdientest wahrlich, ein Mensch zu sein, der allernärrischsten einer.‘

Und er wälzte sich am Boden vor Vergnügen über meine Narrheit. — Als er nicht mehr lachen konnte, erhob er sich, stand vor mir, meinte plötzlich: ‚Komm mit mir.‘

‚Wohin?‘

‚Ich führe dich.‘

‚Ich muß wissen, wohin. Siehe, ich bin gewiß ein großer Tor, aber ich bin zugleich ein großer Einsamer. Aus meiner Einsamkeit lasse ich mich nicht fortlocken.‘

Da redete er mir schmeichelnd zu: ‚Nur dieses eine Mal, du großer Tugendhafter. An deiner Leier erkenn' ich, daß du Musikant bist. Gewiß sogar ein Dichter. Du siehst mir ganz danach aus. Als Lautenschläger und Poet sollst du mir helfen, ein armes Weiblein zu trösten, ein blutjunges, bildhübsches, verlassenes.‘

Ich rief mit tiefem Erschrecken: ‚Geh allein!‘

‚Folge mir, ich bitte dich. Ich selbst habe es nämlich verlassen, wie ich dir nur gestehen will. Ich kann eben nicht anders. Es ist meine Natur. Und dann — ich

bin jung, jung! Und ich will genießen, genießen! Will **leben**! Ohne Ende! Du scheinst mir zwar ein sonderbarer Kauz zu sein, so etwas von einem Schwärmer, einem sogenannten Idealisten, eben einem Narren. Zugleich aber ein netter Kerl, ein gutmütiger alter Herr. Dabei höchst ehrbar. Dir wird das niedliche Dingelchen nichts anhaben, und du tust an ihm und auch an mir ein gutes Werk. Denn ich bin zwar ein Tier; aber schließlich doch immerhin ein leidlich anständiges. Das erkenne ich daran, daß die Verlassene mir leid tut.'

So sprach dieser Jüngling, der mich jetzt mit Augen und Lippen anlacht — wieder mich auslacht. Ich ließ mich von seiner fröhlichen Jugend auch wirklich beschwatzen. So meinte ich nämlich damals. Denn damals wußte ich nicht, daß es etwas anderes war, was mich gewaltsam trieb, seiner Lockung zu folgen.

Große Göttin, meine Sehnsucht war's.

Meine Sehnsucht nach Leben, nach Liebe."

⌘ ⌘ ⌘

Nach diesen Worten schwieg der Liebende. Und schweigend verharrten alle, die ihm zuhörten. Alle empfanden, daß dieser Mann mit dem Heroenantlitz, der sich derartig sklavisch dem Gott unterwarf und Hände sowohl wie Seele in Fesseln schlagen ließ — daß es bei ihm etwas anderes war als verächtliche Schwäche. Er hatte die **Kraft**, zu lieben und um seiner Liebe willen zu leiden! Es war Mut, eine große Leidenschaft auf sich zu nehmen gleich einem Kreuz. Still und milde schaute die Göttin auf den Mann, der sonder Scheu und Scham bekannte, mit gebrochenem Stolz, zermartertem Herzen ihr zu Füßen zu liegen.

Der Tiermensch mit der durch seine leidensvolle Liebe göttlich gewordenen Seele sprach weiter in dem schweren Schweigen rings um ihn: „Dieser glückliche Leichtfertige führte mich zu einer kleinen Waldwiese, die voll roter Anemonen stand, so daß sie wie mit lichtem Purpur bedeckt schien. Mitten in der glühenden Blütenflut ruhte das erste Weib, das ich sah. Sie war von feiner Gestalt und von solcher Anmut der Bildung, wie ich die Frau bei meinen

Weisen und Gesängen im Geiste schuf, wenn meine Sehnsucht in mir nach Lieben und Leben schrie.

Vollkommen hüllenlos sah ich das erste Weib, das ich für eine Göttin hielt, für dich selbst, Tochter Zeus' . . .

Wir waren am Waldessaum stehen geblieben, und hier dieser raunte mir zu: ‚Sie ist eingeschlafen. Ihr Schmerz wiegte sie in Schlaf. Möchte sie im Traume den Treulosen vergessen! Du aber wecke das Kind mit deinen süßesten Melodien, singe der Reizenden deine zartesten Lieder! Deine Melodien und Lieder werden sich in ihr trauriges Seelchen schleichen. In den Gesängen wird sie den Sänger lieben, und über deinen jungen Liedern deine alternden Jahre vergessen. Im übrigen nimm dich in acht. Denn auch dieses Nymphchen ist ein Hexlein. Diesen Rat lass' ich dir zur Warnung zurück; und — Aphrodite sei mit Dir!'

Wie im Traume vernahm ich des Gesellen raunende Rede; und wie das Bild eines Traums sah ich dicht vor mir auf dem blutroten Teppich der Frühlingsflur das leuchtende Frauenwesen. Nicht mit meinen Augen sah ich's, sondern mit meiner Seele, die ein gütiger Gott — oder war es ein furchtbarer, erbarmungsloser? — auch uns Tiermenschen gab. Das empfand ich plötzlich in diesem einen Augenblick . . .

Als ich noch stand und versuchte, das große Wunder zu fassen, das sich mit mir begab, verschwand der Versucher an meiner Seite. Aus dem Dickicht hörte ich sein lustiges Lachen als letzten, höhnenden Gruß.

Nun bewachte ich den Schlummer der weißen, wundersamen Gestalt. Die Ruhende seufzte im Schlaf. Da ergriff mich ein unsägliches Mitleid, ein mir bis dahin völlig unbekanntes Gefühl, wie ich mir denn auch erst jetzt meines qualvollen Sehnens bewußt ward und dieses Sehnens Grund.

Dort lag es vor meinen Augen schlank und licht im Anemonengefilde . . .

Ich begann leise zu spielen, leise zu singen, von meiner verzehrenden Sehnsucht! Daß ich soeben erst meine Seele empfangen und daß ich angegraute Locken bekommen mußte,

bevor ich erfahren konnte, was Leben und Lieben sei. Aber zugleich gedachte ich gar nicht meines Alters. Und ich gedachte nicht meiner Einsamkeit. Auch nicht meines Stolzes. Das war mein Schicksal.

Meine leise Weise weckte sie. Sie schlug die Augen auf, große, azurblaue Augen, die in dem weißen Gesichtchen unter der goldigen Haarflut fast schwarz strahlten. Still schaute sie auf mich, gar nicht erschrocken, kaum erstaunt. Sie blieb ruhig liegen, schien sich in dem weichen Blütenbett so recht wohlig zu fühlen und behaglich auf Spiel und Gesang zu lauschen. Da spielte und sang ich denn, als sollte ich meine soeben erst empfangene — soeben erst empfundene Seele hingeben müssen.

Endlich erhob sie sich ... Es war, als erblühte aus dem roten Grunde eine binsenschlanke, wundersame, blasse Blume. Als ich sie in ihrer ganzen hüllenlosen Frauenherrlichkeit vor mir sah, riß auf meiner Leier eine Saite.

⌘ ⌘ ⌘

Sie tat durchaus nicht fremd und scheu, schien nicht im mindesten traurig und des Trostes bedürftig zu sein. Ja, sie lachte mich an, daß ich zwischen ihren roten Lippen die Zähne schimmern sah, weiß wie Winterschnee auf den Felsengipfeln.

Ich stand mit zerrissenem Saitenspiel verstummt und bebend, von heißen Schauern geschüttelt. Da trat sie auf mich zu, sagte mit einem Stimmchen wie Vogelgezwitscher im knospenden Lenz: ‚Du also bist der Spieler und Sänger? Du!‘

Ich fragte — und kaum, daß ich sprechen konnte: ‚Kennst du mich denn?‘

‚Gut, recht gut. Ich schlich mich häufig in deine Nähe und belauschte dich heimlich. Alle deine Lieder kenne ich. Darum kann ich mit dir auch reden wie mit einem alten, lieben Bekannten ... Aber sage mir: warum sind deine Weisen so traurig?‘

Da sagte ich's ihr: ‚Weil ich dich nicht fand?‘

‚Weil du mich nicht fandest —‘

‚Weil ich mich nach dir sehnte! Immer, immer!‘

‚Suchtest du mich denn?‘

‚Immer, immer!'

‚Also wußtest du, daß ich auf der Welt war?'

‚Das Weib! ... Ich ahnte es ... Ich ahnte dich!'

‚O du —'

Sie wollte lachen. Aber etwas wie Schreck ließ sie verstummen. Ich las die Ursache in ihren Augen. Weil ich ein Kentaur war — ein Tiermensch!

Und ich sagte es ihr ... Sie aber meinte leise, ganz leise: ‚Der andere hat mich ja auch geküßt. Freilich der andere war —'

Da sie stockte, so sprach ich für sie. Ich rief, schrie es auf: ‚Der andere war jung!'

Nun mußte ich doch meiner ergrauenden Haare gedenken! Sie selbst erinnerte mich daran. Das hätte mich warnen sollen. Aber welcher Liebende ließe sich warnen?

Wer sich warnen läßt, liebt nicht.

Was würde sie antworten? ... Ich wartete darauf. Mein Herz hörte ich in der Brust klopfen, mein Blut durch die Adern rauschen, in Todesangst wegen der Jugend des anderen. Denn Jugend ist die triumphierende Siegerin.

Sie sah mich an. Mir war's bei ihrem Blick, als sänke meine eben erst empfangene Seele in einen strahlenden Abgrund, darin sie unterging: so abgrundtief war ihr Auge. Dann antwortete sie: ‚Deine Melodien und Lieder sind jung, und frühlingsjung ist deine Seele, und kinderjung werden deine Lippen sein, wenn ich sie küsse.'

Ich, grauer Tor, stieß hervor: ‚Wie kannst du mich küssen, da du doch den jungen Treulosen küßtest; da du ihn liebst, um ihn leidest?'

Ihr Blick ward fremd und fern. Sie sprach mir nach: ‚Da ich ihn liebe, um ihn leide ... Sagte er dir das?'

‚Er führte mich zu dir, damit ich deiner liebenden und leidenden Seele meine traurigen Lieder sänge.'

‚Er selber brachte dich her? ... Weshalb sprichst du nur immer von Lieben und Leiden? Und wer sagt dir, daß ich lieben und leiden kann?'

Ich verstand sie damals nicht, schwieg, schaute sie an, schaute in den strahlenden Abgrund ihres Auges. Sie fragte: ‚Kannst du lieben und leiden?'

‚Seit ich dich sah —'

Und sie, beständig ihren abgrundtiefen Blick auf mich gerichtet: ‚Du bist anders als alle. Einen solchen wie du bist, küßte ich niemals. Ich möchte dir die Seele ausküssen. Das möcht' ich! Weil du so ganz anders bist.'

Da entrang es sich mir wieder wie ein Stöhnen: ‚Ein Tiermensch bin ich! Ein lebendiges Stück Unnatur.'

Ernsthaft meinte sie: ‚Ein Sänger bist du, ein Dichter. Schmähe dich also nicht selbst . . . Jetzt aber komm!'

‚Ich soll mit dir gehen?'

‚Du sollst mich lieben und sollst um mich leiden. Ich will deine Seele haben! Deine Dichterseele! Ich will deine Seele mit meinem Lächeln zerstören, mit meinen Küssen morden. Oder fürchtest du dich, eines solchen seligen Todes zu sterben?'

So erfuhr ich, daß es auch für uns ein Sterben gab: wenn wir liebten und litten, um unserer Liebe willen blutige Qualen erduldeten. Wir starben an unserer Liebe . . .

Aus ihrem lächelnden Munde erfuhr ich's; und sie fragte mich, ob ich an ihr sterben wollte?

Das wollte ich.

❧ ❧ ❧

Sie schlüpfte von mir fort, schwebte wie ein Silberstreif über die rote Flur, neigte sich nieder, pflückte von den Anemonen, flocht sie zu Gewinden, kränzte mir Haupt und Brust. Auch ihren eigenen schneeweiß schimmernden Leib schmückte sie bacchantisch mit dem Blütenglanz und streute sich die blutenden Tropfen in ihr strahlendes Haar.

Das Blumenspiel der Reizenden begleiteten meine Melodien, die trotz der zerrissenen Saite plötzlich einen neuen, gar wundersamen Klang hatten, als wäre auch in meinem Spiel erst die Seele erwacht. Dann streckte ich mich ihr zu Füßen aus, sie setzte sich auf meinen Rücken, und — es geschah in diesem Augenblick, daß der kleine Gott mir die Hände fesselte, die keine Macht wieder lösen kann.

Nun entführte ich meine holde Last an den schönsten und zugleich einsamsten Ort. Es war dies eine wonnige

Flur am Gestade eines Alpensees. Nur über die blauende Flut konnte man hingelangen. Ringsum stiegen gewaltige Felsenmauern auf, darüber allein die Wolken und Adler zu ziehen und zu schweben vermochten. Die Au selbst war ein einziges Rosengefilde, an dessen Ende eine Grotte sich öffnete, wie eine Halle so feierlich schön. Wände und Decke erglänzten von Kristallen, und den Boden umhüllte smaragdgrünes Moos.

Als ich die Geliebte über den See trug, kamen Schwäne geschwommen und gaben unserem Brautzuge das Geleit. Nur ihre winzigen weißen Füße wurden naß. Ich aber beneidete die Wellen, die ihren Fuß küßten, und mißgönnte ihren Anblick den Schwänen. So schlimm stand es gleich anfangs um mich . . .

Es ward jedoch schlimmer. Von Tag zu Tag mehr. Wir hausten in der glanzvollen Grotte, und ich wurde nicht nur ihr Liebhaber, sondern ihr Wärter und Wächter, ihr Knecht, Sklave, Leibeigener.

Mit jeder Stunde wuchs mein Leid. Je qualvoller es war, um so größer ihre Freude daran. Sonst empfand sie nichts — nichts — nichts! Keine Wonne bei meinen Küssen, keine Seligkeit in meinen Armen. Aber wenn sie meine Liebespein sah, lachte sie mich an; und wenn mein Herz blutete, bekränzte sie meine Stirn. Dazu mußte ich die Leier schlagen und singen zu ihrem Preis.

Mein ganzes Sinnen und Dichten war, wie ich sie heiß und heißer lieben, wie ich ihr mehr und mehr meine Seele zu eigen geben und Lieder singen konnte zum Preise ihrer holdseligen Schönheit.

Eines jedoch vergaß ich nie: daß sie bereits an den Herzen von anderen gelegen hatte. Und noch ein Zweites: daß sie nicht zu lieben und zu leiden vermochte — also keine Seele besaß. Keine Seele! Und sie hatte mir doch die meine gegeben . . .

Es kam eine Zeit, da merkte ich wohl, wie sie meine Lieder nicht mehr ‚jung' fand, nicht mehr in mir den Sänger und Dichter sah, sondern nur noch den alternden Mann mit dem schmerzlichen Antlitz, den todtraurigen Augen und den sklavisch gefesselten Händen. Die Zeit



Bildnis.

Gemälde von Heinrich Knirr.

Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

kam, wo sie meine Küsse nicht mehr wollte, wo sie fortstrebte von mir. Aber wie hätte ich sie lassen können? Sie war zu meinem Atem geworden, und Atem ist Leben. Ich konnte doch nicht plötzlich aufhören zu atmen, zu sein.

Da machte sie mein Herzblut strömen — nur um von mir fortzukommen. Ich ließ es hinströmen in Fluten. Wenn sie nur bei mir blieb.

Was jetzt folgte, war nichts anderes als meines Schicksals letzte Erfüllung . . .

Nach einer wütenden Sturmnacht tat ich am Gestade einen seltsamen Fund. Es war ein Jüngling, ein Menschenjüngling! Zugleich das Schönste, was ich jemals erblickt hatte, fast schöner als die Geliebte. Jener Holde dort (der Kentaur deutete auf den ernsthaft zuhörenden Antinous) gleicht dem schlanken Knaben, der in der wilden Nacht über den See schwamm — ich erfuhr später weshalb — und der nun am Ufer lag ohne Bewußtsein, ohne Leben.

Ich hob ihn sorgsam auf, trug ihn in die Grotte, bettete ihn auf das Mooslager. Da sah ihn mein Weib, und da wußte ich's denn. Ich wußte es sogleich . . .

Der Jüngling erwachte zum Leben, lag aber in heftigem Fieber. In seinen Phantasien sprach er von der schneeigen Frau, die er vom jenseitigen Ufer aus erblickt hatte, um derentwillen er in der Sturmnacht über den See geschwommen war. Sie stand dabei, hörte sein Seufzen und Sehnen und lachte.

Da ward er gesund. Ich pflegte ihn; ich liebte ihn. Seine Schönheit war von schier göttlicher Art. Ich mußte ihn lieben! Und ihn hätte das junge Weib lieben müssen — wenn es hätte lieben können.

Sie wollte ihn jedoch nur küssen . . .

Aus abgrundtiefen Augen lachte sie ihn an, anders, ganz anders, als sie jemals mich angelacht hatte. Sie wand um seine Stirn Kränze, für die sie die allerschönsten Blumen suchte. Er half ihr suchen und pflücken. Dabei küßte sie ihn. Ich sah es nicht, aber ich wußte, daß sie ihn küßte: anders, ganz anders als mich . . .

Wiederum eines schönen Morgens hieß ich beide sich auf meinen Rücken setzen. Sie gehorchten stumm. Über

den See trug ich das Liebespaar, und die Schwäne geleiteten uns. Am jenseitigen Gestade stieg ich ans Land.

Sie glitten von meinem Rücken hinab in das blumige Gras, faßten sich bei der Hand, schritten davon, schweigend, ganz schweigend. Mit keinem Blick schauten die beiden jungen Gestalten zurück nach dem Einsamen, dem Tiermenschen, dem alten Kentauren mit den gefesselten Händen und der gemordeten Seele.

Was weiter geschah?

Ich hauste in Öde und Wildnis, rührte meine Leier nie wieder, sang nie mehr ein Lied.

Auf meiner Leier waren die Saiten zersprungen, und zersprungen war etwas in meinem Herzen.

Auch der Dichter, der ich sein sollte, war tot.

Und das war gut so.

Einmal belauschte ich wider Willen das Gespräch zweier alten Dryaden in den Wipfeln einer grauen Steineiche. Die beiden erzählten sich von einem großen Künstler in der Stadt Aphrodisias, der Götter und Heroen, Faune und Kentauren und sonst alle Fabelwesen zu Erz und Marmor umschuf. Da wußte ich sogleich, auf welche Weise ich zu einem leiblichen Tode gelangen konnte: zur Entgeisterung, Erstarrung, zur Umwandlung in Erz oder Stein. Wie ich wollte, so ist mir geschehen.

Das ist meine Geschichte, große Himmlische, du Siegerin über Menschen und Götter."

⌘ ⌘ ⌘

In dem schweren Schweigen des antiken Geisterspuks dieser Frühlingsnacht erschallte ein weicher Wohllaut. Die Stimme der großen Göttin war's, welche fragte: „Vermag ich dir einen Wunsch zu erfüllen?"

„Was für einen Wunsch?"

„Zum Leben will ich dich nicht wieder erwecken. Was solltest du, armer Geselle, wohl noch auf der Welt? Sie kennt keine Götter mehr; auch keine Kentauren. Es würde dir daher auf Erden schlecht ergehen. Die Römer würden dich bei ihren Karnevalsfesten als ‚Barbari' laufen lassen; sie würden dich hetzen und höhnen, dich wohl gar wie einen Büffel vor einen Karren oder Pflug spannen.

Werde daher auch du wieder fühlloser Stein wie wir alle hier, die in dieser leuchtenden Frühlingsnacht durch die holden Frauen Apolls für einige Stunden zum Leben erweckt wurden. Uns allen ist tausendmal besser, in der neuen Zeit, die hereinbrach, starre, stille Bildsäulen zu sein.

Aber siehe, Lieber, ich kann dich von meinem bösen, kleinen Gotte befreien, denn er trieb es wahrlich arg mit dir. Ich kann deine Hände aus ihren Fesseln lösen und den grimmigen Schmerz aus deinem Antlitz streichen. Wünsche also, mein Freund."

Des Kentauren Antwort lautete: „Was ich war, will ich in Ewigkeit bleiben. Da ich von meiner große Liebe nicht mehr zu spielen und zu singen vermag, so sollen die Menschen sie an meinen gefesselten Händen, an meinem gramvollen Angesicht sehen. Und sie sollen daraus erkennen, daß auch ein Tiermensch lieben kann — wie sie, daß auch er eine gottgeschaffene Seele besitzt — wie sie."

Plötzlich rief aus der Versammlung der Olympischen eine strenge Frauenstimme: „Wie kann ein ernsthafter Mann, wenn er auch nur ein Kentaur und Halbmensch ist — wie konntest du, o Meisterwerk des Bildners Papias, eines derartigen Geschöpfes willen in solchen Abgrund von Schwäche versinken? Pfui, schäme dich, grauer Gesell!"

Mit einem Lächeln, welches das schmerzliche Antlitz wundersam verjüngte, erwiderte der Geschmähte der hehren Minerva: „Weise Göttin, weißt du nicht, daß wir nicht den Gegenstand unserer Liebe lieben, sondern —"

Er blickte sie leuchtenden Auges an, die ihn ungeduldig unterbrach: „Sondern was? . . . Willst du mich etwa belehren?!"

„Ich will dir nur sagen, daß es die göttliche Liebe selbst ist, die wir in einem unwürdigen Geschöpfe — wie du es nennst — lieben. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst?"

Aber die Göttin der Weisheit verstand ihn nicht. Wie sollte sie auch?

Kaum hatte der Kentaur diese Worte gesprochen, als die Zeit um war. Der Frühlingstag dämmerte auf. In feierlicher Prozession kehrte die Welt der Antike zurück in die Säle, wurde wiederum Statue — Stein.

Die neun Musen aber verließen das Standbild ihres Gottes, schritten traurig hinweg aus dem Palast des kapitolinischen Museums, den Hügel hinab, über das zertrümmerte Forum, an den Ruinen des Palatin vorbei und hinaus in die Campagna, darüber keine Morgenröte Purpurglanz warf. Denn die himmlischen Frauen hatten ihr Nachtwerk ungetan gelassen, für welche Versäumnis sie sicher einer strengen Strafe verfielen.

Etwas Erfreuliches begegnete ihnen an diesem grauen Morgen aber doch noch auf der Via Appia antica in Gestalt eines jungen, zärtlichen Liebespaares, das die leuchtende Frühlingsnacht im Hain der Egeria verbracht hatte. Als die neun Hehren die beiden Glücklichen gewahrten, sprachen sie untereinander: „Es gibt doch noch Götter auf Erden!" Und sie kehrten getröstet in ihren Mons Albanus zurück.

⌘ ⌘ ⌘

Am Vormittage besuchten die Fremden zu hellen Haufen das Museum des Kapitols. Sie kamen mit braunen und roten Büchern in den Händen, schlugen darin wichtig nach, lasen eifrig; und wenn eine Statue mit einem Stern bezeichnet war, so blieben sie davor stehen und fanden das besternte Steinbild in allen Sprachen Europas ganz besonders wundervoll, oder reizend, oder sonst etwas.

Am begierigsten drängten sie in das Kabinett der Venus vom Kapitol, verglichen sie mit anderen Standbildern der Göttin der Liebe, und die meisten fanden die Mediceerin die herrlichste von allen, was jedoch niemand laut sagte.

Aber auch die beiden Kentauren des Aristias und Papias aus Aphrodisias in Karien fanden Beachtung. Die Fremden lasen darüber: „Das Motiv der Gruppe ist die verschiedene Wirkung der sinnlichen Liebe auf das reifere und jugendlichere Alter."

„Ach so! . . . Seht! Der Junge hat den Amor abgeworfen . . . Aber seht das andere mythologische Vieh! Alter schützt vor Torheit nicht. Selbst nicht solchen Halbmenschen." — — Und Sie lachten.



Der Prinz mit der Laterne.

Von Carry Brachvogel.

Der Märchenprinz — nichts Schöneres wußte die Volksphantasie zu ersinnen. Wie aus Tragant und Zierlichkeit gewoben, stolzierte er atlasknisternd, goldüberrieselt durch die holden Geschichten, die sie erfand. Er speiste alle Tage die köstlichsten Leckerbissen von goldenen Tellern, schlief in seidenen Betten, fuhr in einer prächtigen, von acht Schimmeln gezogenen Kutsche im Lande umher, und wenn er wirklich einmal zu Fuß in den Gärten seines Papas spazieren ging, so schritt er statt über Kiesel über Edelsteine. Er war schön wie der junge Tag, bereitete seinen königlichen Eltern nie die geringsten Schwierigkeiten, und wo immer er sich zeigte, schrie das Volk: „Hurra"! Mit einem Wort, er stellte einen solchen Ausbund von Glück und Musterhaftigkeit dar, daß er etwas unwahrscheinlich wirkte und kaum noch mit der übrigen Menschheit, die er doch beherrschte, durch irgendein Band verbunden war. Die Volksphantasie mit ihrem starken, dichterischen Instinkt merkte auch gleich, daß ihrem Prinzen etwas fehlte, um durchaus populär zu werden, daß er, wenn er den Menschen gefallen sollte, auch ein Stückchen Menschentum, ein Stückchen Unvollkommenheit in sich tragen müßte. Als ebenso große wie naive Dichterin verstand sie alsbald, welche Wirkung durch Kontraste erzielt werden kann, und darum winkte sie den atlasknisternden, goldüberrieselten jungen Herrn zu sich heran und überreichte ihm — eine Laterne. Jawohl, eine Laterne, eine kleine oder vielleicht auch eine große, simple Laterne, eine Nachfolgerin der historischen Laterne, die einst dem Diogenes bei der Suche nach Menschen behilflich war. Denn dies war das Stückchen Menschentum, das bißchen Unvollkommenheit, mit dem die Volksphantasie den Prinzen begabte: sein Herz sehnte sich nach einem Menschen und

fand ihn nicht, fand ihn weder an der prunkvollen Tafel, noch in der Schimmelkutsche, noch auf den edelsteinbesäten Wegen der königlichen Gärten ... Weil der Prinz aber ebenso naiv und umkompliziert war wie die Volksphantasie, fand er schließlich, dank der Laterne, den Gegenstand seiner Sehnsucht doch noch, und zwar in einer Gänsehirtin oder einem Aschenbrödel. Liebeskrank und hoch befriedigt kehrte er nun an den Hof seines Vaters zurück, wollte nicht mehr essen, trinken, schlafen, lachen, wollte nur noch sterben, wenn er nicht Fräulein Gänsehirtin oder Aschenbrödel zur Frau bekam. Der alte König, der keinen Gothaschen Almanach kannte und sich auch sonst wesentlich von modernen Herrschern unterschied, gab schließlich nach, und so fuhr der Märchenprinz mit seiner Herzliebsten in einer von zwölf Schimmeln gezogenen Prachtkarosse zur Kirche. In der Gänsehirtin vermählte er sich unlöslich dem Stück Menschentum, das ihn populär machen und ihm zugleich die Sehnsucht nach einem Menschen stillen sollte; was blieb noch anderes von ihm und seiner Frau zu sagen, als: „wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute!" Die Laterne war für ihn nun überflüssig, wurde ausgelöscht und auf den Speicher gestellt. In zwanzig Jahren mochte ein anderer Prinz, der Sohn der Neuvermählten, sie vorholen und aufs neue entzünden, um mit ihr einen Menschen zu suchen ...

Es wäre interessant, aber auch arg literarhistorisch, wenn man nun dem Märchenprinzen mit seiner Laterne auf allen Wegen und Irrwegen nachgehen wollte, die er zurücklegen mußte, bis er aus dem Märchenwald der Volksphantasie in den heiligen Hain der deutschen Klassiker gelangte. Er kam gar weit in der Welt herum, mußte zeitweise, wie es früher wohl Brauch war, in mancherlei Verkleidungen reisen, konnte aber schließlich immer mit Befriedigung feststellen, daß das Interesse an seiner Person und seinem Prinzentum stetig wuchs, sich stetig vertiefte, auch wenn ihn irgendeine Modeströmung zwang, da und dort inkognito aufzutreten. — Zunächst machte er einen Abstecher über den Kanal, und weil ihn dort nicht ein gewöhnlicher Komödienschreiber, sondern ein Weltgenie vom Schiff abholte, und England noch old merry England war, so

mußte er in eine Verkleidung schlüpfen, die sich von den Kostümen, die er bis jetzt getragen, wesentlich unterschied. Er, der einst in Atlas geknistert hatte, mußte nun, weil Sir William Shakespeare es wollte, in das schäbige Bummlergewand des tollen Junkers Heinz kriechen, und statt voll lyrischer Sehnsucht ein Gänsemädel oder eine Schäferin zu suchen, ließ sich der derbe, verliederlichte Prinz die verkommene Menschlichkeit John Falstaffs genügen. Vielleicht aber war der englische Vetter Heinz nur ein weitläufiger, ein ganz weitläufiger Verwandter des holden Märchenprinzen und seiner späteren Sippen, vielleicht stand er nicht nur dichterisch, sondern auch seinem Schicksal nach höher als sie alle. Erlebte er denn neben der prinzlichen Sehnsuchtsidylle nicht auch die peinliche, übliche Kronprinzenmisère? Ist seine Freundschaft mit dem dicken Schlemmer nicht wie ein Satyrspiel auf die Tragödie des Erben, dem das Höchste — die Macht — allzulange versagt bleibt und der aus Trotz und Selbstironie sich nun mit dem Geringsten, mit einem Falstaff, vergnügt?!

Als der tolle Heinz ein sehr ernsthafter König geworden, trat der Prinz mit der Laterne die Rückreise über den Kanal an. Die Verkehrsverhältnisse waren damals in jeder Hinsicht beschränkt, und so brauchte er fast zweihundert Jahre, bis er von London nach Deutschland kam. Er nahm den Weg über Frankreichs Barocktragödie, in der er als olympischer oder klassischer Heros erschien. Weil es sich für Achill oder Britannicus nicht geschickt hätte, eine Gänsehirtin zu suchen, so stellte er sein Laternchen in eine Seitenkulisse, von wo es immer noch ein wenig ins Publikum leuchtete und den „Vertrauten" des Heros sanft beschien, während der Heros selbst ihn mit einem Sturzbad von funkelnden Alexandrinern übergoß. Als die klassischen Stelzen dann unmodern wurden, und die ganze gebildete Welt auf Louis XV.-Absätzen der Einfachheit nachlief und aus tiefausgeschnittenen, seidenen Fischbeinpanzern nach Natur und Gefühlen schrie, holte der Prinz seine Laterne aus der Seitenkulisse und begab sich mit ihr unverzüglich ins Schäferspiel. Da gefiel es ihm gut, viel besser als bei dem Heldentum mit der Allonge-

perücke, wo er statt eines lieben Gänsemädels nur einen langweiligen Vertrauten und allenfalls eine erhabene Gattin gehabt hatte! Am Anfang zwar kam ihm das ganze Getriebe von Schäfern und Hirtinnen ein bißchen ungewohnt, ja vulgär vor, bald aber bemerkte er zu seiner Freude, daß alles nur Komödie und Maskerade war. Daphnis und Damöt und Damon trugen ja allerdings zierliche Schäferhüte und hielten weiße Stäbe in der Hand, aber in Wirklichkeit waren sie doch Prinzen wie er, fühlten prinzlich, dachten prinzlich, und der ganze Aufputz war eigentlich genau dasselbe wie seine Laterne, war ein äußeres Zeichen, daß sie Menschen sein und suchen wollten.

In Deutschland angelangt, begab sich der Prinz zunächst nach Wolfenbüttel. Dort arbeitete in einer bescheidenen Gelehrtenstube der ehemalige Hamburger Theatermann — jetzt Herzoglicher Bibliothekar — Gotthold Ephraim Lessing an einem neuen Trauerspiel, das „Emilia Galotti" hieß. Herr Lessing hatte in seinem Leben schon alle möglichen Menschen und Situationen kennen gelernt, Fürsten und Fürstenliebchen, Hofschranzen, freies Hanseatentum und Theatergetriebe und was ihn die eigenen Erfahrungen, der eigene Scharfblick nicht gelehrt, das trug ihm jetzt der Föhn zu, der von Westen her zu wehen begann. Die Völker empörten sich noch nicht, aber sie wachten schlaftrunken auf, geweckt von neuen, brausenden Ideen, die in den besten Köpfen aufsprangen und nicht Ruhe gaben, bis sie ihre Probe auf das Leben abgelegt hatten. Noch wagte man nicht, Tyrannen zu stürzen, aber man wagte schon, sie mit Abscheu zu betrachten und in edlem Unmut zu verkünden, daß ihre Zeit vorüber sei . . . Aus Zeitgeist, tiefster Menschenkenntnis und persönlichen Erfahrungen schuf der Bibliothekar von Wolfenbüttel sein neues Drama, lieh ihm eine Technik, die an Vollendung in der ganzen Weltliteratur ihresgleichen sucht und die nicht nur fleißiges Studium der klassischen Dreieinheit, sondern auch einen verblüffenden Theaterinstinkt verrät. In diesem Stück heißt der Prinz mit der Laterne Hettore Gonzaga, Prinz von Guastalla, ein klangvoller Name, der freilich das Lichtchen in der Laterne völlig verlöscht. Denn

Gonzaga ist noch ein echter Prinz des ancien régime: lasterhaft, reich, verführerisch, skrupellos; man muß ihn von Sonnenthal dargestellt gesehen haben, um ganz zu begreifen, was und wie er eigentlich ist. Wohl jammert er zu Anfang Marinelli ein bißchen an: „O, ein Fürst hat keinen Freund, kann keinen Freund haben!“, aber der ganze Jammer gilt doch nur einem hübschen Weib, und die Treulosigkeit Marinellis besteht nur darin, daß er den Prinzen nicht früher auf die Fährte dieses hübschen Weibes gebracht hat ... Nein, dieser Prinz sucht keinen Menschen, sondern einen Gelegenheitsmacher, und wenn er die Laterne zur Hand nimmt, so ist es nur, weil sie ihm bei einem dunklen Abenteuer leuchten soll. Auch wenn er zum Schluß in Entsetzen und Verzweiflung tobt: „Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“, so ist das nichts weiter, als ein Nervenchok, und man darf getrost annehmen, daß schon in wenigen Tagen die alten Beziehungen zu Marinelli wieder hergestellt sind, vorausgesetzt, daß der würdige Freund ein anderes hübsches Mädchen ausschnüffelt ... Gonzaga ist der Prinz des ancien régime, der mit ihm fallen mußte. Den ersten Prinzen aber nach dem Sinn der erwachten Zeit, aus ihrer Sehnsucht, ihrem Traum und ihren nagelneuen Freiheitsidealen heraus schuf nicht der streng disziplinierte Braunschweiger Gelehrte, sondern das Schwabengenie mit der ewigen Jünglingsseele, Friedrich Schiller. Der leidvolle Königsknabe „Don Carlos“ leuchtet mit einer wahren Azetylenlaterne ganz Spanien ab um einen Freund; so hell brennt sie, so leidenschaftlich sucht er, daß wir vor seinem suchenden und gefundenen Menschentum fast vergessen, daß auch er seine Kronprinzentragödie erlebt. Als Kind hat er sich für seinen Freund blutig peitschen lassen, als Jüngling, als Fürst von morgen wirft er dem Vater für den toten Freund alles vor die Füße, was ihm gestern noch lachte und ihm morgen lachen könnte:

„... Suchen
Sie unter Fremdlingen sich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche —“

Und so hinreißend, so über alle Begriffe beglückend enthüllt er in der Klage um Posas Tod die Freundschaft, die sie beide verband, daß selbst König Philipp, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht, sich arm und betrogen vorkommt neben dem Knaben, für den ein Freund starb ...

Prinz Carlos ist sowohl in Wirklichkeit wie im Drama kinderlos gestorben und hat doch unzählige Nachkommen in die Welt gesetzt: sämtliche Literaturprinzen, die menschlich fühlen und für Liberalismus schwärmen, stammen von ihm ab. Denn dies ist nun einmal eine Lieblingsvorstellung der Dichter und Literaten geblieben, daß ein Prinz, ein echter Prinz, sich in seiner Prinzenhaut und in seinem Gottesgnadentum gar nicht behaglich fühlt, sondern eifrig bestrebt ist, sich wenigstens stellenweise zu verbürgerlichen und mit seiner Laterne einen Freund zu suchen, einen Menschen, der menschlich zu ihm spricht. Gutzkow, Freytag, Auerbach, Spielhagen und wie sie sonst noch alle heißen mögen, die dauernd oder vorübergehend unsere Literatur bereicherten, sie alle oder fast alle haben einmal versucht, den Prinzen zu zeichnen, der so reich und glücklich scheint und dem doch die letzte Vollendung fehlt — Menschentum. Daß alle Federn zwischen 1830 bis 1870 und noch etwas weiter so schrieben, kann uns nicht sonderlich wundernehmen, denn in diesen Jahrzehnten gärte es wieder wie ein neuer Völkerfrühling, und der Liberalismus, der Bürgerstolz vor Königsthronen war nicht nur die letzte geistige Mode, sondern auch wirkliches Ideal der bedeutenden Köpfe, die ihre neugewonnenen Menschen- und Freiheitsrechte so hoch werteten, daß ihnen jeder, der nicht dafür gestritten und geblutet hatte, arm vorkam, selbst wenn er ein Prinz war. Fünfzig, sechzig Jahre lang stolziert der Prinz mit der Laterne nun in allen möglichen Dramen und Romanen herum, führt immer einen klangvollen Namen, präsentiert sich immer unsäglich vornehm, unnahbar, ja stolz, trägt aber immer, gleich dem Gralskönig, eine geheime Wunde, daß er eben „nur“ ein Prinz und gar kein gewöhnlicher Mensch ist. Dann und wann ist er sogar schon modern sozialistisch getönt, wie der Fürst Egon von Hohenberg in Gutzkows „Rittern vom Geist“, der in

Paris mit Arbeitern fraternisiert, nach Deutschland heimgekehrt, an die Spitze eines freisinnigen Ministeriums tritt und dann, als er mit dem Liberalismus doch nicht regieren kann, nach Italien abreist. Italien war ja in jener Zeit neben dem Freisinn das zweite deutsche Ideal ...

Hell leuchtete die Laterne des Prinzen, bis vor etwa zwanzig Jahren, aus dem Mitleid mit sozialen Gegensätzen und aus dem Ekel vor einer widerlich-süß gewordenen Dichtkunst, die Woge des Naturalismus aufstieg und sich verheerend über alles warf, was bis dahin gegolten hatte. Sie schwemmte den Prinzen weit fort, daß er verschollen schien, und seine verloschene Laterne wurde vom Pöbel hin und her geworfen oder unter Spottliedern auf eine Pike gesteckt, wie hundert Jahre vorher die Köpfe der Aristokraten. Vornehmheit in welcher Form immer war jetzt verpönt, menschlich interessant schien nur der Sansculotte, über ein literarisch-brauchbares Seelenleben verfügten nur Proleten oder Trunkenbolde. Der zierliche Prinz, der seine Ahnenreihe bis ins Märchenschloß zurückverfolgen konnte, schien tot, mausetot ...

Als dann aber die Wildwasser des Naturalismus nebst den Zuflüssen anderer Ismen sich verlaufen hatten und die Dichter daran gingen, das verwüstete Gelände aufs neue mit liederreichen Hainen und pittoresken Gartenanlagen zu bebauen, da trafen sie eines Tags auf einen feinen jungen Mann, der zwar ein bißchen antiquiert aussah, aber so vornehm, daß er ihnen, denen noch die eben überwundenen Sansculottengreuel in allen Gliedern lagen, überaus wohl gefiel. Man sprach jetzt in allen Kreisen, besonders in den guten, sehr, sehr viel von alter Kultur und Rassentradition, und es war also nur selbstverständlich, daß die neuen Dichter sich alsbald mit dem jung aussehenden und doch uralten Prinzen befreundeten. Sie luden ihn an ihren Schreibtisch, auskultierten sein Seelenleben, so gut sie es verstanden, versuchten, sich in ihn einzufühlen, und gelangten schließlich auf komplizierten Umwegen zu der Diagnose, die ihm seit Jahrhunderten fast jeder von ihrer Zunft gestellt hatte: daß ihm zu seinem vollen Glück ein Stück Menschentum fehle. Als Haus- und

Universalmittel gegen dies Übel reichten sie ihm — o Freude — die wiederaufgefundene, frischgeputzte Laterne ...

Vom Scheintod fröhlich auferstanden, spaziert er nun wieder durch unsere Literatur, und auch die modernsten Geister finden es reizvoll, die Tiefen seiner Psychologie zu erforschen und zu verkünden. Er ist völlig der Alte geblieben, gleichviel ob Thomas Mann ihn als „Königliche Hoheit" in Uniform zeigt oder ob er in Hermann Bahrs „O Mensch" als langhalsiger, sangesbeflissener Schüler des Kammersängers auftritt. Und auch seine Sehnsucht ist dieselbe geblieben, findet bei Mann sehr gartenlaubenmäßig ihre Erfüllung in der Heirat mit einer Bürgerlichen, gipfelt bei Bahr in dem Verlangen, daß der Kammersänger doch mit ihm, dem Hochgeborenen, ebenso grob sein möchte, wie mit Herrn Mayer oder Herrn Müller.

Wenn eine Idee sich durch Generationen hindurch ungetrübt erhält, noch dazu in der Dichtung, die ja doch immer ein Spiegel der Zeit ist, wenn also die Spiegelbilder verschiedenartigster Zeiten immer wieder dieselbe Gestalt, dieselbe Familienähnlichkeit aufweisen, so muß wohl diese Idee fest in der menschlichen Natur verankert liegen, so fest, daß sie beinahe wie ein Ewigkeitsgedanke aussieht. Vielleicht ist es ein ewiger oder wenigstens ein sehr tief eingewurzelter Gedanke der Menschheit, daß die Mächtigen, Götter und Halbgötter, sich zu den Irdischen neigen müssen, um höchstes Glück zu empfangen, und vielleicht ist so der Prinz mit der Laterne nur ein später Nachkömmling fröhlicher Heidengötter, die Liebe bei Menschentöchtern suchten. Seine Sehnsucht nach Menschentum, nach dem Freund, nach Liberalismus, ist ihm vielleicht erst in Deutschland angeflogen, wo ja jedes Gefühl vertieft, beschwert und zu einer Weltanschauung gewandelt wird. Vielleicht auch wollte und will die Menschheit sich selbst über ihre Armut trösten, indem sie sich weismacht, daß selbst der Prinz nicht reicher ist als sie. Vielleicht hat sie sich das Märchen von seiner Seeleneinsamkeit nur ausgedacht, damit er sie einmal beneiden soll, wie sie ihn so oft beneidet ...

Es ist menschlich und selbstverständlich, daß wir uns

den Prinzen nach unserm Bilde geformt haben und ungefähr als unseresgleichen vorstellen. Uns Herdentieren, die wir die Wärme der Nächstenliebe kennen, scheint Einsamkeit, Freundlosigkeit etwas Furchtbares zu sein, und flugs dichten wir auch ihm unsere Empfindungen, unsere Furchtgefühle an. Aber es ist doch sehr fraglich, ob die Sache stimmt. Wir vermuten, daß der Prinz fühlt, wie wir fühlen, aber wir wissen es nicht, werden es vielleicht nie wissen. Kühl, vornehm, mit unbeweglichem Gesicht steht er auf seiner steilen Höhe, um die wir den Feuerzauber unserer Phantasien aufbrennen lassen; im Widerschein der Glut sehen seine Züge bald leidvoll, bald majestätisch, bald tyrannisch aus, aber wie sein Gesicht in Wirklichkeit ist, wissen wir nicht. Möglich, daß er ein Mensch ist wie wir, ebenso möglich aber, daß er von uns nicht weniger verschieden ist, als die Geschöpfe des Mars oder anderer Planeten. Jeder ist ja schließlich das Resultat der Atmosphäre, der Lebensbedingungen, der Umwelt, in denen er aufwächst, — warum sollte es nicht auch der Prinz sein? Nicht ein einziger Tag seines Lebens gleicht dem unsrigen, woher also sollte er auf einmal uns so ähnlich sein? Mensch bleibt freilich immer Mensch, aber doch viel weniger, als man gemeinhin annimmt. Der Chinesenkaiser ist auch ein Mensch und unterscheidet sich doch nicht bloß in Äußerlichkeiten, sondern in tausend Empfindungen von europäischen Herrschern, mit denen er wohl nichts gemein hat, als die primitivsten Naturdränge, — warum also sollte der Prinz nicht auch vor sich selber ein Prinz sein, sondern Herr Mayer oder Herr Müller? Es ist gewiß recht gut gemeint, wenn wir annehmen, daß er solche Sehnsucht nach uns und unserer Empfindungswelt hat, aber kennen wir denn die seine? Vielleicht wäre ihm der Gedanke peinlich, daß neben ihn auf seine steile Höhe ein anderer treten könnte, der teil an ihm haben will, vielleicht wäre ihm seine stolze Seelenkeuschheit um nichts auf der Welt feil. Vielleicht ist es so, vielleicht ist es auch ganz anders, aber wir wissen es nicht, denn nie hat sich uns ein Prinz durch das Wort offenbart. Geschah es aber mit der Tat, dann sahen wir mit Staunen, daß seine Ideale viel harmloser

und unkomplizierter waren, als wir gemeint hatten. Die Laterne, die uns ein Blinkfeuer der Sehnsucht deuchte, leuchtete dann freundlich und fromm zu einer morganatischen Ehe, wenn sie nicht gar ein Irrwisch wurde, der in sumpfige Niederungen führte... Und wenn der Prinz nicht gleich seinem Ahnherrn aus dem Märchen die Gänsehirtin heimführte, wenn seine Laterne nicht ein geliebtes Weib beschien, dann war es erst schlimm. Dann sahen wir wohl Prinzen, die Fiakerkutscher und Bänkelsänger zur Freundschaft erkoren, aber nie, gar nie suchten sie einen Posa... Gewiß, der Prinz, der allzutief heruntersteigt, ist nicht als der vollwertige Repräsentant seiner Art anzusehen, stellt nur eine Abart, eine Entgleisung dar. Die anderen aber, die echten, die ohne Straucheln und Schwanken auf ihrer Höhe blieben, wer sind sie? Keiner kann es sagen, da sie selbst es nicht sagen, sich uns nie durch ein Zucken ihrer Seele oder ihrer Mundwinkel verraten haben. Thomas Mann freilich, der gründliche Hanseate, versuchte auch sie zu deuten, stellte neben den frischen, populären Prinzen mit der lahmen Hand und der bürgerlichen Liebe den diaphanen Erbprinzen, dem Popularität wie Unsauberkeit vorkommt und der so vornehm ist, daß er eigentlich nur mit seinen Geschwistern verkehren kann. Aber Mann hat hier mit Absicht die Linie vom Menschlichen zur tragischen Karikatur verzerrt, und das beständige Kältegefühl seines Erbprinzen soll wohl nicht nur Anämie, sondern auch ein Symbol darstellen. Nicht nur sein Leib, auch seine Seele verlangt nach Pulswärmern... Zweifelsohne ist die Gestalt dieses blutleeren Prinzen mit all ihrer gelegentlichen Karikaturenhaftigkeit lebenswahr oder lebensmöglich, birgt bei aller scheinbaren Schwäche unleugbare Kraft: die Kraft, ein eigenes Leben nach innersten Gesetzen zu leben, gleichviel wie es auf die Außenwelt wirkt oder wie diese sich zu ihm verhält. Viel lebenswahrer, viel heißer aber hat ein ungleich Größerer als Mann — William Shakespeare — den Prinzen, den vom Menschen wieder zum Prinzen Gewordenen gezeichnet, da der junge König Heinrich, kaum daß er den tollen Junker Heinz ausgezogen hat, zu seinem ci-devant Kumpan und Freunde spricht:

Doch, nun erwacht, veracht' ich meinen Traum ...
Denk' nicht, ich sei das Ding noch, das ich war;
Der Himmel weiß, und merken soll's die Welt,
Daß ich mein vor'ges Selbst hinweggetan,
Wie nun auch die, so mir Gesellschaft hielten."

Freilich, es ist ein König, der das sagt, und es ist ein großer Dichter, der es ihn sagen läßt, doch mir scheint, wir haben auch schon in der Wirklichkeit gesehen, wie aus tollen Junkern weise, stolze Könige wurden, wenn sie sich vielleicht auch nicht so pathetisch und programmäßig äußerten, wie der junge Heinrich V. Steckt nicht am Ende in jedem Prinzen ein Stückchen König, ein Stückchen Königstalent, und wäre nicht jeder bereit, die Laterne zu verlöschen, sobald ihr Schein ihm eine Krone verraten hat? Mir scheint, kein Zweiter hat so tief wie Shakespeare das Wesen des Prinzen erfaßt und die Grundverschiedenheit, die ihn von der Allgemeinheit abtrennt. Was hilft es, daß wir uns einbilden und einreden, der Prinz sei ein Wesen unserer Art und darum den Gesetzen unseres Wesens unterworfen?! Was verschlägt es ihm, daß wir, animaux sociables, voraussetzen, daß für ihn, den Erwählten, Herzeinsamkeit das furchtbare Pönale sei, das er dem Schicksal für sein glänzendes Dasein bezahlen müsse?! Unbeweglich, stumm steht er auf seiner Höhe, eine Sphinx im Frack oder mit Generalsepauletten. Der Feuerzauber unserer Phantasie, den wir um ihn her gezogen haben, beleuchtet sein Gesicht mit wechselnden Lichtern, daß es bald leidvoll, bald sehnsüchtig, bald tyrannisch, aber immer rätselhaft aussieht, und um des Rätsels willen, das er nie löst, wird wohl noch mancher Ödipus vom Parnaß her zu der männlichen Sphinx pilgern ...



Nach meinen Sternen.

Von

Georg Busse-Palma.

Umfängt der Mond mich zart und blaß
Dann rauscht mein Blut wie kühle Bronnen.
Keusch und versonnen
Blüht mir's im Herzen auf wie frisches Gras.
Doch sieht mich Satans Auge tückisch an,
Wenn heiß der Sirius herniederfunkelt,
Fängt's schwefelgelb in mir zu glimmen an,
Und durch mein Blut, das wie ein Dickicht
dunkelt,
Heult wölfisch heiser niedre Leidenschaft,
Die sich zum Sprung nach roter Sünde strafft.

Der Fliegenpilz, des Waldes Laster, steht,
Vom Aussatz bunt, dann auch im edlen Wald.
Auch ich bin Boden, bunt und reich besät
Und blüh' wie er und schmück' mich mannigfalt.
Ob Belladonna oder Rosenstrauß,
Es ist in mir und also trag' ich's aus.
Doch wollt' ich gern, daß ruhige Gestirne
Die letzte Frucht aus meinen Adern ziehn.
Viel Gutes schläft auch heut mir noch im Hirne
Und klar und klug, als Mensch, möcht' ich
verblühn.
Nicht rot und heiß —
Ich trug oft Scharlach, doch mein Gott blieb
weiß! —





Im Boudoir.
Gemälde von Ludwig von Langenmantel.
Zum Aufsatz: „Die Frisur der Dame."

Die Frisur der Dame.

Von W. Fred.

„Warum willst Du nicht, daß ich die neue Frisur trage? Ich kann mir doch nicht immer den gleichen Schopf — —“

„Weil —“

„Es ist gerade wie mit dem Tanzen. Alle Frauen tanzen, nur ich soll's nicht, und ich tanz' für mein Leben gern — — Weil Du Dir weiß Gott was dabei denkst, woran keine Frau je —“

„Weil, mein Kind — — —“

„Du sollst nicht ‚mein Kind‘ sagen. Damit schiebst Du mich immer weg, als ob ich ein Backfisch wäre, dem man nicht erklären muß, warum etwas nicht sein soll —“

„Erklären? O, Gott, manchmal glaube ich, in unserer Zeit werden zu viel Dinge erklärt, besprochen, gedeutet, die einfach aus dem Gefühl, den Instinkten kommen und für die Vernunft und Logik nur Scheingründe, im besten Falle Andeutungen von Gründen geben können. Die Wege, auf denen wir Männer Sympathie oder Antipathie, Zustimmung oder Ablehnung von Frauenwünschen, Modelaunen zu verstehen suchen, sind oft genug Serpentinen, künstliche Labyrinthgänge, und das Gehirn ist die Krücke, auf die unsere Eifersucht, unsere Liebe, unsere Männerdespotie, wenn Du willst, sich stützt, um bessere Haltung zu zeigen — —“

❀ ❀ ❀

Bescheiden gesagt also: wir Männer lügen immer ein bißchen, wenn wir den Frauen, den Damen, dem Weib (um dem schönen Wort wieder einmal sein zu Unrecht geraubtes Recht zu geben) ästhetische Wünsche und Winke geben, wenn wir auf dem Umweg über die Geschichte der

Kunstformen oder der Kultur Forderungen aufstellen, wie sie, die wir lieben, sich kleiden, sich zieren, sich uns zeigen und neigen soll. Aufrichtig ausgesprochen: wir wollen, daß der neue Hut, die Schleife im Haar ein Mittel sein möge, sie uns so erscheinen zu lassen, wie wir sie uns denken und ihr Bild ersehnen. Und wenn eine Mode sehr stark die Vorstellung, die Illusion meinetwegen, erschüttert, die unsereiner von der Dame — es ist schon ehrlicher von der e i n e n zu sprechen, als kühl dem ganzen Geschlecht Gesetze zu diktieren — sich geschaffen hat, so schelten wir's Torheit, eine gottverlassene, eine modische Narrheit. Wenn aber der eigene, persönliche Wunsch, den man nur dumpf spürt, so ziemlich erfüllt wird von dieser Gewalt, die's immer gab und überall, bei den Griechen wie in der Rue de la Paix, dann sind wir aufgelegt, es zu preisen, daß die Frau aus ihrem Körper und den hunderttausend Einzelheiten sorgfältiger Toilette („aus ihrem Leben" sagt man gar) ein Kunstwerk macht.

Man hilft sich auch gelegentlich mit der Formel, es solle Übereinstimmung herrschen zwischen dem Aussehen und dem Wesen der Menschen. Und jene Frau kleide sich gut, die ihre Natur in Hut und Mantel, Frisur und Gang zum schönen und gerechten Ausdruck bringt; wobei wir aber nicht vergessen sollten, daß jedes zu deutliche Unterstreichen der Eigenart, sogar der Persönlichkeit nicht nur unseren Geschmack tief verletzt, aufdringlich ist, sondern auch — ich kann's nicht anders nennen, ein Diebstahl ist an dem, was eben nicht a l l e n gehören soll. Wir sind doch glücklich schon so weit, zu wissen, ja mehr als das: recht tief zu empfinden, daß man nicht jedem flüchtigen Blick das Geheimnis seiner Menschlichkeit enthüllen darf, daß das Leben auch kein Maskenfest ist. Darum, ihr Frauen, ihr habt ja so recht, wenn ihr euch schön macht, jede den besonderen Reiz, der ihr geschenkt ist, nützt, um Freude zu verschenken, aber man möchte doch raten, daß ihr eure Schätze nicht in Kleingeld wechselt. Und eines ist bei aller Scheu vor Systemen und Verordnungen doch anzumerken: Wer jeden Tag anders aussieht, dessen Art kann nicht sehr stark sein. Und wer zu leicht dem Neuen unterliegt, ist

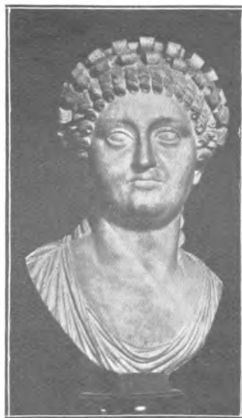




Ägyptische Haartracht.
Kopf der Nefert.

Griechische Haartracht.
Kopf der Aphrodite.





Julia Pia. Messalina.
Römische Haartrachten des Altertums.





Piero della Francesca. ○ Im Quattrocento. ○ Botticelli.



Venezianerin bei der Toilette. Gemälde von Francesco Bissolo.

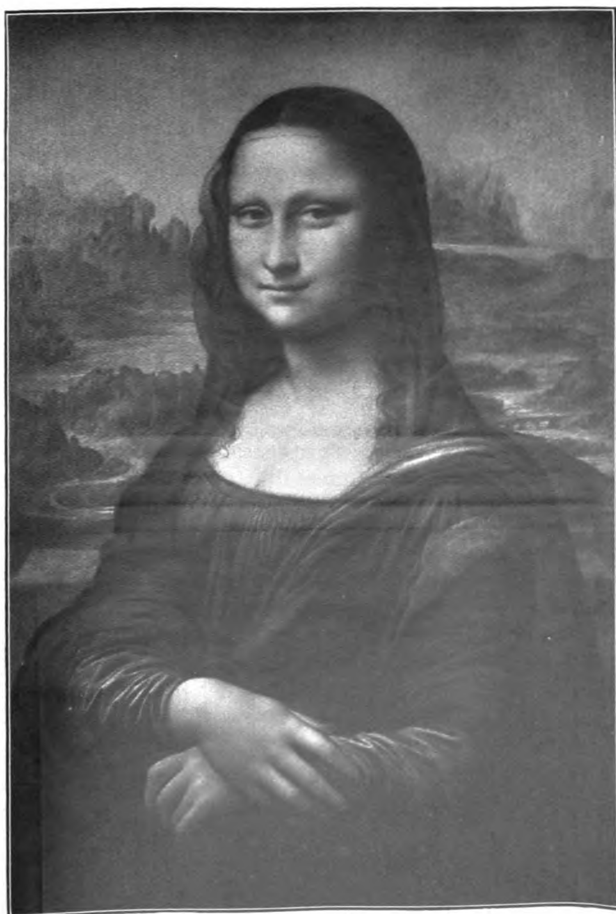
der nicht ein wenig wie die Weihnachtspuppe des Kindes, die heute Gerhard, morgen Magdalene heißt, die heute eine vornehme Großstädterin und morgen eine Spreewälderin vorstellt?

Aus solchen Gedanken, solcher Empfindung kommt oft die Abneigung des Mannes gegen die modischen Veränderungen, denen die Frauen so gerne Herz und Zeit schenken. Bei der Frisur nun spürt man's am stärksten. Denn die Haare sind ja nicht (oder doch nicht immer) ein Toilettenstück, das man in den Schrank legt, ein Kleid, der Gelegenheit angepaßt, aus dem man schlüpft, wenn ein neuer Tag, ein neuer Abend zu anderem Feste, anderer Enttäuschung locken. Wenn auch die Zeiten der Perücke in der und jener Form noch lange nicht vorbei sind, heut haben wir doch ein zu starkes Gefühl von der sogenannten „äußeren Erscheinung" des Menschen, ihrer Kontinuität philosophisch und ein wenig schwer ausgedrückt, als daß wir, wie's dem Pariser Hof kurz vor dem großen Zusammenbruch der Revolution Etikette war, morgens blondes, abends braunes Haar von einer Frau verlangten oder solchen Wechsel bei aller frohen Anerkennung für den Reiz, der in jedem Wechsel beschlossen ist, auch nur erträglich fänden. Und doch, man gestatte mir, um nicht die Gegenwart als allzu verständig gegenüber den guten und schlechten alten Zeiten erscheinen zu lassen, in denen die Perücke offen und despotisch herrschte — nicht nur für die Frau bekanntlich — zwei flüchtige Erinnerungen aus dem letzten, dem allerletzten Jahr. Ein Fest sehr eleganter, sehr künstlerischer Leute. Nach einer Opernpremiere, die aus manchen Gegenden Herren und Damen herbeigelockt hat. Eine schöne Frau winkt einem Dichter; auch Dichter sind zerstreut und man darf sagen, die stehengebliebenen Regenschirme der Gelehrten sind jetzt sogar etwas rarer als die verirrten Antworten der Poeten. „Sie erkennen mich nicht mehr, ich habe doch ..." „Ja, gnädige Frau ..." „Nein, ich bin doch ..." „Verzeihen Sie, gnädigstes Fräulein, aber wie soll man jetzt unsere Damen erkennen? Jedes halbes Jahr anderes Haar oder doch anders getürmt, gebaut, das Gesicht anders formend ..." Er ist nicht sehr höflich, mein

Freund, der Dichter, und es ist nur gut, daß unsere Frauen allmählich lachen und lächeln gelernt haben.

Das beweist auch die kleine Geschichte, die ich im letzten Jahre, als in Paris und dann natürlich auch bei uns die Sturmflut des „Chichi", der hohen, falschen Löckchen herrschte, in einem der lieben kleinen Theaterchen der Boulevardwelt erlebte. Hüte sind dort im Parkett, wie man bei uns sagen würde, nur in den letzten Reihen gestattet. Daß eine Dame sich da zu helfen weiß, erleben auch wir jetzt — eine Reiherfeder, die vor den Augen des Zuschauers wippt, ist nicht weniger erfreulich als ein Riesenhut. Kurz, vor der kleinen Bühne, auf der man eine lustige Revue, in der es viel zu schauen gab, spielte, hatte eine Schöne Platz genommen und artig den Lingeriehut draußen gelassen; das Gebäude der Frisur aber war so hoch, daß es die Aussicht sperrte. Und angeregt durch die Keckheiten auf der Szene, rief ein Herr, dann riefen es mehrere, und auch ein paar Damen, ganz ohne Standesgefühl, taten mit: „A bas le chichi!" Auf deutsch, wo's dann gröber klingt: „Herunter mit der falschen Lockenpracht!" Unsere Freundin aber vorne verlor den — Kopf nicht. Mit sorglichen hübschen Händen nahm sie das künstlerische Werk herab und legte es zärtlich in den Schoß. Sie durfte es, denn das eigene Haar, das blieb, war schön. Und sie hatte den Erfolg des Abends. Vielleicht liegt ein wenig Sinn in solchem Tun. Die elegante Frau hatte ja gar nicht täuschen wollen, ihre Perücke war nicht Not, und ihre gute Laune versöhnte mit dem Unfug der falschen Locken. Der bleibt's zumindest, wenn man noch die eigenen, hübschen, glänzenden Haare hat. Übrigens eine „Geschichte der Perücke" gibt es längst und so und so viele Lehrbücher der „Coiffüre", wie die Frisur im terminus technicus heißt.

Man weiß, es hat Zeiten gegeben, in denen es formlos, ungezogen war, nur mit dem eigenen Haar herumzulaufen, für Männchen wie für Weibchen; das war Negligé. Altjüdisches Religionsgesetz, Tradition zwang die verheiratete Frau, unter einem schlichten Scheitel für jeden fremden Blick das eigene Haar zu verbergen. Und wenn man hört und liest, wieviel und was Gelehrte und Spintisierer



Haartracht aus der Renaissancezeit. Mona Lisa.
Gemälde von Leonardo da Vinci.





Deutsche Haartracht aus dem 16. Jahrhundert.
Ausschnitt aus einem Gemälde von Lucas Cranach d. J.



Holländerin des 17. Jahrhunderts. Gemälde von Louis le Nain.

aller Epochen aus den Zöpfen einer Frau hervorzuzupfen wußten, gibt man, nur einen Augenblick allerdings, der eifersüchtigen Sitte recht, die bloßes Haar wie bloßen Körper achtete.

Im allgemeinen hat ja die Perücke, sowie das Haarfärben einen anderen Sinn, jenen, den eine Geschichte Lukians, des mondänen griechischen Dialogschreibers — heute wäre er ein vielgesuchter Vaudevillist — in einer guten Anekdote gefaßt hat. Ein nicht mehr blütenjunger Herr liebt eine Dame, sie weist ihn ab. Ehrfurcht vor dem Alter ist kein Liebeszauber. Er greift sich ans Haupt und entdeckt — die Glatze. Der Perückenmacher hilft ihm, und er klopft neuen Mutes an der ihm verschlossenen Türe. „Ach, nein," sagt die Respektlose, „warum soll ich dem Vater gewähren, was ich dem Sohne versagte?" Man kann die gleiche Lehre mancher Frau geben: mit gekauftem Haar und chemischer Prozedur wird auch der Schein der Jugend nicht erreicht. Darum wird ein Mann — vielleicht gerade, weil auch unser Geschlecht bei dieser Jagd nach der Illusion recht eifrig mittut — oft das Widerstreben gegen das schönste Rotblond und die vollste Fülle der Frisur nicht los und sieht nur mit einiger Traurigkeit auf die Anzeigen im Blatt, die „hohe Preise" für echte Haare bieten. Das arme Kind, das seine Zöpfe abschneiden muß, ist denn auch ein beliebter, freilich recht sentimentaler Romanstoff.

Ich will mich nicht in allerlei Anekdoten und Wissenschaft verirren. Wir blättern nur, tun ein paar Blicke in Mappen, in Bilder früherer und unserer Zeit. So muß ich nichts sagen über die Bedeutung, die dem Haar, vollem und spärlichem, glattem und krausem, hellrotem und rabenschwarzem, als Rassenmerkmal, als Geschlechtsmerkmal mit Recht zugeschrieben wird. Die Wege zum Sinnbildlichen, zur Symbolik sind auch hier, wie immer, wenn man dem Menschen einen Spiegel vorhält, nah genug. Und zwischen dem „Lange Haare — kurzer Verstand" ungalanter, törichter Zeiten und der Weisheit, daß die Blonden deshalb so hoch geschätzt (und hoffentlich auch geliebt) werden, weil die Häufung der Farbstoffe, der Pigmente, die diesen Ton hervorbringt, ein Kennzeichen guter Rasse sei, gibt es all

die unzähligen Launen der Friseure und Frauen, Wünsche der Männer, Anlässe zu Verliebtheiten, Trotz und Versöhnung, kluge und superkluge Theorien und Wirklichkeiten, die phantastisch genug aussehen, Anmut und Karrikatur. Flüchtige Erinnerungen aus der und jener Stadt, an die Sevillaner Mädchen mit der roten Rose hinter dem linken Ohr, die Pariser kleine Verkäuferin mit dem Wuschelkopf, in dem doch ein buntes Band, eine Zier irgendwelcher Art auch während der raschen Frühstücksstunde im Tuileriengarten nicht fehlen darf; an englische Kinder mit sorgfältigen, höchstreinlichen Strähnen und auch an Berliner Eindrücke zwischen Kurfürstendamm, Zoo und Opernfoyer, an Automobilfrisuren und sizilianische Haartrachten, an totes und lebendes Material, Menschlein, Gravüren, Skizzenblätter, Medaillen, Gott weiß was noch — alles das verdichtet sich zu ein paar plastischen Vorstellungen.

Ich will mich gar nicht bemühen, die Frisur der Dame von heute oder gestern, von da und dort als „Ding an sich" zu nehmen, als „Kunstform", Architektur zu betrachten. Ob's die capitolinische Venus oder das Bettlerkind mit den brennend roten, zerzausten, in alle Windrichtungen flatternden und in sittliche Tiefen oder Höhen weisenden Locken ist oder die sehr „angezogene" Dame der Gesellschaft — ihre Frisur ist ja doch nicht mehr und nicht weniger als eine Andeutung ihrer Art, des Milieus, der Rasse, der Jugend, des Alters, der Liebe, des resignierten Älterwerdens, Anlaß, sich zu freuen oder sich zu ärgern, Weiblichkeit, wenn's irgend geht, den Reiz der Schönheit und Anmut zu verspüren. Und unter der Frisur hebt die leider so oft verdeckte Stirne an, dann blitzen, träumen, fragen, fürchten oder verbergen sich zwei Augen, die dazu gehören und sozusagen und gewiß mehr eins sind mit der schönsten Frisur und maßgebender für die gerechte Wahl der Haartracht als die Reiherfeder, das Barett, die Schaube, sogar als Myrthenkranz und Schleier, ja sogar als ein Reif, eine Krone — ich glaube übrigens vor allem an die unsichtbaren Diademe und Kronen ...

Aber man soll, man ist wahrhaftig kein Puritaner und man schwört nicht auf Einfachheit um jeden Preis.



Haartracht aus der Zeit der Königin Marie Antoinette.
Die Königin mit ihren Kindern. Gemälde von Elisabeth
Vigée-Lebrun im Museum zu Versailles.



Hochgetürmte Frisur um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Bildnis der Erzherzogin Maria Christina von Österreich. Gemälde von Joh. Zoffani in der Wiener Gemäldegalerie.

Man hat Lieblicheres gesehen als gestrählte, nach Mandelseife riechende Haare, ängstlich glatt gebürstete Köpfe. Das Poetische und das Kunstreiche, das Romantische und das Liebliche, das Kindliche und gelegentlich auch das Verblüffende — all das hat seine Möglichkeiten.

Man kann eigentlich immer nur wieder sagen: es muß stimmen, zu Teint und Blick, zu Kleid und Anlaß, zum lieben Seelchen oder dem großartigen „Stil" der ganzen Frau. Auch zum Raum, zum Licht, zur Atmosphäre. Der und jener ist schon einmal auf dem eiligsten Weg stehen geblieben und hat dem Gänsemarsch eines Mädchenzuges zugesehen, wenn die Sonne auf die Zöpfe fiel, die glänzten oder auf die jungen Köpfe, die jene Flechten ein wenig zurückwarfen, die heute viel eher die moderne Jungmädchenfrisur sind, als die rund ums Milchgesicht gelegten, gewickelten Backfischzöpfe. Blond ist schön, und rot ist herrlich, und kastanienbraun funkelt, und schwarz mag viel sagen — ach Gott, was gibt's alles für schöne Dinge auf der Welt! Und jung und kokett ist gelegentlich eine auch . . .

Erinnert man sich einiger Namen der Frisuren historischer Zeiten und Menschen, so sieht man, wie groß und weit die Rolle war, die man dieser Funktion der Toilette zuweisen wollte. Dabei denken wir gar nicht an Hüte, an Trachten, an die schönen oder auch nur kuriosen Dinge, die man sich auf den Kopf, richtiger auf die Haare setzte. Übrigens, die Grenzlinie zwischen der Frisur aus echtem, d. h. eigenem — denn echtes Menschenhaar ist ja das der Perrücke auch längst, jetzt sogar bei den Puppen — die Grenze also zwischen der Frisur aus eigenem Haar und der kombinierten, der mit Hilfe von falschen Zöpfen, Einlagen, Locken, Bandeaux usw. erbauten Frisur ist schwer zu ziehen, und auch einige künstlerische Zierat ist ewiges Hilfs- und Reizmittel, allen voran die Blume. Wenn's irgend geht, soll's eine frische sein; in Frankreich — immer wieder gehen ja die Blicke dahin, wenn man auch gut genug weiß, wie viel deutsche Phantasie und deutscher Fleiß am Werk sind, um die französischen Moden zu schaffen — gibt's auch künstliche Blumen mit hübschen

Farben genug; dann Bänder, Schleifen, Perlen und Diamanten . . .

Es gehört also außer Geschicklichkeit und Geschmack recht viel zur Frisur der Dame. Wie kann's auch anders sein, wenn eine Coiffüre nur annähernd so viel sagen soll, wie ihr Name, ihr Titel anzeigt. Man denke an die unzähligen Formen, die Monsieur Leonhard, der berühmte und seiner charmanten Memoiren wegen noch unvergessene Leibfriseur der unglücklichen, aber auch recht verspielten Königin Marie Antoinette erfunden, erschaffen hat, und an die Bezeichnungen, die Königin und Künstler ihnen verliehen: „à la Révolte", „à la Guillotine", „à la Débâcle", „petite et grande Palissade" hießen ein paar mit trotzig herausforderndem Ton.

Ob diese Frisuren und ihr Eindruck nicht nur eine Moderevolution am Hofe bedeuteten, sondern auch in der Tat irgendeine Impression von dem Weltgeschichtlichen gaben, von der Stimmung, auf die sie wiesen? Man darf es bezweifeln. Wir, die heute die getreulich festgehaltenen Bilder ansehen, vermögen den Zusammenhang nur in einem zu sehen: in der grotesk-funebren Stimmung, die Menschen Großes, Bedeutsames, Gefährliches mit den Launen eines Abends verknüpfen, verbinden ließ. Manchmal denkt man, die kindliche Königin, ihr Hof und ihr getreuester Leonhard waren wie die Ängstlichen, die im Walde durch lautes Rufen, durch kecke Beschwörung den Feind bannen zu können glauben. Bei anderen Titeln, wie man sie in Le Gros' L'art de la coiffure und Favarts Enzyklopädie oder in den Journalen und Aufsätzen über Fontanges, Hennins, Barbes über all die Sonderlichkeiten der Wellen, Drehungen, Raffungen, glatten und krausen, halben und ganzen Scheitel aufgezählt findet, kann man sich schon gar nichts mehr denken.

Manches ist sozusagen Gelegenheitsdichtung, wie die „Coiffure à la inoculation", um nochmals Marie Antoinette zu beschwören, jene Haartracht, die geschaffen werden mußte, um den Tag zu ehren, da die Königskinder — geimpft wurden. „Coiffure des Migraines" — eine Ironie, die heute ebenso billig wäre, wie sie es wohl damals war.



Lose Frisur vom Ende des 18. Jahrhunderts. Bildnis der Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland. Gemälde von Joh. Bapt. von Lampi im Königl. Schloß zu Stuttgart.





Zwei Gemälde von Carl Begas aus den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts.

Aber „à la caisse comptante“, „bonnet du chien couchant“, „pouf à la puce“ — wer mag den dunklen Sinn deuten? Wahrhaftig, wir sind klüger geworden.

Ob auch einfacher? Und ob man mit Diktatorengeste verfügen darf, die Natürlichkeit sei die einzige Göttin? Das eine scheint mir sicher: je jünger und je schöner eine Frau ist, desto weniger kunstreich oder gar gekünstelt und „symbolisch“ kann, ja soll ihre Frisur sein. Daß sie das weder hindern wird, ihre Haare zur Wirkung kommen zu lassen, noch auch ihren übrigen Reiz, vor allem aber den Anlaß, zu dem sie sich putzt, in Einklang mit der Frisur zu bringen, ist schon gesagt worden. Ein Kapitel für sich ist aber die Pflege des Haares. Ein Kapitel nicht nur für den Arzt und Hygieniker, der Ausfall, frühes Ergrauen — ich persönlich, wie übrigens auch andere Leute in anderen Zeiten (siehe Rokoko und Barock!) finde weißes Haar entzückend — verhüten soll, sondern für jedermann. Ich verfasse hier keinen Prospekt eines Institutes für „Schönheitskultur“, wie der liebliche Ausdruck lautet, aber es soll doch der Wunsch angemerkt werden, daß der „Coiffeur für penible Damen“, wie ein snobistisch-zeitgemäßes Reklameschild im Berliner Westen den Haarkünstler betitelt, besser täte, seinen Klientinnen zu sagen, wie sie Glanz, Ton, Frische, Schimmer, Eigenart ihres Haares durch ständige Sorgfalt steigern können, als wenn er ihnen für einen Fünfuhr-Tee oder Ball einmal was recht Exotisches aufbaut. Das Wesentliche, das auch hier wieder eingeprägt werden muß, ist nämlich: immer so hübsch und reizend sein als irgend möglich, nicht nur für festliche Anlässe. Und schon gar nicht: für fremde Leute Staat machen und deshalb auch fremd, oft genug unnatürlich wirken, sondern jederzeit „auf der Höhe“ sein, um Freude zu schenken durch seine alltägliche Erscheinung.

Daß übrigens neben der kompliziertesten Frisur die loseste ihr Recht hat (vielleicht sogar das beste), wußten sogar die Damen aus dem achtzehnten Jahrhundert, die sich sonst so arg schön herrichteten. Man sehe sich die Bilder an, die Gartenfeste, Spiele zeigen, und man wird entdecken, daß sich da Bänder lösen, Locken flattern

durften; erst abends setzte man die Staatsperücke auf. Blättert man aber unter Reproduktionen altgriechischer Kunst, so findet man, wie recht der immerhin schon alte Ovid hatte, als er, ein früher Modechronist, ausrief, die Coiffuren seien nicht zu zählen, so viele gebe es wie Bienen im Reich des Ätna. Da ist das Stirnband und der Scheitel, der in der Mitte und der seitwärts neben der Welle, das hochgebundene und das niedergehaltene Haar. —

... Der Römerinnen nämlich ...

Wir wollen die systematische Geschichte sein lassen. Man sagt uns Deutschen sowieso nach, daß wir über jegliches gleich ein dickes Buch schreiben und den Duft der Wirklichkeit durch den — Geruch der Druckerschwärze bösartig ersetzen.

Vom Jahre 1663 datiert die erste Geschichte der Perücke, und in allen folgenden Jahrhunderten, das heißt in jedem Jahre des letzten und vorletzten Jahrhunderts, besonders aber in der Zeit zwischen den Enzyklopädisten und dem Erwachen der sogenannten materialistischen Weltanschauung, verging keine Woche, ohne daß in irgendeinem gelehrten Werke über die Geschichte der Frisur, die Kunst der Frisur, den Sinn der Frisur und vieles Ähnliche gehandelt wurde. Und zwar von den Franzosen. Man weiß, daß Balzac selbst eine ganze Reihe von „Physiologien", wie man diese kleinen Bücher damals nannte, geschrieben hat, und wenn keine Physiologie über die Frisur dabei ist, so liegt das nicht daran, daß Balzac dieses Kapitel vernachlässigt hat. Im Gegenteil. In allen seinen Romanen, in diesem großartigen Werke, das die menschliche Komödie erkennt und zusammenfaßt, beschäftigt er sich bei jeder Gestalt auf das eingehendste mit dem Kopfputz der Frau, schildert, wie die Wäscherin ihre Haare aufgesteckt hat und wie die Herzogin, die femme comme il faut und die — andere. Wir sind heute ein wenig leichtsinniger in der Form, im Wesen wollen wir ungefähr das gleiche; wir suchen uns irgendwie Rechenschaft darüber zu geben, wie die ästhetischen Formen zusammenhängen mit dem tieferen Sinn sozusagen, wie das Äußere und das Innere nur eines ist.



Ein Schubertabend bei Ritter von Spaun. Zeichnung von Moritz von Schwind aus dem Jahre 1868.



Haartracht aus der Biedermeierzeit. Bildnis der Freifrau von Bernus. Gemälde von Philipp Veit aus dem Jahre 1838.

Aus solchem Gesichtspunkte heraus sind auch die historischen Hinweise, die hier gemacht werden, gerechtfertigt, denn unsere Zeit tut in der Frisur wenig Anderes als immer wieder zurückzugreifen auf eine oder mehrere unter den „alten“ Formen. Deren gibt es ja genug. Man braucht nur an die Formen der Griechen noch einmal zu erinnern, an die Frisuren der Renaissancefrau: man erinnert sich, wie anders sich die Quattrocentofrauen frisiert haben als die des nächstfolgenden Jahrhunderts der Renaissance; man weist auf die Scheitel der Biedermeierzeit hin, auf die hängenden Zöpfe, die Schwind so gerne gemalt hat, erinnert flüchtig an das Bild, das Schubert im Kreise von vielen Frauenköpfen und Frisuren zeigt und, um einen ganz anderen Eindruck hervorzubringen, an jene merkwürdige Linie, die aus dem frühen vierzehnten Jahrhundert ins neunzehnte führt, an die Haare der Präraffaelitenfrauen wirklicher und übertragener Art. Die Maler, die vor Raffael Frauen gemalt haben, wollten ihnen ja denselben Ausdruck geben, den dann im neunzehnten Jahrhundert sentimentale Gemüter jahrelang bewundert haben: den Ausdruck der Schwere von Empfindungen, der Gedrücktheit, der „Morbidezza“, wie man es auch mit einem italienischen, oft mißbrauchten Ausdruck genannt hat.

Die Frisuren bequemen sich nämlich wirklich den Empfindungen an. Aus der Frau mit dem hochgetragenen Kopfe, mit dem hochgetürmten Bau von Zöpfen wird die Frau mit dem hängenden Haar, die man schon aus italienischen Bildern kennt. Nur Eines hat sich geändert: die Locken fallen hier nicht mehr frei an den Ohren herab, sie sind rückwärts in einem Scheitel gehalten und sie scheinen den Kopf nach rückwärts herabzuziehen; die Augen werden dadurch — alles natürlich nur scheinbar — gehoben und das ganze Gesicht, der ganze Mensch, scheint an der Last dieser Haare — und des Schicksals — zu tragen. Wieder einmal scheinen die Haare das Symbol der Weiblichkeit, wie es eben gerade von der Zeit empfunden wird. Die Frauen tragen das Schicksal des Weibes zur Schau, sie sind gedrückt von dem Symbol der schwer auf ihnen lastenden Frisur.

So können wir auf alte, auf sogenannte historische Coiffuren immer wieder zurückgreifen, wir werden stets wieder an sie erinnert, wenn wir die Frisuren der Gegenwart sehen. Man braucht dazu nicht nach Wien zu fahren, um eines jener berühmten Schaufrisieren anzuschauen, das nach einem gutmütigen und amüsanten Wiener Usus alljährlich stattfindet, und bei dem die Friseurlehrlinge zeigen, nicht nur was sie gelernt haben, sondern erst recht, was durch sie einem pittoresken Sinn, einer Konditorphantasie sozusagen, entbunden werden kann.

Denn das eine ist ja wahr: die Frisur hat sich in historischen Zeiten naturgemäß nie zu einem vollen und erfüllenden Stil entwickeln können, den wir nur einfach zu übernehmen hätten. Es ist, wenn dieser Vergleich aus der hohen Sphäre der Kunst und der Philosophie hier gestattet ist, noch keine Buddhafrisur gefunden worden, die so sehr dem Wunsche, der Vorstellung eines Volkes, einer Rasse oder auch nur sozialen Schicht Ausdruck gibt, daß die künftigen Geschlechter nichts anderes zu tun haben, als sie immer wieder nachzuahmen, weil besseres eben nicht zu machen ist.

Höchstens den Japanern ist so was fast gelungen. In der Tat, die Japanerinnen des Hokusai und Hiroshige frisieren sich wie die Japanerinnen, die — leider sind jetzt schon zu viele französisiert — noch heute ihrer nationalen Sitte treu geblieben sind. Natürlich ist auch im fernsten Osten der Friseur aus Paris schon der mächtige geworden, aber immerhin gibt es noch genug Japanerinnen und genug Chinesinnen — man muß nicht immer gleich an den Zopf denken, „der ihnen hinten hängt" — die an den alten historischen Formen der Haartracht Gefallen finden und sie weiter üben.

Selbst die Japanerin aber, die scheinbar immer die alte gleiche Art der Frisur hat, jene bekannte, die man gar nicht schildern muß, die so sonderbar kunstreich und für unser Gefühl doch einfach ist, weil sie eben ganz zu unserer Vorstellung des Typus der Japanerin gehört, ebenso wie die nach Mandelart geschlitzten Augen, ebenso wie das schmale Gesicht — selbst ihre nationale Frisur ist



Backfischchens Hängezopf. Ausschnitt aus dem Gemälde von Paul Mohn: Sonntagmorgen im Frühling (Königl. Nationalgalerie in Berlin).



Vornehme Japanerin bei der Toilette.
Japanischer Holzschnitt.

ein Kunstwerk mit den verschiedensten Varianten. Freilich sind diese Varianten nicht getroffen und werden nicht gemacht nach der Verschiedenheit der Individualitäten, nicht nach den verschiedenen Gesichtern. Wohl frisiert sich die kleine Japanfrau vielmals am Tage und schont ihre Frisur so sehr, daß sie ja bekanntlich sich niemals den Luxus gönnt, auf ein wirkliches Kissen ihr Haupt zu legen, sondern auf einem harten Holzkeil ruht, um nur ja nicht die schön aufgesteckte Haartracht ruinieren zu müssen. Die Frisur der Japanerin aber ist im besten Sinne ein Sinnbild. Nicht ein Sinnbild für die besondere Art eines Menschen, nicht einmal ein Sinnbild für den besonderen Beruf, für die Frau des Staatsmannes, des Königs, die Prinzessin, die kleine Dame aus dem Yoshiwara. Sie ist der Anzeiger des Standes und Alters. Die Verheiratete, die Braut, die Mutter, das junge, kaum erwachende Kind hat, — man darf in Japan nicht sagen: sie wählt — jede ihre bestimmte Frisur. Die reife Frau, die Mutter frisiert sich anders als die kinderlose, die Frau jenseits der Vierzig anders als die femme de trente ans Balzacs ins Japanische übersetzt. Dieser Symbolismus liegt den Japanern so tief im Gemüt, daß sie gar nicht das Gefühl dafür haben, wie sehr sie den Sinn der persönlichen Kleidung, der ja jeder Art der Toilette irgendwie innewohnt, dadurch verletzen. Sie sagen mit dieser Wahl der Frisur ungefähr dasselbe wie die Franzosen, die sich von jeder Entwicklung zu einem neuen Möbelstil abwenden, oder wie wir, die in einigem Abstand das eigenbrödlerische Kleid ablehnen und den persönlichen Geschmack nur darin betätigt sehen wollen, daß jede Frau unter den gerade üblichen, unter den schönen Typen, den wählt, der ihr am nächsten liegt.

Und wie es mit den Kleidern ist, an die hier erinnert wird, so ist es mit den Frisuren. Ich will nicht sagen, daß eine jede Frau sich geflochtene Zöpfe um die Wangen legen soll, ich will nicht sagen, daß eine hohe Frisur schöner ist als eine tiefe, ich will nicht einmal sagen, daß die Stirnlocken zu verdammen sind; nicht einmal gegenüber der Übung, die nach dem Muster von Fräulein Cleo de Merode

auch in Deutschland ihre Opfer gefunden hat, die Ohren zu verdecken durch Wellen oder Strähne von Haaren finde ich den Mut der absoluten Ablehnung; sondern ich möchte nur, daß das Häßlichste ausgeschaltet wird, und daß keiner Frau der Einfall kommt, sich um jeden Preis an jedem Tag eine neue Frisur für sich selber zu erfinden. Die Schlangen der Locken, die nach den Boticellibildern üblich geworden sind, die schweren Flechten, die nach den Bildern von Burne Jones und Rossetti epidemisch wurden — die Einwirkung der Kunst auf die Frisur ist überall stark zu bemerken — das weißgepuderte Haar, das blondgefärbte, das venezianische, die Formlosigkeit, die eine zeitlang als Form gegolten hat, das alles hat sein Recht: wenn es schön ist. Wenn es dem Charakter der Einzelnen entspricht. Nur eines hat kein Recht: das ewige Spielen derselben Person mit ihrem Haar.

Allzu groteske Dinge erledigen sich von selber. Ludwig XVI. konnte mit einer einzigen spaßhaften Geberde — und sonst hatte der Mann wahrhaftig nicht allzuviel Geist und nicht allzuviel Scheu vor den grotesken Modelaunen — einen Unfug der Frisur abstellen. Als ihm einmal eine Frau in den Weg kam, die es für das Hübscheste — sicherlich war es damals das Modernste — hielt, sich die Haare kurz scheren zu lassen, kam er am nächsten Morgen mit einer hochgetürmten, gerade sehr modischen Frauenperücke auf dem Kopf, ins Boudoir. Alle lachten, und der Männerkopf war fürs erste erledigt. Er hat dann seine Auferstehung gefunden in dem sogenannten Tituskopf, in der Frisur, die in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufgekommen ist, aber auch nur ein kurzes Leben gefunden hat.

Wenn man heute von Zeit zu Zeit eine jener Frauen auf der Straße findet, die in ihrem ganzen Anzug etwas Männliches, fast hätte ich gesagt: Bübisches nicht nur tragen, sondern demonstrieren wollen, lächelt man nicht einmal mehr. Man gibt der einen recht und der andern unrecht, die eine ist hübsch und die andere ist eine Närrin. Der Zopf und der Schopf, der Scheitel und die Bandeaux, das scheinbar nur lose aufgesteckte Haar und der kunstreiche



Cléo de Mérode.
Photographie von Reutlinger in Paris.



Die Tänzerin Saharet.
Photographie von Ernst Schneider in Berlin.

Bau, sie alle haben recht, sie alle haben unrecht. Gefärbte Haare und echte, wer will unterscheiden? Wer will als ein Despot sagen, daß man sich nicht die Haare färben soll? Beinahe möchte ich's, denn Haare und Körper bilden eine physische Einheit, zum Unterschiede vom Kleide und dem Körper, und so scheint es mir ein physiologisches Gesetz, ein Grundgesetz der Natur, daß nur jene Haare wirklich schön sein können, die zu der Farbe der Haut und der Augen auch wirklich passen, die von der Natur gewählt worden sind, welche doch zum Schluß besser wählt als der „Innenarchitekt", der in einer soeben glücklich überwundenen Zeit auch Macht über die Frauenkleidung und über die Art, wie die Frauen mit ihrem Körper umzugehen haben, gewonnen hatte oder zu gewinnen trachtete.

Wenn man sich nun schließlich die hübschesten Bilder in Erinnerung ruft, die Magd, die man irgendwo in den Bergen mit aufgesteckten Zöpfen gesehen hat, das kleine Mädchen, das man irgendwo am Fenster gesehen hat, während die jungen Haare ihr eben über die Schultern herabfielen, die Frau, die so schöne Blumen im Haar gehabt hat, daß der Blick während des ganzen Theaterabends immer wieder von der Bühne zu ihr geirrt ist, wenn man an zierliche Madonnen im Opernfoyer denkt oder an die Frau, die plötzlich gealtert ist, die man vorgestern noch mit hellroten, dunkelschwarzen Haaren gesehen hat und die heute den Schnee ihrer Jahre würdig trägt — es wird zum guten Ende, ob es sich nun um Lotte handelt, die für ihren Werther anders die Zöpfe flicht, als Frau von Stein, die sich für den Goethe gewordenen Werther sorgsam genug frisiert hat, oder um eines jener modernen Mädchen, die ihre Haare nach dem Muster der Medaillen des Pisano richten, sich einen Scheitel legen, wie er jetzt (oder vor einigen Monaten) in Paris auf dem Umwege über das Quattrocento modern geworden ist — es wird zum Schlusse immer nur eine Frage übrig bleiben, eine banale Frage, mit der man darum schließen kann: Steht dir die Frisur auch wirklich?

Bewußtere Menschen finden Formeln für das Bild, das sie irgendwo im Herzen tragen — es muß ja nicht

immer dasselbe Bild sein. Andere freuen sich an der Vielfältigkeit der Formen. In Paris hat man gelegentlich leichtsinnige Bälle veranstaltet, wo die schönste Frisur prämiiert wurde. Man hat es mit andern Dingen ebenso getan, Bälle, Revuen, Wohltätigkeitsfeste veranstaltet, auf denen der schönste Hut, der schönste Schirm, die schönsten Augen prämiiert wurden. Wenn man sich die Preisträgerinnen zum Schlusse ansah, so kam es einem zum Bewußtsein: es ist nie die schönste Frisur und nie der schönste Hut prämiiert worden, sondern immer nur: die schönste Frau.

Sonntags.

Alle Leute sind aus.
Sonntag und Sonnenschein!
Dunkler dehnt sich das Haus —
Ich bin allein.

Birkengeriesel im Blick,
Sommerbelaubt,
Tiefer im Sessel zurück
Lehnt sich mein Haupt.

Durch die Gardine bricht,
Abendselig und klar,
Zitterndes Rosenlicht
Über mein Haar.

Leise die Fensterlein zu!
Stille, köstlich und traut!
In meine Ruh'
Tropft nun kein Laut.

Rosenrot schlummert das Haus.
Bin ich noch hier?
Meine Seele ging aus —
Sie ist bei dir.

Adolf Holst.






Moderne Frisuren.
Photographien von H. E. Kiesel und Ernst Schneider in Berlin.



Haartracht einer Römerin um 1860. Des Künstlers Modell Nanna als Lesbia. Gemälde von Anselm Feuerbach.

Scheichlieder.

Von C. Chr. von Hartmann.

Abdul Kemar.

Und wieder ist man einen Tag gezogen,
da hebt der Scheich die schmale, braune Hand.
Die Tiere knien langsam in den Sand,
die Hälse dehnen sich in flachem Bogen.

Die Sklaven schreiten stumm zum Bau der Zelte,
das Äußre gelb, das Innre tiefes Blau.
Behende knüpfen sie das seidne Tau;
Der goldne Halbmond glänzt im Silberfelde.

Die Herren lagern sich auf buntem Pfühle,
den weißen Burnus um den müden Leib.
Man spricht kein Wort, man denkt nur an sein Weib,
umweht vom frischen Hauch der Abendkühle.

Die Sklaven zünden in den Bronzebecken
die Harze an. In blauen Wölkchen zieht
Der Duft des Orientes wie ein Lied,
nach dessen Rhythmus sich die Glieder strecken.

Die Wölkchen streben nach der seidnen Pforte,
die sich im Abendwinde hebt und senkt.
Ringsum ist alles still, ein jeder denkt.
Nur einmal spricht der Scheich verlassne Worte:

„Ich such nach Schnüren, die Jamshiden binden.
Es fließt das Wasser, und es weht der Wind.
Es läuft der Sand, und unser Leben rinnt.
Der Vogel fliegt, und unsre Tage schwinden.“

Abd-El Moumens Sieg.

Und wieder einmal hören sie ihn sprechen.
Il Abdul Kemar hebt die schmale Hand;
Da wirbelt auf der feine Wüstensand:
„Ich werde Abd-El Moumens Trotz schon
brechen!“

Die gelbe Fläche blitzt von weißen Hengsten.
Es glänzt der weißen Krieger stolze Zahl.
Gelassen zieht man gen Fadustabal,
Und Abd-El Moumen ist in tausend Ängsten.

Denn er ist feig und feig sind seine Krieger.
Bdul Kemar aber ist ein starker Held.
Im Worte karg — sitzt er im Lagerzelt,
Doch bricht er seine Zelte nur als Sieger.

El Moumen kennt die eignen schlechten
Fechter.
Auf Liste sinnend hockt er Nächte lang. —
Da! Wieder glückt dem Klugen sichrer Fang
Und — er besticht des Kemar Frauenwächter.

Kurz vor dem Kampfe naht auf schnellen
Rossen
Des Harems Hüter mit verstelltem Sinn:
„Verzeih, o Herr, daß ich der Künder bin.
Jamshidens Blüte hat sich jäh geschlossen.“

Mit starrer Ruhe hört der Scheich die Kunde,
Die ihm allmählich bis zum Herzen dringt,
Wo ein Gefühl in Silbertönen schwingt
Und — tatenlos verrinnen Tag und Stunde.

„Du warst der Lotos, der sich keusch erschließet.
Das Lied, das wie der Honig weich zergeht.
Das Wasser, das nach dem Gefäße fleht.
Der Schleier, der die Glieder sanft umfließet.“

Dann nach zehn Nächten zieht er — still von
hinnen,
Und wieder wirbelt auf der gelbe Sand.
Er läßt im Rücken unbesiegtes Land,
Und Jubel tönt von Fadustabals Zinnen. —

Doch als er tritt in des Palastes Räume,
Da hört er leisen wohlvertrauten Sang
Entgegenwehen durch den Frauengang
Und kurz erschrecken ihn die alten Träume.

Gebeut, daß sich der ganze Harem zeige.
Und auch Jamshida naht mit heiterm Sinn.
Mit kurzem Streich streckt er Jamshiden hin!
Es trauern nicht umsonst die Scheiche.

❧ ❧ ❧

Jamshida.

Sie atmeten in jener eignen Kühle,
die sich beim Regen in die Wüste senkt,
Da jeder an die Lieblingssklavin denkt,
geborgen in dem heimlichen Gefühle.

Die Sklaven glitten durch den Raum behende.
Es traf kein einzger Laut der Herren Ohr.
Aus regenschwerer Seide war das Tor
und fester schlossen sich des Zeltes Wände.

Bdul Kemar sprach: „Mag auch ihr Körper bleichen.
Ihr Sinn war bunt wie dieses seidne Tuch,
Das sie in ihrer letzten Stunde trug.
Ich seh sie noch die kleinen Hände reichen.

Sie kam auf meinen Ruf mir leicht entgegen.
Ihr Blick war heiter wie der junge Tag,
Empfing als Gabe meines Schwertes Schlag.
Nun hör ich gern den mondelangen Regen."

Bitte.

Laßt mir mein Lachen!
Macht mich arm oder reich,
Alles ist gleich,
Nur laßt mir mein Lachen. —

Es gibt Stunden, die so traurig sind,
Traurig zum Weinen,
Wo jeder Gedanke ein Sorgenkind,
Wo sich alle Wünsche verneinen.

Laßt meiner Seele den klingenden Ton.
Zum hellen Morgen will ich erwachen.
Es dunkelt so frühe, so balde schon.
Ich bitte Euch: Laßt mir mein Lachen.

H. C. Starken.

Sonniger Wald.

Lieg' auf rotbraungrünem Grund
Unter Tannen, jungen und alten,
Die ihrer Zweige gründunkles Rund
Zum hellblauen Himmel halten.

In ihrer Moosbärte silbernem Grau
Träumen die Tannengreise,
Blumenkinder, weiß, rot und blau,
Nicken zur walddunklen Weise.

Aber des Sonnenlichts goldener Schein
Strömt durch die Äste nieder
Mitten ins dunkelste Grün herein,
Golden leuchtet es wider.

Jetzt noch vom Tal eines Wanderers Sang!
Waldlied, du frommes, du kühnes,
Zwischen den Farben deucht mich dein Klang
Selbst etwas Leuchtendes, Grünes!

Hugo Salus.

Die blonde Frau Fina

Einer Familienchronik nacherzählt

von M. E. delle Grazie.

Im Morizhof blühten die Linden, und wenn die Linden blühten, zog Frau Fina mit ihrer Schule in den Park hinaus. Der weiland Fürst Claryſche Park um Morizhof war einer der älteſten und ſchönſten Böhmens und Frau Finas Schule jedenfalls die merkwürdigſte im ganzen Königreich. Inſofern kein hohes Miniſterium von ihr wußte und kein Bürger dafür jemals beſteuert worden war. So ganz aus Frau Finas Willen hervorgewachſen, ſo ganz und gar von Frau Finas ſommerlicher Güte betreut, gedieh und blühte die Schule wie alles, was in ihre ſonnenhafte Nähe geriet.

Hoch und ſchlank war Frau Fina, von walkürenhaftem Maß und doch auch wieder weich und fraulich in jeder Linie ihres Körpers. Eine Krone goldroter Flechten lag auf dem kleinen Haupt, das ein Hals trug, rund und durchſcheinend wie ein alabaſternes Säulchen. Das roſige Grübchen aber, in dem der Hals zur Schulter abfiel, war ſo küßlich, daß kein Mann es ſehn konnte, ohne die Lippen zu ſpitzen. Ganz verſtohlen freilich, denn Frau Fina verſtand in ſolchen Dingen keinen Spaß. Kaum, daß eine Flattuſe ſich an ſie heranwagte. Von einer Amour gar nicht zu reden. So jung ſie noch ſchien und ſo früh auch ihr Eheliebſter das Zeitliche geſegnet, ſie war und blieb, als die ſie der Penſionsbogen einer fürſtlich Claryſchen Verwaltung eſtimierte: „Eines fürſtlich Claryſchen Leibmedicus ehr- und tugendſame Witib, Frau Fina Geßwaldin.“

Als der Leibmedicus ſich um Mamſell Fina beworben

hatte, war er keiner der Jüngsten mehr gewesen, für Mamsell Fina aber der einzige, der sie auf das vorteilhafteste befreien konnte. Herb und trotzig wie sie war und um keinen Preis gesonnen, der jungen Stiefmutter noch länger gefügig zu sein.

Der Leibmedicus hatte seine Meriten, war gutmütig, heiter, nachsichtig, ein wohltemperierter Galan. Wenn er in seinem Wägelchen durch die Stadt fuhr, flog auch dem reichsten Teplitzer der Hut vom Kopfe. Man brauchte ihn eben, und seine Sache verstand er. Wie vornehm aber hörte es sich an, wenn man so nebenbei sagen konnte: „Unser Hausarzt, der fürstlich Claryſche Leibmedicus." Das hatte auch der Fina von Kindesbeinen an gefallen, und so mochte sie wohl glauben, daß ihr auch der Erwählte gefiel. Für eine richtige Amour hatte ihr die Stiefmutter nicht genug Zeit und Sonne gelassen.

So kam es, daß die blonde Fina, obwohl längst Frau Leibmedicus, auch in der Ehe ihr brünhildenhaftes Wesen behielt. Diese magdliche Wehrhaftigkeit, der nicht der Richtige den Gürtel gelöst; diesen selbstbewußten Eigenwillen, den keine Mutterschaft weich gemacht. Der Teufel wußte, wie es kam, daß gerade diese Sonderart die Mannsbilder an sie zog, wie Motten das Licht. Sie selbst gab sich gewiß keine Mühe, und dem guten Leibmedicus war es zuweilen ein Reiz zuviel. Da er aber umgekehrt sicher war, daß ihm diese jungfräuliche Herbheit nie einen Stirnschmuck bescheren würde, war er's froh und segnete seine Wahl. Bis ihn eine Indigestion, die er sich bei der fürstlichen Patronatstafel geholt, rasch und unversehens aller Sorgen um das Zeitliche enthob.

Frau Fina trug ein ganzes Jahr die vorgeschriebenen schwarzen Gewänder. Daß ihr küßlicher Mund um vieles früher wieder lachen konnte, nahm ihr niemand übel. Leuchtete doch ihr Goldhaar wie ein einziges Sonnenlachen unter dem Trauerschleier hervor, und wen ihre braunen Rehaugen anstrahlten, der mußte an allerlei Lenzliches denken, ob er nun wollte oder nicht. Frau Fina selbst merkte es sicher zuletzt. Es war eben ihr Wesen, das so seltsame Gewalten ausstrahlte. Die Reinheit ihrer

annoch magdlichen Seele, deren Liebesschatz sich niemals in einer restlosen Hingabe verschwendet hatte, die schamhaft zurückgehaltene Zärtlichkeit der Mutter, die nie ein Kind im Schoß getragen: das leuchtete und strahlte nun durch ihr ganzes Wesen, wie edles Gestein durch eine köstliche Schale. Und zuletzt waren es nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen, die immer und überall ihr Lob sangen. Allen voran Ihre Durchlaucht, die Frau Fürstin selbst. Weshalb es niemand verwunderlich fand, daß Frau Fina auch nach dem Tode des Leibmedicus ihren Sitz im Morizhof behielt und dazu noch eines Tages die Erlaubnis erfloß, daß sie daselbst „Schule halten dürfe, wie und wo und solange es ihr gefiel". Weilte das fürstliche Paar doch nur selten auf Schloß Morizhof. Und als der greise Verwalter mit Tod abging, wurden über Anordnung Ihrer Durchlaucht „sämtliche Schlüssel und alle damit verbundenen Rechte und Gewahrsame" in Frau Finas Hände gelegt. Wodurch die ganze Dienerschaft ihr bis auf weiteres untertänig wurde; vom Kastellan der Herrschaft angefangen, bis zu den Mägden, die das Vieh betreuten, dreißig Säle und Gemächer dazu und ein endloser Park.

Weil die ehrsamen Bürgersfrauen von Teplitz die Witwe des Leibmedicus estimierten, wurde die geräumige Stube, in der Frau Fina Schule hielt, bald zu eng. Was da in Teplitz auf zwei jungen Beinchen ging und rückwärts ein blondes oder braunes Zöpfchen baumeln ließ, wurde ihr an Mutters Hand zugeführt, lernte bei Frau Fina stricken und häkeln und sticken und nähen, vor allem aber lachen und froh sein, wie sie selbst. Im Herbst und Winter erzählte sie den Kleinen Märchen und schnurrige Geschichten. Im Sommer wurde gesungen, daß die Amseln und Finken des dämmrigen Parkes verwundert und neugierig von den Zweigen guckten. War ein Lied zu Ende, durften die Kleinen munter durcheinanderplauschen. Wenn Händchen und Äuglein nur immer brav bei der Arbeit blieben! Über all das Gezwitscher aber flog Frau Finas Lachen hell und funkelnd wie die Sonne, die über den schaukelnden Wipfeln des Parkes stand.

Zwei Jahre waren es nun schon her, daß Frau Fina Schule hielt — zwei Jahre, seit sie Witwe geworden. Man schrieb 1813. In der großen Welt draußen rollten wieder einmal die Würfel des Krieges. Europa selbst hatte sich aufgerafft, um endlich den niederzuringen, dessen blutiges Gestirn zu sinken begann ... Napoleon ...

Aspern, Wagram und Borodino hatten ihren lodernden Feuerschein auch in Frau Finas stille Welt geworfen. Soviel sie eben darüber zu lesen oder zu hören bekam hinter den grünen Wipfeln von Morizhof, die wie ein schützender Wall um den Frieden ihres Nestes hingen. So daß es nur ein angenehmes Gruseln gab, wenn eine Kunde von dem großen Weltgeschehen aus annoch sicherer Ferne herüberdrang.

Mit diesem Jahre aber schien es böser kommen zu wollen. Der Waffenstillstand von Poschwitz hatte auch Frau Finas Idyll unter den blühenden Linden des Morizhofes geschützt. Je drückender aber die Schwüle des Sommers wurde, desto beängstigender ballten sich die Gewitterwolken zusammen, in denen die Furie des Krieges einherflog. Schon wußte man die Franzosen in Schlesien — das Hauptheer der Verbündeten unter Schwarzenberg auf dem Marsch nach Dresden. Da machte Napoleon kehrt, um sich dem Feind entgegenzuwerfen. Und während sein blutiger Adler bei Dresden mit einem neuen Sieg emporstieg, ging ein Teil der Franzosen unter Vandamme bei Königstein über die Elbe. Das Heer der Verbündeten aber zog sich gegen den Kamm des Erzgebirges zurück. Den guten Teplitzern durfte bange werden.

In diesen Tagen geschah es, daß Frau Fina einen Brief erhielt, der ihr viel zu denken und noch mehr zu sorgen gab. Kam er doch von der „ihr wohlaffektionierten Fürstin Clary“, die sich als loyale Untertanin ihres geliebten Kaisers und gute Österreicherin obligiert fühlte, auch ihrerseits etwas für die Tapferen zu tun, die für Europas Heil und die Ruhe seiner Völker kämpften, „ob nun Bellonas Laune für oder gegen sie entschied.“ Des langen Briefes und der artigen Schnörkel Sinn war mit einem Worte nicht mehr und nicht weniger als ein

dringlicher Auftrag, den Morizhof entweder für die Verwundeten offenzuhalten, oder aber „den siegreichen Feldherrn der Verbündeten und ihrem Stab Küche und Keller und sämtliche Gemächer des Schlosses so weit und gastlich aufzutun, daß jeder der Tapferen wieder in bester Kondition scheiden möge“. Und sintemal kein weibliches Schreiben ohne Postskriptum zu bleiben pflegt — sei die holde Briefstellerin nun fürnehm oder gering, klug oder einfältig — fand sich auch im Schreiben Ihrer Durchlaucht solch wichtiger Zusatz, in dem die hohe Dame ihrer „lieben Geßwaldin“ zwei Helden der tapferen Armee des Kaisers insonderheit ans Herz legte, „den Fürsten Schwarzenberg, unseren lieben Generalissimus“ und den „in Mars kaum flügge gewordenen Sch . . . k. Der annoch ein halbes Bürschchen zu sein scheinet, aber bei Passau und Aspern schon die ersten Sporen verdienet, sich bei den Friedensverhandlungen auch als findiger Diplomat erwiesen und gegenwärtig als Rittmeister bei Klenau Chevauxlegers stehet. Doch —“ und die nun folgenden Zeilen hatten Ihre Durchlaucht mit roter Tinte zu unterstreichen geruht: „doch hüte Sie sich vor den Flattusen des jungen Grafen! Sintemalen er ein vielbegehrter Amant ist und ein Charmeur, dem man nur schwer widerstehet.“

„Unsinn,“ murmelte Frau Fina, als sie den Brief zu Ende gelesen. Wären ihr die Qualitäten ihrer Gönnerin nicht so wohlbekannt gewesen, hätte sie all diese Fürsicht fast stutzig gemacht. Noch ruhiger aber glaubte sie für sich selbst bleiben zu dürfen. Solch ein Bürschchen und sie! Die ganz Würde und Ehrsamkeit und achtbare Witib war. Fast mußte sie lächeln, so sicher fühlte sie sich. Oder sollte Ihre Durchlaucht am Ende doch —? Die rote Tinte intrigierte sie. Wenn sie aber der hohen Dame gedachte, die so fürsorglich an Mann und Kind hing? Nein, nein! Es war ja ganz ersichtlich, daß die Huld ihrer Gönnerin auch in diesem Fall nur ihr eigenes Prestige in Erwägung gezogen. Nun — Frau Fina wußte, was sie sich schuldig war! Sich und dem Vertrauen ihrer Herrschaft und nicht zuletzt dem Morizhof, der in diesen großen und schicksalsschweren Tagen wieder einmal zu Ehren kommen sollte.

Damit griff sie in das Körbchen, in dem der rasselnde Schlüsselbund des Schlosses lag, und begann treppauf und treppab zu eilen, bis vom Giebel zu den Kellern des Schlosses alles visitieret war und das ihr untertane Gesinde bis zum letzten Mann auf seinem Posten stand; auch sozusagen „Gewehr bei Fuß", wie draußen die braven Soldaten des Kaisers. Die Enten und Hühner aber, die am Abend dieses Tages ordnungsgemäß wie sonst in Steige und Stall marschierten, hatten keine Ahnung von der blutigen Losung, die wider sie und ihr Leben ausgegeben wurde. Von eben derselben blonden Frau, die ihnen sonst so gütig das Futter auszustreuen pflegte — um eben dieselbe Stunde, da die Russen unter dem Grafen Barclay zum Entsatz der kaiserlichen Armee heranrückten.

Am Morgen des 29. August wurde es denn auch für die guten Teplitzer Ernst. Von der Höhe des Erzgebirges herunter bis zum Talkessel von Kulm breitete sich die Feuerlinie aus. Bei Arbesau und Peterswalde kamen die Geschütze den ganzen Tag nicht mehr zum Schweigen. Die schrecklichsten Gerüchte kreuzten und widersprachen einander, Boten kamen und liefen, wollten dies und jenes gesehen und gehört haben und wußten zuletzt doch immer nur das eine: daß es um die Verbündeten schlimm stände, so tapfer und übermächtig wären die Franzosen! Hatte den behäbigen Teplitzern schon die warme Frühstückssemmel nicht mehr recht gemundet, fiel ihnen die Angst um Leben und Gut wie ein Sprenggeschoß in die Suppenschüssel. Als der Abend kam und des Geredes noch immer kein Ende ward, dachten die meisten ans Fliehn.

Nur Frau Fina war eine der wenigen, die den Kopf oben behielten. „Unsinn!" sagte sie, so oft ihr eine der Mägde mit klappernden Zähnen ein neues Gerücht zutrug. „Wir halten hier aus, so wie es Ihre Durchlaucht befohlen. Und kommen die Franzosen statt der Kaiserlichen... du lieber Gott! Ihr werdet euch schnell genug dreinfinden!" Zuletzt verbat sie sich jedes müßige Gerede und ließ, kurz entschlossen, sämtlichen Enten und Hühnern sofort die Köpfe abdrehen. Das gab Arbeit die Fülle und

eine Zuversicht, die jedes weitere Wenn und Aber erstickte. Die Hühner aber waren noch nicht gerupft und die Enten kaum gesengt, als sich das Glück der Schlacht in der Tat so zu wenden schien, wie Frau Finas blonder Starrsinn es gewünscht und erhofft. Wenigstens brachte der späte Abend so gute Kunde vom Kriegsschauplatz, daß sich's die Teplitzer doch noch ein Weilchen überlegten. Den Russen war es gelungen, die Stellung bei Arbesau zu behaupten, und Vandamme hatte sich vor Einbruch der Nacht auf Kulm zurückgezogen. Die Preußen aber rückten unter Kleist von Peterswalde heran, ohne daß die Franzosen eine Ahnung hatten. Gelang es ihnen, die Truppen Vandammes zu umgehen und dem Feind in den Rücken zu fallen, war der Kessel geschlossen. Also krochen die Teplitzer für eine weitere Nacht in ihre Federn und ließen für alles andere den Bürgermeister sorgen und den Nachtwächter, der mit ehrenfesten Schritten straßauf und straßab wandelte, als könne und dürfe nichts geschehen, solange er da war.

Und die Brunnen rauschten weiter. Die Hunde bellten wie sonst. Selbst die lautesten Angstmeier besannen sich und hielten acht Stunden lang das Maul. Und wenn es der Rausch-Bäck auf dem Hauptplatz knapp eine Stunde vor Mitternacht noch einmal so weit aufriß als sonst um diese Zeit, hatte er guten Grund dazu. War ihm vom Morizhof her doch der Auftrag zugekommen, für den Morgen des 30. August hundert Brote bereitzuhalten.

„Nu se, nu se ... Ju, für wan denn?"

Aber die rotbackige Duxerin, die den strengen Auftrag hatte, nicht ein Wort mehr zu sagen, als ihr Frau Fina aufgetragen, fuhr wie ein Schuß zum Laden hinaus, daß die Bimmel über der Tür förmlich Sturm läutete und der Rausch-Bäck hinter der Dirne dreinsah, als hätt' ihn der Teufel genarrt. Wäre der Auftrag nicht von Frau Fina gekommen, nun und nimmer hätt' er die Brote in den Ofen geschoben. Aber die blonde Witib war keine, der man einen Scherz zutrauen durfte. Also mußte, was sie wollte, auch estimieret sein.

Als die hundert Brote fertig waren und vom Rausch-

Bäck selbst in den Wagen gelegt wurden, der sie nach dem Morizhof bringen sollte, wußten die Teplitzer bereits, daß die verbündeten Russen unter Barclay den Feind angegriffen hätten. Und je weiter es gegen Mittag ging, desto rascher drängten und überstürzten sich die Nachrichten, desto zuversichtlicher klang, was der Bürgermeister den Neugierigen verkünden konnte. Auch der Rausch-Bäck begann nun langsam zu ahnen, für wen Frau Fina die vielen Brote bestellt. „Teufelsweib,“ murmelte er. „Sullt' die ebber gor g'scheiter sein, als mir alle mit'nander?“ Zutrauen konnte man ihr's! Und weil nicht nur die Angst, sondern auch der Mut ansteckend wirkt, ging er in die Küche und bedang sich für den Abend ein Geselchtes mit Knödeln.

„Nu se, nu se!“ staunte die Rausch-Bäckin. „Und am End' frißt's dann der Napolium!“

Das war um zwölf Uhr. Beim Nachmittagkaffee wußte man bereits, daß die Preußen dem Feind von Nollendorf her in den Rücken gefallen waren. Eine Stunde später kam über Arbesau und Priesten die Kunde von dem gewaltigen Sieg bei Kulm. Zehntausend Franzosen waren gefangen, fünftausend gefallen. Als die Teplitzer Glocken den Sieg einläuteten, zogen die ersten Truppen der tapferen Armee in die Stadt. Voran der Generalstab der Verbündeten, mit den erbeuteten Fahnen und zwei goldenen Adlern: den Adlern des Korsen!

Was Teplitz an Blumen hatte, wurde den Siegern zu Füßen gestreut. Aus Türen und Fenstern ergoß sich ein einziger Blütenschauer. Von oben und unten kamen die duftigen Wurfgeschosse herangeflogen. Die letzten Rosen des Sommers und die ersten Astern des Herbstes, heiße Nelken und bescheidene Reseden. Flinke Mädchenhände hatten schon bei der ersten Nachricht, die den Sieg meldete, einen Berg immergrüner Kränze gewunden und jeden gar sinnig mit blutroten Rosen durchflochten. Die flatterten nun wie ebensoviele Kränze Nikes herab und wurden von den Tapferen mit den Säbelspitzen aufgefangen. Und die Glocken läuteten dazu, die Musik spielte, Trommeln wirbelten, Hörner klangen... Die untergehende Sonne aber

kleidete sich und den Himmel in einen einzigen Purpur: Der Gott des Tages, der über diesen Waffen gestanden!

Während die Quartiermacher von Haus zu Haus gingen und überall mit hellem Jubel — da und dort sogar mit einem ehrsamen Kuß bewillkommt wurden, ritt der Generalissimus mit seinem Stab in den Morizhof ein.

Das Parterre des Gartens war noch ein einziges Blühen. Leuchtende Feuerlilien und die starren Blätter der Canna standen wie schlanke Schwertspitzen im Sonnengold des Abends. Frau Finas und ihrer Mägde Hände hatten die ganze Front des Schlosses mit blühenden Festons verziert, so daß jede Tür zur Triumphpforte wurde, selbst der Stall, in den man die schäumenden Hengste führte, die zwei Tage im Feuer gestanden.

Als die Herren abgesessen waren, kam ihnen von der Höhe der Freitreppe her Frau Fina entgegen: hoch, schlank, rotblond wie eine Walküre. Nicht zu rasch, nicht zu langsam, liebenswürdig und doch auch wieder seltsam gehalten. In kurzer Rede entbot sie den Herren den Willkomm ihrer fernen Dame und bat, mit dem wenigen fürlieb zu nehmen, was die Eile gerüstet. Worauf Fürst Schwarzenberg ihr im Namen seines Gefolges gar ritterlich die Hand küßte und jeder der Herren mit respektvollem Salut an ihr vorüberschritt, den Gemächern entgegen, die ihnen von Dienern und Mägden zu gedeihlicher Ruhe angewiesen wurden.

Noch hallte der lange Korridor des Schlosses vom Sporengeklirr der Tapferen, als ein jugendlicher Nachzügler von den Ställen her rasch an die Freitreppe gesprungen kam, in übermütig tollem Laufschritt den Säbel schwenkend, der bis zu seinem Griff in einer Hülle blühender Kränze stak. Ohne nach rechts oder links zu sehen, sprang er die Treppe empor, den Tschako unterm Arm, den Kopf schüttelnd, daß die braunen Haare nur so um die jugendliche Stirne flogen. Ein Jüngling seinem Gehaben nach und doch der ganze Mann vom Scheitel bis zur Sohle.

Frau Fina, die sich eben dem Korridor zugewendet hatte, um in Küche und Keller noch einmal die letzten Auf-

träge für die Abendtafel zu geben, blieb unwillkürlich stehen. So daß der ahnungslos Emporstürmende fast mit ihr zusammenprallte, eine rasche Entschuldigung stammelte und doch nicht mehr an ihr vorüberkam — als wär' es während dieser ganzen siegestollen Stunden gerade sie und nur einzig sie gewesen, hinter der seine dumpfe Sehnsucht hergelaufen. Wie eine dunkle Flamme ging sein Blick über sie hin. Eine seltsame Erschütterung stand in seinem Antlitz zu lesen. Der Arm, der den Tschako hielt, begann leise zu beben, fest und tief gruben sich die blanken Zähne in die volle Unterlippe.

„Herrgott!" murmelte er, während sein Blick an ihr auf- und niederging. Als er aber das tiefe Rot sah, das sich von der Stirne der schönen Frau plötzlich bis in ihren Nacken ergoß, klappte er mit einer ritterlichen Verbeugung seine Sporen zusammen und legte mit einer galanten Volte des Säbels all seine Kränze zu ihren Füßen nieder. Worauf er mit elastischen Schritten im grüngoldigen Dämmer des hallenden Korridors verschwand, eh' Frau Fina auch nur ein Wort gefunden.

‚Das war er — das und kein anderer!' dachte die blonde Frau und stand noch immer da und vergaß sogar, daß nun keine Seele sich darum kümmern würde, wie und wo der lässige Nachzügler unterkam.

Plötzlich schrak sie zusammen. Wenn er es war — in Wirklichkeit Graf Sch . . . k war . . . ? Um Gottes willen, der war ihr doch eigens empfohlen! „Insonderheit", wie es im Brief Ihrer Durchlaucht zu lesen stand. Nun bekam er am Ende das schlechteste Zimmer, oder — ?

Wieder stieg ihr ein jähes Rot in die feingeäderten Schläfen. Wie ein Schreck trat es in ihre braunen Rehaugen. „Nur das nicht, nur das nicht!" Und schon klippten die Fliesen von den hohen Stöckeln der zierlichen Kreuzbandschuhe.

Als sie den Gang zu Ende gelaufen war, kam ihr die Schafferin entgegen. Hochrot, ganz Eifer und Sorge.

„Madame, Madame . . . Wo soll ich den Herrn Rittmeister hintun?"

„Welchen Rittmeister?" tat Frau Fina erstaunt.

„Den Feschen, der zuletzt gekommen ist?"

„Es sind doch Zimmer genug," murmelte Frau Fina.

„Heroben? Nit eines mehr frei! Bleibt nur die blabe Stub'n neben der Gnädigen." Und da sie trotz ihres Eifers Frau Finas Befangenheit merkte, meinte sie lachend: „Wenn's ein Franzos' wär', möcht' ich's der Gnädigen nit raten. Aber ein Freund und noch dazu so jung ... der wird schon ein Kavalier bleiben!"

„Nicht um die Welt!" brach jetzt Frau Fina aus, und ihre Worte, sonst so klug und geruhsam gesetzt, überstürzten sich förmlich. „All mein Lebtag ist kein andres Mannsbild zur Nachtzeit dort aus- und eingegangen, als mein Seliger."

„Aber Frau Doktorn," beruhigte sie die andere. „Die sein so müd' alle miteinander und werden so gut schlafen und so still und brav bleiben! Wenn sie nur erst ordentlich gefüttert sind."

„Was glaubt sie denn, daß ich denke?" gab Frau Fina stolz zurück. „Mir selbst paßt es nit."

„Dann bleibt nur das Rosenstübl," meinte die Schafferin kleinlaut. „Wenn die Gnädige ihn da hineinstecken will? Er steht aber schon unten und wartet."

Wieder huschte ein flüchtiges Rot über das Antlitz Frau Finas. Gerade er, neben ihr ... ein, zwei Nächte lang! „Der vielumworbene Amant", vor dem sie zu warnen Ihre Durchlaucht eigens für gut befunden hatte. ‚Niemalen!' entschied sie bei sich selbst. Wenn je, mußten die Dehors gerade in diesem Fall doppelt gewahrt werden.

„Also gut," nickte sie. „Dann zieh' ich mich ins Rosenstübl hinauf. Meine Sachen kann Sie später hineintragen lassen: Bettzeug und Spiegel und Lavoir. Und Sie lauf jetzt nur rasch hinab, damit der Herr Graf nit zu lang vor der blab'n Stub'n steht."

„Ja aber, den Schlüss'l!" erinnerte die Schafferin.

„Der hängt in meiner Stub'n, überm Bett!"

‚Wie schenant,' dachte sie zugleich und ärgerte sich in einem, daß sie etwas Selbstverständliches „schenant" finden konnte. Sie, die ehrsame Witib nach einem fürstlich Claryschen Leibmedicus, der kein Mensch in ganz Teplitz

auch nur den Sinn für eine versteckte Amour zugetraut hätte. Aber war sie nicht immer so gewesen? Immer sich selber hart tun, stolz bis in die Seele hinein, auch da noch, wo keines Menschen Blick mehr hinfand.

Item, es war abgetan! Und schlüsselklirrend eilte sie in die Küche hinab und aus der Küche in den Speisesaal, der im Glanz der Kronleuchter, der damastenen Gedecke und silbernen Kandelaber und Fruchtschalen der Tapferen harrte, die sich an seiner Tafel zum Siegesmahl niederlassen sollten. Zum Siegesmahl nach der Schlacht von Kulm!

Bis in die innerste Seele hinein empfand Frau Fina die Ehre, die ihrem geliebten Morizhof heute zuteil wurde. Und daß noch ferne Geschlechter eines Tages nicht nur an die blutige Schlacht, sondern auch an das fröhliche Siegesmahl denken würden, das die Tapferen am Abend des 30. August 1813 vereint! Darum holte sie selbst mit bebenden Fingern hervor, was die schweren Silberschränke an Kostbarkeiten bargen. Und als der Kastellan des Schlosses kam und im Auftrag des Fürsten Schwarzenberg fragte, wo die erbeuteten Fahnen und Heeresabzeichen unterdes am besten zu bergen wären, streckte die blonde Frau mit einer schönen Bewegung den herrlichen Arm aus und erwiderte: „Wo anders als hier, um die glorreichen Sieger immer wieder zu erinnern, welch ein ehrenvoller Tag heut' gewesen!"

Und sie selbst stand dabei, als man die zerschossenen Fahnen in die Ecken lehnte. Die goldenen Adler des Korsen aber ließ sie rechts und links von der Türe aufstellen, durch die der Stab der Verbündeten zur Tafel schreiten mußte. Ganz zuletzt fielen ihr die Kränze ein, die der junge Held mit seinem Säbel ihr zu Füßen gelegt. „Die will ich noch rasch an die Wandleuchter hängen!" entschied sie und freute sich ihres Einfalls, als der ganze Saal nunmehr auch im Schmuck der Blumen stand. Von den Lüstern angefangen, die wie grünbewimpelte Luftschiffe von der Decke herabhingen, bis zu den goldenen Armen der Wandleuchter und dem kostbaren Damastgedeck, das unter dem purpurnen Geleucht der darübergestreuten Rosenblätter förmlich verschwand.



Am Weiher.
Gemälde von Reinhold Max Eichler.
Zu: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

Als Frau Fina soweit alles in Ordnung wußte, schlich sie auf den Fußspitzen noch einmal in ihre eigene Stube hinab, um sich selbst für den feierlichen Abend zu schmücken. Das schwere Seidenkleid, das sie zum Empfang der Sieger angelegt hatte, wich einer duftigen Batistrobe, die blütenweiß und blütenzart den herrlichen Leib umschmiegte. Eine weiße Gaze-Echarpe legte sich um die vollen Schultern. Wie eine rotgoldene Welle flutete das lässig hinaufgenommene Haar darüberhin. Ein schwarzes Sammetband ließ das blendende Weiß des säulenschlanken Halses wie Alabaster erschimmern. Am liebsten hätte sie eine der dunklen Zentifolien an die Brust gesteckt, von denen draußen das Blumenparterre duftete, nach dem das Fenster des „Rosenstübls" sah. Aber zur rechten Zeit entsann sie sich der roten Rosen, die ihr der junge Sch . . . k mit seinen Kränzen zu Füßen gelegt. Wenn der am Ende dachte, daß es ein „à qui" wäre . . .? War sicher recht eitel, der „vielumworbene Amant"! ‚Justament nicht'! dachte sie und griff nach einer weißen . . . Darauf schlich sie wieder leise, leise aus ihrer Stube und ärgerte sich nicht wenig über die Glut, die ihr in die Wangen schoß, als sie im Vorübergleiten die Schritte des jungen Grafen aus der „blab'n Stub'n" hörte. Aber das war ja schon heute abend anders, Gott sei Dank!

Eine Stunde später setzten sich die Sieger zum Mahl. Frau Fina stand an dem marmornen Serviertisch, um von dort aus nun ihre Truppen zu leiten und zu beobachten, ob auch nichts übersehen wurde. Die Herren, die sich beim Einzug wieder ritterlich vor ihr verneigten, tuschelten eine Weile untereinander, wobei manch leuchtender Blick der Bewunderung die schöne Wirtin streifte. Und plötzlich trat Fürst Schwarzenberg auf sie zu, bot ihr mit einer galanten Verbeugung den Arm und bat sie, an seiner Rechten Platz zu nehmen. Wer aber nun vielleicht erwartet hatte, daß Frau Fina sich nach der zimperlichen Art der Provinzschönen etwa bescheidentlich zieren werde oder sonstwie spröde tun, sah sich weidlich getäuscht. Das Nicken, mit dem sie die Einladung des Fürsten annahm, hatte vielmehr die ungezwungene Anmut und Würde der

Dame, die sich als solche estimieret weiß. Wie eine Fürstin rauschte sie am Arm des liebenswürdigen Feldherrn zur Tafel, grüßte mit einem lieblichen Lächeln ihren Nachbar zur Rechten, mit einem etwas ernsteren Nicken die übrigen Herren und fand sich bald in so viele Fragen verstrickt, von so ritterlichen Flattusen umschmeichelt, daß es ihr zuletzt ganz selbstverständlich vorkam, mit den Siegern von Kulm zu Abend zu essen. Sie hatte dabei keine Ahnung, wie sehr gerade diese Ungezwungenheit ihren Reiz erhöhte, ihren Stolz adelte. Bis das Gewisper um sie immer leiser wurde, die Blicke immer beredter und Russen und Preußen und Österreicher, wie sie der Stab der Verbündeten eben umschloß, sich auch in der Bewunderung der schönen Hausfrau kameradschaftlich zusammenfanden. Nur einer — der Jüngste und Schneidigste der ganzen Tafelrunde, fand kein Wort, blieb stumm und leerte mit hochgezogenen Augenbrauen ein Glas nach dem anderen oder zerrte nervös an dem hochaufgezwirbelten Schnurrbart herum. Seine Augen aber wichen kaum eine Sekunde von Frau Fina, und wenn sie auch nur dann und wann hinabsah, wußte sie doch genau und sie allein, was in diesen Augen geschrieben stand und auf diesen Lippen brannte: ‚Herrgott — bist du schön!' Auch daß es ihm entsetzlich war, so ferne von ihr zu sitzen, fühlte sie genau. Dann und wann mochte eine der sie umschwirrenden Flattusen auch bis zu ihm hinabfinden und sein Blut noch heißer machen. Sie hätte kein Weib sein dürfen, um den dunklen Brand, von dem sein Auge glomm, nicht sofort als Eifersucht zu erkennen. Jahrelang und soweit sie sich der charmierenden Teplitzer erinnerte, hatte sie dergleichen kalt gelassen.

Auch jetzt meinte sie gefeit und gewappnet dazusitzen. Das heimliche Geprickel ihres Blutes stellte sie auf Rechnung des alten Ungarweins, von dem sie genippt — die wachsende Neugierde, wie es um ihr Opfer stünde, mußte noch lange keine Teilnahme sein. Wenn der glänzende Spuk dieses Abends mit den Lichtern und Lampen des Morizhofes erlosch, lag sie gewiß wieder still und friedlich in ihren blütenweißen Kissen, selbst der Magie des Traumes so unnahbar, wie den sinnlichen Reizungen des Lebens.

Und wenn ihre Brust einen heimlichen Druck, ihre walkürenhaften Glieder auch eine lässige Schwere zu verspüren meinten — auch das reinste Weib ist eben nicht ungestraft solange keusch gewesen. Aber der junge Geck da unten? Pah! Der brachte sie noch lange nicht aus ihrem Gleichgewicht.

Immerhin konnte sie sich nicht enthalten, dann und wann hinabzuschielen. Der eifersüchtige Brand in seinen Augen tat ihr so wohl! Wohler als alle Flattusen der Herren rechts und links und ihr gegenüber. Und — sie konnte sich's nicht verhehlen — sogar hübscher machte ihn die Eifersucht! So hübsch, daß er ihr fast leid tat in seinem wilden Trotz, den die Leidenschaft wie einen dunklen Schatten über seine funkelnde Jugend breitete. Wie man wohl sagt, daß auch die Farben der Falterflügel schöner und tiefer werden, wenn sie an der todbringenden Nadel gequält und hoffnungslos auf- und niederwippen. Mochte er's immerhin erleiden, der „vielumworbene Amant", der, weiß Gott, auch seinerseits wie vielen schon wehgetan!

Wie sie aber halb kokett, halb unbewußt wieder einmal so hinsah, packte sie sein Blick wie eine düstere Gewalt — jäh, plötzlich. Daß sie ihm förmlich Rede stehen und wie nachgezogen dorthin sehen mußte, wo sein eigenes Aug' sich eine neue Qual geholt: nach den Wandleuchtern, die bis zum Arm in den roten Rosen staken, die er ihr zu Füßen gelegt! Und nun entspann sich zwischen Blick und Blick ein Frage- und Antwortspiel, das niemand hören, niemand deuten konnte und die beiden doch so genau zu hören und zu verstehen glaubten, daß sie zuletzt meinten, es müsse der ganze Saal davon widerhallen:

‚Sie sind stolz, Madame!'

‚Weil ich Ihre Blumen zurückgewiesen?'

‚Sie wissen, daß ich Ihnen auch mein Herz damit zu Füßen gelegt.'

‚Mit der Klinge des Galans, mein Herr!'

‚Mit dem Schwert des Siegers!'

‚Der weiterzieht, von Sieg zu Sieg ...'

‚Und wenn er diesmal nicht fortkäme?'

‚Ein Soldat?!'

‚Soll sein Herz an Ihnen verbrennen, Madame, wie die Rosen dort am Licht?'

In diesem Augenblick fing der rosendurchflochtene Lorbeer an dem flackernden Wachslicht eines Wandleuchters wirklich Feuer — eine einzige helle Flamme, die hoch und kerzengerade emporschlug. Mit einem Satz fuhren die Diener darauf zu und löschten den Brand, der nur einen seltsamen Duft zurückließ — herb und berauschend zugleich, als hätte eine unsichtbare Hand ein kostbares Räucherwerk in die Flamme gestreut.

Die tafelnden Offiziere sahen kaum hin ... Frau Fina aber war mit einem hellen Schrei emporgefahren und dann wieder zurückgesunken — purpurn bis an die Schultern, wie die Rosen, die dort verbrannt.

Der junge Ulan am Ende der Tafel aber leerte im selben Augenblicke sein Glas bis zur Neige und lächelte, als wäre Kulm noch einmal genommen worden ...

Gleich darauf hob Fürst Schwarzenberg die Tafel auf. „Wir sind ehrlich müde," sagte er, während er sich mit einer respektvollen Verbeugung empfahl, „und freuen uns, wieder einmal in einem wirklichen Bett zu schlafen. Auf Wiedersehen denn, liebwerte Hausfrau, und vielen Dank für die Sorgen, die wir Ihnen bereitet!"

Mann um Mann zogen die Herren nun grüßend an ihr vorüber. Nur einer tändelte bis zuletzt auf seinem Platz, zerkrümelte, obwohl er sich schon erhoben hatte, noch immer sein Brot zwischen den Fingern, starrte wie geistesabwesend nach dem Licht, das seine Rosen verzehrt hatte, und dann wieder nach der schönen Frau ...

‚Nun heißt es flink sein,' dachte Frau Fina. ‚Damit ich nicht allein bleib' mit ihm! Das Silber kann die Leschak auch wegschließen — ich schlüpf' in das Rosenstübl, noch eh' er's merkt. Wart', Amant!'

Und fort war sie.

So geräuschlos als möglich die breiten Treppen emporhuschend, glitt sie in das „Rosenstübl". Die Leschak hatte es brav gemacht: nicht nur ihr Bett und das Lavoir — auch ihr schmucker Toilettentisch stand in der Stube, und die Wachslichter, die in den silbernen Kandelabern

brannten, machten das kleine Erkergemach noch einmal so wohnlich.

Tief aufatmend warf die schöne Frau die schimmernden Hüllen von sich und trat ans Fenster. Es mochte nah' an Mitternacht sein. Voll und silbern stand draußen der Mond. Die Ranken des Efeus, der das Fenster umspann, wiegten sich im lauen Atem des Nachtwindes wie träumend hin und her. Von dem Rosenbeet aus der Tiefe stieg eine heiße Duftwelle empor. Hoch und bizarr standen die Cannas und Feuerlilien im blauen Licht des Mondes. Herbst sollte es werden und war doch noch Sommer. Der warme, gesegnete Sommer, der mit seinem schwülen Hauch selbst die Nächte noch heiß und lüstern machte. Dazu das tiefe, gleichsam lauernde Schweigen, in das soeben der sonore Schlag der uralten Schloßuhr hineinfiel — weithinschallend — geheimnisvoll verhallend. Wie eine Stimme, die eine sehnsuchtsbange Frage in die Nacht hineinrief. Und immer wieder der Rosenduft von unten! Ganz fern am Horizont ein schwaches Geleucht...

Nein, nein, Frau Fina fühlte es... auch da hinab zu lauschen war heute nicht gut. Die Glut des Tages, der so vieles und Unerwartetes gebracht, fieberte noch in die Nacht hinüber. Wie ein geheimer Brand war's, von dem sich die stolze Frau nicht ergreifen lassen wollte...

Mit einem leisen Seufzer trat sie zurück und begann das goldene Haar zu lösen. Sie tat es mit einem Griff. Denn so reich auch seine Fülle war, so schmucklos und lässig war es aufgesteckt, bloß von einem Kamm und zwei Nadeln gehalten, die in seinem feuerfarbenen Geleucht ganz verschwanden. Wie eine funkelnde Welle stürzte es über die entblößten Schultern, legte seine schweren Lockenringel bis zu ihren Hüften hinab, während die Rechte den knisternden Kamm durch die losen Strähne führte — auf und ab und auf und ab... Bis es wie ein goldener Mantel um den schönen Frauenleib hing. Der Frisiermantel, den Frau Fina angelegt, hatte spitzenüberrieselte Flügelärmel, die kurz waren und die rosige Nacktheit der schönen Arme durchscheinen ließen. Und weil es ihr während des Kämmens immer wärmer wurde, knöpfte sie die

duftige Battisthülle auf und ließ sich die wogende Brust von dem kühlen Hauch umschmeicheln, der draußen mit den Efeuranken spielte und die uralten Wipfel des Parkes so geheimnisvoll erschauern machte.

Gerade ihr gegenüber stand eine der mächtigen Linden und schattete bis an ihr Fenster heran. Wenn sie sich hinausbeugte und den Arm ausstreckte, konnte sie fast in die dunklen Zweige hineingreifen. Nun huschte es wie ein seltsames Geflüster von Ast zu Ast... Knisterte und rauschte. Vielleicht griff der Gewitterwind auch schon in die uralten Kronen da draußen. Wenn er nur erst voll herangeflogen käme und mit ihm die Blitze, die so prächtig über den dunklen Wäldern des Gebirges aufflammten und ihren kühlenden Atem bis herüber trugen! Wie dürstend breitete sie die Arme aus und trat noch einmal ans Fenster. Der Vollmond stand noch immer am Himmel — aber schon hörte man die Donner murren, sah die schwarzen Wolkenschleppen über die Berge schleifen, in denen sich das erquickende Naß barg.

„Daß ich heut so gar nit müd' bin," sprach Frau Fina in das Schweigen hinein und schüttelte leise die blonde Mähne.

In diesem Augenblick flog etwas Dunkles zum Fenster herein — legte sich weich und kühl an ihre Brust und fiel dann fast geräuschlos zu ihren Füßen nieder.

‚Ein Nachtschmetterling!' dachte Frau Fina. ‚Nun stellt er sich tot...'

Aber plötzlich fuhr sie mit einem lauten Schrei zurück — löschte im selben Atem die Wachslichter auf ihrer Toilette — warf das Fenster zu, daß es klirrte, sprang wie von Sinnen in ihr Bett und zog die blauseidene Decke bis an die Ohren über sich. Wie ein Schauer rann es durch ihre Glieder, und gleich darauf schluchzte sie auf und weinte in ihre Kissen hinein, lange, lange... Meinte, es wäre eitel Scham und wußte doch nicht, daß es eine einzige Seligkeit ihres Blutes war! Denn ob sie die Augen auch noch so fest schloß — immer wieder sah sie die dunkle Zentifolie vor sich, die ihr so jäh an die Brust geflogen war! Eine der Rosen, die sie verschmäht hatte und

nun in ihre Träume hinübernehmen mußte, ob sie wollte oder nicht.

Und so stolz sie auch bis heute getan, die blonde Frau Fina: daß der jüngste und schönste der Sieger von Kulm so hoch geklettert war, um sie noch einmal zu sehen und also zu grüßen — das gab ihr ein Glücksgefühl, wie sie ihr Lebtag keins empfunden. Sie brauchte ja deshalb noch lange nicht schwach zu werden, Gott behüte! Aber die ganze Nacht glitt es wie mit kosenden Händen über sie hin. Eine Seligkeit, von der sie bis heute nichts geahnt, so viele Jahre sie auch neben dem wackeren Leibmedicus geschlafen.

Als ihr die Leschak in der Früh den Morgenkaffee brachte, lag auf der Tablette ein Brief. Er wies in blauem Wachs den Abdruck eines Wappens, das in seinen Seitenfeldern fünf Ringe zeigte und zwei schreitende Löwen, deren einer eine Kirche trug. Frau Fina, der die Heraldik eine unbekannte Wissenschaft war, nahm an, daß Fürst Schwarzenberg einen besonderen Wunsch habe und fragte die Leschak, wann ihr der Fürst diesen Brief gegeben? Worauf diese erwiderte, daß ihn einer der vielen Offiziersburschen gebracht und ihr ohne ein weiteres Wort auf die Tasse gelegt, gerade als sie die Treppe emporgestiegen.

„So, so," sagte Frau Fina und begann plötzlich eifrig ihren Kaffee durcheinanderzurühren. Sie glaubte mit einem Male zu wissen, wer ihr diesen Brief gesandt. Natürlich schwieg sie, damit die Leschak nichts merkte. Aber ihr Herz schlug einen seltsam beredten Takt zu diesem Schweigen. So rasch und laut, daß sie selbst nicht wußte, wie ihr geschah. Und gerade heute kam die Leschak gar nicht zu Ende mit ihrem Schwatz! Vergeblich sagte sich Frau Fina, daß auch die geschriebenen Huldigungen des „verwöhnten Amant" ihr so wenig einen Eindruck machen würden, wie seine Blicke und die schöne Zentifolie, die noch immer auf dem Boden lag. Etwas in ihr brannte und fieberte, den Brief zu öffnen ... an allen Fingern zog es sie hin und war stärker als sie, wie ihr Stolz sich auch empörte.

Endlich war die Leschak draußen. Mit einem Ritsch

ihrer Schildpattnadel öffnete Frau Fina den Brief. Wie groß aber war ihr Staunen, als ihr aus dem zierlich gefalteten Seidenpapier, das er enthielt, die Blätter einer weißen Rose entgegenfielen! ‚Was soll nun das?' dachte sie. Da entsann sie sich, daß sie selbst bei dem Festmahle eine weiße Rose am Busen getragen. War ihr die Blüte entglitten, ohne daß sie es merkte? Und wer hatte sie gefunden? Der Brief gab keine Antwort darauf. Er hatte eben nichts enthalten, als die Blätter der Rose, die sie gewählt. Der weißen Rose ...

‚Und eben drum ist's er!' schloß Frau Fina. Kam aber den ganzen Vormittag nicht mehr über eine gewisse Gereiztheit hinweg, die um nichts besser wurde, soviel Blitzableiter für ihre üble Laune sich auch in Haus und Hof fanden. Es war eben ein Kampf, der sich nicht nach außen verlegen ließ. Zuletzt entschied sie sich, von der Mittagstafel ferne zu bleiben. Mochte der „vielumworbene Amant", dem es gefiel, mit ihr ein solches Spiel zu spielen, merken, wie wenig sie gesonnen war, darauf einzugehen.

Kaum hatte sie sich jedoch zu kurzer Ruhe vor Tisch in ihr Rosenstübl zurückgezogen, als der erlauchte Feldherr selbst bei ihr anpochte und sich „in aller Ehrerbietung zur pflichtschuldigen Visite" meldete.

Frau Fina war tief gerührt. Da stand der berühmte Generalissimus und allverehrte Sieger von Kulm vor ihr, fragte nach ihrem Wohl und Wehe und ob die vier Tage der Einquartierung nicht etwa allzu große Ansprüche an ihren hausfraulichen Eifer stellten. Und als nach einer Weile die Glocke zur Tafel lud, bot er ihr den Arm, um sie zu Tische zu führen, tat es in so liebenswürdiger und selbstverständlicher Weise, daß jede Ausrede als üble Ziererei erschienen wäre.

‚Um so besser, wenn es der andere merkt,' dachte Frau Fina, als sie am Arm des Feldmarschalls wieder zur Tafel rauschte.

‚Mit keinem Blick werd' ich ihn anschauen!'

Sowenig sie aber auch hinsah, merkte sie doch sofort, daß er allein noch bei Tische fehlte. Endlich — die Diener

gaben bereits die Suppe herum — klirrte er herein, nahm vor seinem Marschall Stellung, salutierte nach rechts und links und eilte auf seinen Platz. Seinen ehrerbietigen Gruß hatte Frau Fina geflissentlich übersehen. Dessenungeachtet wußte sie bereits nach dem zweiten Gang, daß er heute sichtlich zerstreut war und so erregt, daß das volle Glas in seiner Hand bebte, so oft er es an die Lippen führte. Wie es ihr gelang, bei soviel Gleichgültigkeit und sowenig Aufmerksamkeit dies alles wahrzunehmen, bleibt Frau Finas und aller Blonden Geheimnis.

Nach Tisch eilte sie sofort in ihre Stube hinauf, verschloß die Tür und ließ die Sonnenblender herab. Dann trat sie vor den Spiegel. In der grüngoldenen Dämmerung, die den kleinen Raum erfüllte, leuchtete ihr Haupt wie ein edles Bild auf. Mit stiller Genugtuung nickte Frau Fina sich zu und begann, mit lässiger Hand das blonde Gelock zu lösen. ‚Nicht einmal gedankt hab' ich ihm heute!' sagte sie sich in stolzer Selbstzufriedenheit. ‚Nun wird er endlich wissen, woran er ist, der „verwöhnte Amant".' Während sie dies aber so vor sich hinsprach, noch immer all ihrer Sinne freie Selbstbeherrscherin, wie sie meinte, begann sie sich zu entkleiden und die Haare zu strählen, als wenn es wieder Abend wäre. Bis ihr das eigene Bild aus der silbernen Welle des Spiegels genau so entgegenleuchtete, wie es der junge Offizier gesehen haben mußte.

‚Zu schämen hab' ich mich nicht,' sagte sie sich dabei: ‚Was er gesehn hat, wird er sobald nicht wieder sehen. Sie sind wirklich schön, Frau Fina!' Und während ihr ein leises Lachen in die Kehle quoll, küßte sie das Bild, das ihr so entzückend entgegenstrahlte. Noch zwei Tage und zwei Nächte war er hier ... Wirklich nur mehr so lange? Doch, der Marschall selbst hatte es gesagt! Übrigens ... was focht es sie an? Wenn sie auch öfter an ihn denken mußte, als ihr selbst schon lieb war — wenn die Trompeten bliesen und die Reiter erst zum Tore hinauszogen, hatte auch sie wieder ihre Ruhe. Einem „verwöhnten Amant" saß man nicht auf, wenn man Frau Fina hieß.

Während sie sich dies nicht ohne eine gewisse innere

Beklommenheit vorsagte, trat sie an ihr Bett, um es für ein kurzes Schläfchen zurechtzumachen. Hatte sie doch die ganze Nacht kein Auge geschlossen und gegen Morgen so toll und süß durcheinandergeträumt, daß es ihr noch jetzt wie ein Rausch in den Gliedern lag. Wie sie so hin- und herschritt, fiel ihr Blick auf ein Tischchen, das zwischen dem Bett und der Kommode stand...

Herrgott! Lag dort nicht wieder ein Brief? Richtig! Dasselbe blaue Siegel, dasselbe Papier...

„Unglaublich!“ hauchte Frau Fina in die Stille hinein. Aber war es auch wieder ein Schreck, so war er doch süß, und wie sie dastand, das duftende Brieflein zwischen den rosigen Fingern, fühlte sie, daß ihr das Blut in einer einzigen Welle zum Herzen schlug.

Diesmal waren es Verse...

„Die weiße Rose zog's der roten nach —
Zu tief rührt' sie der holden Schwestern Schmach,
Die stolz verschmäht und herb zurückgewiesen
Versengt zerstäubten auf des Saales Fliesen.
Ihr selber ward ein süßer Loos beschieden:
Zu hüten eines schönes Busens Frieden.
Ach, wär' das Herze, das darunter schlägt,
Nur nicht so stolz, so kühl und unbewegt!“

„Unglaublich!“ murmelte Frau Fina. Es war die Entrüstung, die sie sich auf jeden Fall schuldig zu sein glaubte. Aber ihre braunen Rehaugen kamen nicht los von dem Blatt. Die Finger, die es hielten, bebten wie jene, die heute bei der Tafel kaum das Glas halten konnten — und zuletzt seufzte sie auf — lang, tief...

Nun war es ja wohl wieder vorbei mit dem Schlaf!

Wer den Brief nur hereingelegt haben mochte? Während sie noch darüber nachsann und sich zugleich sagte, daß es am besten wäre, weiter kein Aufhebens davon zu machen, fiel ihr Blick von ungefähr unter dasselbe Tischlein, darauf der Brief gelegen. Dort lag ein Taschentuch — wahrhaftig! Ein weißseidenes Taschentuch. Das sogenannte „Schweißtüchel“, wie es die vornehmen Herren zu benutzen pflegen. Mit bebenden Fingern hob es Frau

Fina empor. „Franz Sch . . . k" las sie in der einen Ecke des Tüchleins. Die entgegengesetzte zeigte das eingewebte Wappen des jungen Grafen.

„Das hat er verloren," murmelte Frau Fina verstört vor sich hin. „Wie er das Brieferl hereingeschmuggelt hat . . ." und — ‚d'rum ist er so spät zum Essen gekommen!' schlug es wie ein Blitz in ihre Seele. ‚Wenn ihn jemand gesehn hätt'!?'

Ja, da lag sie wieder auf ihrem Bett und weinte. ‚Wenn — wenn — wenn!?' Aber so bitterböse ihr Stolz auch tat — es war ihr doch nicht mehr ernst damit. Und gleich darauf lag die schöne Frau wieder ganz still und hingegeben, und träumte mit offenen Augen vor sich hin lange, lange, bis der Abend kam . . .

Endlich erhob sie sich. Was sollte all das süße Weh' — der wirre Kampf — die drängende Unrast? Am besten war es, sie sah und hörte nichts mehr von der ganzen Einquartierung! Wenn sie sich in ihrer Stube einschloß und Kopfschmerzen vorschützte oder sonst ein Übel, das Ruhe und Schonung heischte — kein Mensch konnte es ihr verargen, daß sie ferne blieb. Sie freilich fühlte, daß es gerade jetzt galt, noch einmal so stark zu sein — so schwach sie sich auch wußte. Aber wenn sie sich selbst zuvorkam und Aufträge gab, die nicht mehr leicht zu widerrufen waren, mochte alles seinen guten Weg gehen . . .

Damit langte sie nach dem gestickten Glockenzug, der über ihrem Bette hing und schellte, ein-, zweimal. Es war das Zeichen für die Leschak. Und als sie all ihre Aufträge erteilt hatte, nicht zuletzt den, sie bei Seiner Exzellenz, dem Herrn Generalissimus, insonderheit zu entschuldigen, ließ sie sich von der Leschak einen kalten Umschlag auf die brennende Stirne legen und begann, an den seligen Leibmedicus zu denken. Wie gut er allzeit gegen sie gewesen, wie brav er für sie gesorgt, wie weise er alles bedacht und was sonst noch seine Meriten waren. Seltsam nur, daß der tote Herr Leibmedicus, so tüchtig er auch gewesen, wider den lebendigen Luftikus nichts vorzubringen wußte und nicht einmal gegen das Herzklopfen aufkam! Und als die Glocke zur Abendtafel rief und Frau

Fina aus allen Korridoren den Widerhall der sporenklirrenden Schritte hörte, versank der Schatten des Leibmedicus so rasch und spurlos, als wär' er überhaupt nie dagewesen. Das Herzklopfen aber wurde von da ab so unerträglich, daß Frau Fina beschloß, sich ganz leise in den Garten hinabzustehlen. Nun alle bei Tisch saßen, konnte sie wohl niemand sehen. Dunkel war es auch, und bis der Mond emporstieg, lag das ganze Haus wieder gewiß in tiefem Schlummer. Einen Augenblick kam ihr wohl der Gedanke, wie es wäre, wenn der tollkühne Amant wieder auf die Linde stiege, um in ihr Fenster zu gucken, und ihr vielleicht gerade hier über den Weg lief? Mit eilfertiger Beflissenheit aber sagte sie sich sofort, daß ihm nach der Maßregelung, die er heute bei Tisch erfahren, ein solcher Einfall gewiß nicht wiederkam. Dermaßen beruhigt, kleidete sie sich an, nahm ihre Echarpe und huschte, leise von Treppe zu Treppe steigend, in den Park hinab.

Zu spät entsann sie sich, daß es besser gewesen wäre, das Schloß durch die Küche und den Wirtschaftshof zu verlassen. Die festliche Beleuchtung des großen Speisesaales, dessen Fenster sich nach der Freitreppe öffneten, warf einen hellen Schein in die Nacht hinaus. Zudem standen die Fenster weit offen, und so rasch Frau Fina auch über die Terrasse glitt — sie konnte immerhin gesehen werden. Auch der Kies knirschte recht laut unter ihren flüchtenden Füßen, und als im selben Augenblick einer der Herren im Saale laut auflachte, floh sie wie gehetzt in das Dunkel der Taxushecken, die schwarz und zeilengerade dastanden.

‚Das hab' ich dumm gemacht!' sagte sich die schöne Frau. Wer aber konnte bei soviel Herzklopfen und Kopfschmerzen einen richtigen Einfall von ihr verlangen? Wie sie so im Dunkel dahineilte, ziellos, ratlos und sich doch nicht selbst entfliehen konnte, kam sie sich recht „pitoyable“ vor, wie Ihre Durchlaucht immer zu sagen pflegte.

Jenseits der Taxushecken ging der Park in eine kleine Wildnis über, die ihre lauschigen Verstecke hatte und allerlei Ruheplätze bot, die nur wenigen bekannt waren. Inmitten eines solchen Bosketts ließ Frau Fina sich nieder, warf

die Echarpe von den Schultern, um die erquickende Kühle der Nacht bis auf die Haut zu genießen, und atmete mit einer Art weher Sehnsucht den Duft der Astern und Reseden ein, den der Abendwind von einem fernen Beet zu ihr herüberwehte. Astern und Reseden ... ‚Der Herbst!‘ sagte sie sich. Wie lange noch, und er kam auch für sie, ohne daß ihr mehr von ihrem Frühling und Sommer blieb, als die modeste Erinnerung an die wohltemperierten Freuden, die sie an der Seite des Herrn Leibmedicus genossen. Freilich, er war allezeit ein fester Ehrenmann gewesen. Soigniert bis ins Innerste seiner Seele. Von Geburt ein Preuße, war ihm die Gestalt des „großen Fritz“ und der kategorische Imperativ des „großen Kant“ zu einer bildhaften Einheit verschmolzen, die das Ideal seines bis an den Hals zugeknöpften Lebens ausmachte. Ob er bei Aspern und Kulm so tapfer ins Feuer gegangen wäre, wie der „verwöhnte Amant“, blieb für seine Wittib freilich eine offene Frage. Soweit sie sich entsann, hatten ihn schon Leib- und Zahnschmerzen immer recht kleinlaut gemacht. Aber — wie kam sie überhaupt dazu, soviel bürgerliche Respektabilität mit diesem sporenklirrenden Leichtsinn zu vergleichen? Dessen ganzer Mut vielleicht gerade in der heimlichen Empfindung bestand, daß er am Leben genau so wenig zu verlieren habe, als das Leben an ihm. — Ärgerlich nur, daß er es überhaupt verstanden hatte, sich so tückisch in ihre Gedanken einzuschleichen. Gedanken wurden Vorstellungen, und mit einer Art süßen Schrecks ertappte sie sich bereits bei der Frage, wie es nun wäre, wenn der „verwöhnte Amant“ am Ende doch bis zu ihr fände und was alles sie ihm da sagen wollte; natürlich kein Wort mehr, als ihr Stolz zuließ. Aber — aber ... Kurz, Frau Fina hatte plötzlich die Empfindung, als säße eine ganz andere an ihrer Stelle. Eine Frau Fina, die sie bis heute so gar nicht gekannt.

Über all diesen Gedanken und Empfindungen ging die Zeit rascher dahin, als sie gefürchtet hatte. So daß sie mit einem leisen Schrei emporfuhr, als die Schloßuhr die zehnte Stunde meldete.

‚Nun wird es ja bald überall ganz ruhig sein,‘ sagte

sie sich. ‚Noch ein Weilchen will ich warten, dann stehl' ich mich über den Wirtschaftshof und durch die Küche in mein Stübl. So daß mich keiner der Herren sehen kann, falls sie noch pokulieren.' Das war sehr klug erwogen. Bloß daß Frau Fina wieder eines nicht bedachte: um nach dem Wirtschaftshof zu kommen, mußte sie unter den Linden durch, und dort war ja der tollkühne Amant gestern zu einer noch späteren Stunde herumgeschlichen. Aber sie war eben so fest überzeugt, daß der übermütige Sieger nun endlich — wenigstens in der Liebe — die Stärkere gefunden, der er hinfort mit dem gebührenden Respekt den Weg freilassen würde.

Als sich Frau Fina deshalb nach einer weiteren Stunde erhob, um ihre Stube aufzusuchen, schritt sie leicht und sicher dahin wie in den Tagen, da nur blonde und braune Kinderköpfchen mit ihr unter den Linden gewesen und kein sporenklirrender Reitersmann sie in den Belagerungszustand versetzt.

Der Mond ließ ein blaues Silberbächlein über ihre Wege rieseln. Die Blumen dufteten süß und schwer wie im Sommer. Da und dort glitt geräuschlosen Flugs eine der zahlreichen Fledermäuse vorüber, die in dem alten Schloßturm hausten. Sonst war alles still. Nur das Geplätscher der großen Fontäne, die vor der Freitreppe Tag und Nacht ihren silbernen Strahl in das moosige Granitbecken fallen ließ, klang wie ein monotoner Rhythmus durch das Schweigen der Nacht. Und als Frau Fina unter die Linden kam, war es so wohlig dunkel um sie, daß sie sich erst recht geborgen fühlte. Kaum einem Mondstrahl gaben ihre breitschattenden Wipfel Raum. Und diese köstliche Frische! Wenn sie heute keinen Schlaf fand, dann ...

Plötzlich fuhr sie zurück. Von einem der breiten Stämme hatte sich eine männliche Gestalt gelöst und stand nun vor ihr — hoch, unbeweglich, tannenschlank. „Gnädige Frau ...?" verhauchte es an ihrem Ohr. Wachte sie — träumte sie? Der kluge Kopf, der solange ihr einziger Berater gewesen, ließ sie völlig im Stich. Alles Blut drang nach ihrem Herzen ...

„Mein Gott!“ stammelte sie.

Da fühlte sie ihre Hand ergriffen. Im nächsten Augenblick brannte ein Kuß darauf.

„Ich hab' Ihnen nicht nachgestellt,“ klang es zu ihr empor. „Aber nun das Glück Sie über meinen Weg geführt, nun will ich es festhalten. So wahr mir Gott helfe.“

„Sie sind Graf Sch ... k, wenn ich nicht irre?“ brachte Frau Fina endlich hervor.

„Sollten Sie das erst jetzt merken?“ kam es wie ein leises Lachen zurück. „Warum quälen Sie uns so, schöne Frau?“

„Uns?“ stieß Frau Fina empört hervor.

Er hatte die Hand, die er geküßt, noch immer nicht freigegeben. Hielt sie fest, mit einem Druck, von dem es wie eine siedende Lohe in ihr Blut hinüberschlug und sie noch ratloser und verzagter machte.

„Uns?!“ wiederholte sie noch einmal. Aber — seltsam! Ihre Hand blieb in der seinen.

„Als die Rosen, die ich Ihnen zu Füßen gelegt, gestern in Flammen aufgingen — da waren Sie, wie Sie in Wirklichkeit sein mögen!“ gab er trotzig zurück.

„Was wissen Sie von mir?“ erwiderte sie mit fliegendem Atem. „In meiner Stube waren Sie auch. Wer gab Ihnen das Recht, mich so zu beschimpfen?“ Jedes Wort ein Herzstoß kam dies hervor. Sollte stolz und herb klingen und ihn zurückweisen für immer. Aber ihre Hand blieb trotzdem in der seinen. Ihre Pulse flogen ineinander. Sein Blut fühlte, was das ihre sprach. Mochte der Mund reden, woran das Herz nicht mehr glauben wollte.

„Mein Leben hab' ich gestern für Sie gewagt!“ raunte er heiß. Sie sah, wie er nach dem Wipfel der uralten Linde wies, in dem er gesessen.

„Eine wehrlose Frau so zu überraschen ... war das ritterlich?“

Er lachte auf — kurz, heiser. „Seien Sie erst ein so wehrloser Mann wie ich! Warum haben Sie Ihr eigenes Bild so lang im Spiegel betrachtet? Weil es schön ist ... unsagbar schön. Und ich, der Ihrem Zauber verfallen, vom ersten Blick ...?“

„Meine Durchlaucht hat mich vor Ihnen gewarnt."

Er trat einen Schritt zurück, lachte wieder auf. „So, so ... nun, wissen Sie, darüber könnt' ich Ihnen einiges sagen ..."

„Das glaube ich Ihnen nicht, Herr Graf!"

„So wie Sie dürften sich freilich nicht viele quälen," kam es voll Bewunderung zurück.

„Ich bin eine Bürgerliche, Herr Graf."

„Aber meine Königin!" Und plötzlich hielt er auch ihre zweite Hand.

Über ihren Häuptern rauschte es leise. Ein irrender Mondstrahl streifte ihr Haar und entzündete die goldenen Lichter, die in ihren Locken schliefen, zog den dunklen Flor der Nacht für einen Augenblick von ihrem Antlitz und zeigte ihm die Tränen, die an ihren schweren Wimpern hingen. Wie Funkengesprühe flog es von Hand zu Hand. Die pochenden Pulse ...

Da riß er sie an sich. An seinen Wangen flossen die Tränen nieder, die sie dem Schicksal weinte, das sie zu schwach gefunden.

„Vergessen Sie mich, Herr Graf. Ich bin stolz. So ist es für uns beide besser."

„Verlang' ich Schmähliches von Ihnen?" erwiderte er ernst. „Sehn Sie mich an ..."

Ihre Blicke tauchten ineinander. Ein Schauer ging über sie hin und machte beide erbeben. Sie wollte noch etwas sagen. Da nahm ihr sein Kuß das Wort von den Lippen. So lagen sie, Mund an Mund, eine Seligkeit lang.

Endlich riß sie sich los.

„Wann darf ich dich wiedersehen?" bettelte er.

„Wenn der Krieg vorüber ist und Sie das Wort einlösen können, das Sie mir gegeben."

„So gefaßt schicken Sie mich dem Tod entgegen?"

„Ich fühle, daß Sie auch den Tod bezwingen können. Sie werden wiederkommen. Und dann ..."

Er sah, wie der stolze Leib erbebte.

Noch einmal zog er sie an sich. „Dann?!"

Wie ein Gluthauch ging es über sie hin. Erschauernd machte sie sich frei, flüchtete vor ihm her, wie ein Wild, das



Mme. Gautreau.
Gemälde von John S. Sargent.
Zum Aufsatz:
„Frauenschönheit in der modernen Malerei."

hinter sich den Jäger weiß. Mit einem dunklen Blick sah er ihr nach. —

Wie in einem Fieber lag Frau Fina diese Nacht. Schauer um Schauer ging über sie hin. Nicht nur der Sturm ihrer zweiten Jugend, auch der ihrer ersten. Denn nun erst wurde sie gewahr, daß es um die Liebe — um die wirkliche Liebe ein ganz ander Ding war, als sie bis heute gedacht. Ein Weh und eine Seligkeit, ein Bangen und Sehnen und eine Ohnmacht, die weder die Vernunft noch den Stolz aufkommen ließ. Wie ein weidwundes Reh klagte sie in die Stille der Nacht hinein. Und als ihr einmal — ein letztes Mal — die Erinnerung an den seligen Leibmedicus kam, erschrak sie in tiefster Seele über den Abgrund, der das Einst von dem Jetzt ihrer Liebe trennte. Wie ein Tier war sie damals gewesen, das dem Herrn in blinder Gewohnheit die Treue wahrt. Nun schrie die erlöste Kreatur nach ihrem Recht, und es war wie das Dürsten einer Verschmachtenden. Die Einsamkeit der Nacht aber schürte noch ihre Qualen und zeigte ihr mit grausamer Deutlichkeit, wie hilflos sie war und wie verloren an den Mann, der ihrer Sinne Herr geworden. Bis der Krieg zu Ende war, hatte sie ihn von sich gewiesen. Hatte gewähnt, es ertragen zu können, ihm so lange fern zu sein, obwohl ihr ganzes Blut nach ihm schrie. Welch eine Törin sie gewesen, dort unter den Linden! Nun fühlte sie, daß sie kaum den Morgen erwarten konnte, der ihr den Anblick des Geliebten wieder bringen durfte. Wie aber müßte er von ihr denken, wenn sie nach soviel Pathetik ihm nun selbst wieder über den Weg liefe? Nimmermehr! Und weil sie zugleich klar empfand, daß es diesmal nicht ihr Stolz war, der ihr diese Zurückhaltung gebot, sondern ein innerster Instinkt weiblicher Strategie, erschien ihr alles noch trostloser. Wie, wenn der Geliebte im Kriege blieb — irgendwo fiel, ein Opfer des Schicksals, das nicht erst lange wählte? Dann war die erste und einzige Blüte von ihrem Lebensbaum gefallen — wem zuliebe? Bis zuletzt aufrecht und tugendhaft geblieben zu sein, würde ihr dann zeitlebens wohl als eine recht triste Genugtuung erscheinen. Und doch fühlte sie,

daß sie nichts hatte, ihn zu halten — nichts, als diesen Widerstand! Von Stunde zu Stunde solchermaßen zwischen Sehnsucht und Scham hin- und hergeworfen, hatte sie zuletzt keine Ahnung mehr, was sie tun oder lassen würde. Wie eine Schiffbrüchige fühlte sie sich, der jede Woge den Tod bringen kann oder erst recht ein neues Leben.

Als die Leschak mit dem Morgenkaffee erschien, teilte sie ihr mit, daß Fürst Schwarzenberg tiefbetrübt wäre, seine liebenswürdige Hausfrau leidend zu wissen, auch bereits angefragt habe, wie es ihr heute ginge und ob seine Visite für den Nachmittag genehm wäre, da die Herren doch morgen mit dem frühesten aufbrächen. Wie in einem Traum hörte Frau Fina die Worte der treuen Dienerin und zuletzt nur immer das eine: „Morgen — morgen." Wenn sie also morgen früh die Augen aufschlug, war alles vorüber und das Schloß und ihr Leben wieder so leer und öde, wie sie vorher gewesen. Ihre Sehnsucht aber würde wie ein armes Vögelein hinter dem Geliebten herfliegen — ohne Rast und Ruhe, bei Tag und bei Nacht, während er fiel oder ... Da gab es ihr einen Ruck ... „Der vielumworbene Amant!" Ja, wer weiß, wo die schöne Frau schon lachte, die ihm gnädiger war als sie und das Glück genießen würde, nach dem sie sich die Hände wund rang.

„Nicht jede quält sich wie Sie!"

Er selbst hatte es gesagt und — er kannte die Weiber.

Mit dem tat sich auch die letzte Hölle der Liebe vor ihr auf — die Eifersucht.

Da sie sich zuletzt wirklich unwohl fühlte, blieb sie auch der Mittagstafel ferne. Wieder hörte sie die Korridore von den Sporen der Sieger klirren. Einer darunter dachte jetzt an sie! Das gab ihr, wenigstens für den Augenblick, einen Trost. Ob er sich wirklich so ferne halten würde, wie er es gelobt? Nun, er war ein Mann! Plötzlich fiel es ihr ein, daß er ja der Adjutant des Generalissimus wäre. Wenn er nun mit ihm kam, um ihr im Namen des Stabes für die Gastfreundschaft zu danken? Es lag nahe, war fast nicht anders zu denken. Aber, mein Gott! Welch harte Probe für sie beide.

Darüber begannen ihre Pulse aufs neue zu pochen; ihr Herz zu schlagen, wie noch nie. Wenn sie ihn doch noch einmal sehn durfte — ohne sich selbst etwas zu vergeben? Ihre ganze Sehnsucht flog ihm entgegen.

Die Speisen, die ihr die Leschak heraufgetragen, blieben unberührt. Um so sorgfältiger wand sie die goldenen Flechten ums Haupt. Sie war etwas bleich — nun ja. Aber wenn sie eine dunkle Zentifolie an die Brust steckte, ließ sich das cachieren. Jetzt noch die rosa Echarpe... Sie war mit sich zufrieden. Die Zentifolie hatte sie mit Bedacht gewählt. Sie sollte ihm ein letzter Trost sein beim Abschied. Eine Gewähr, daß sie die Seine blieb. Die Blume, die sie zuerst verschmäht und nun „den Frieden ihres Busens" hüten ließ, sprach beredter zu ihm, als Worte es konnten. Wie eine Kapitulation ihres Stolzes war es. —

Zwischen vier und fünf Uhr klirrten Schritte die Treppe empor — gleich darauf pochte es an ihre Tür.

Es war der Generalissimus. Einzig und allein — Fürst Schwarzenberg!

Im ersten Augenblick verschlug es ihr fast die Rede. Also hielt der Geliebte doch Wort, und sie würde ihn nicht mehr sehen, bis... Etwas Heißes stieg ihr in die Kehle. Aber sie hatte es doch selbst gewollt. Nun hieß es tapfer sein.

Voll zarter Güte fragte der Fürst nach ihrem Befinden. Bedauerte im Namen aller, daß sie so lange ferne geblieben. Fragte, ob sie nicht wenigstens die Abendtafel durch ihre Gegenwart schmücken wolle.

Aber Frau Fina blieb standhaft. Sie litte nun einmal an diesen entsetzlichen Kopfschmerzen, die sie oft tagelang heimsuchten und nur in verdunkelter Stube, bei völliger Ruhe langsam wichen. Aufs neue bedauerte der Generalissimus und meinte zuletzt lächelnd und wie nebenbei: „Übrigens ein Schicksal, dem Sie heute nicht allein verfallen sind, schöne Frau. Mein Adjutant, der Sch...k, hat den gleichen Katzenjammer, so stramm und jung er noch ist. Aber wenn ihn ein kühnes Reiterstücklein lockt, oder gar eine Amour, ist er imstande, in besagter Kondi-

tion eine ganze Nacht zu durchreiten, um ans Ziel zu kommen. Nur, wie gesagt, ein Weib oder der Tod muß dabei zu holen sein. Sonst liegt auch er lieber auf der Pritsche und pflegt sein Leid."

„Ah —?" lächelte Frau Fina mit gemachtem Gleichmut. Und der Fürst, einmal im Zug und für seinen jungen Ordonnanzoffizier sichtlich enchantiert, erzählte: „Werden Sie es glauben, daß es ihm gelang, mit ein paar Chevauxlegers bei Pirna mitten durch die feindlichen Posten hindurch zu mir zu kommen? In einer Sendung, von der — sagen wir, fast alles abhing? Ein solcher Kerl ist das! Seitdem hat er seine private Gloire in den Augen der Soldaten, sein eigenes Korpslied, der Sakramenter."

„Ah?" staunte Frau Fina, der eine dumpfe Seligkeit fast den Atem verschlug.

„Ja, denken Sie," lachte der alte Haudegen. „Läßt sich der Kerl à la ‚Rataplan' ansingen: ‚Unser Führer ist der Sch . . . k — sein Schlachtruf Vorwärts!, seine Braut — das Glück'! Nun frag' ich Sie! Und zählt ganze vierundzwanzig Jahre!"

‚Also um zwei Jahre jünger als ich,' sagte sich Frau Fina mit einem leisen Erröten. ‚Da muß ich, weiß Gott, die klügere sein.'

Als der Generalissimus aber draußen war und sein liebes Lachen die Stube nicht mehr hell und gemächlich machte, wandelte sich Frau Finas Sehnsucht in eine einzige Qual. So jung war er noch, so tapfer, so einzig und — sie liebte er! Sie aber schickte ihn dem Tod entgegen! Die ganze Welt würde keinen solchen Amant mehr für sie haben, und sie reichte ihm nicht einmal die Hand, bevor er schied . . .

Wieder wurde es Abend; läutete die Tischglocke zur letzten Mahlzeit, die die Sieger von Kulm im Morizhof einnahmen . . . Und sie selbst hatte sich davon verbannt. ‚Närrin, die ich bin!' sagte sie sich im Ingrimm ihrer Reue. Es war zu spät.

Als es dunkelte, warf sie sich in den Kleidern auf ihr Lager und weinte der trostlosen Nacht entgegen, bis ihre

Kissen naß und zerwühlt waren, wie das Lager einer Schwerkranken ...

Dumpf hindämmernd hörte sie Schlag um Schlag der alten Schloßuhr verhallen, als sie plötzlich ein seltsames Geräusch aufhorchen machte. Mit einem Ruck fuhr sie empor und starrte mit weitgeöffneten Augen in die Nacht hinaus, die sternhell über den schwarzen Wipfeln des Parkes stand. Unter den Linden regte sich nichts ... Auch die Zweige des Baumes, der mit grünen Armen fast in ihre Stube langte, blieben unbewegt. Und doch war es wie ein heimliches Rühren da draußen, das näher und näher kam ... Ein ganz eigentümliches Geräusch, als schöbe sich etwas langsam an dem Turm empor oder glitte vorsichtig abwärts.

‚Es werden die Katzen sein!' sagte sich Frau Fina. ‚Die Katzen oder die Eulen, die über mir herumstreichen, und ich denke gleich weiß Gott was ...'

Sie hatte es sich noch nicht recht vorgesagt, als plötzlich ein langer Arm nach ihrer Fensterbrüstung griff und sich dort festklammerte, bis das Haupt sich keuchend nachschob ... Träumte sie? Lag ein Alp auf ihr? Der Alp der eigenen, tollgewordenen Sehnsucht, der ihr solche Gesichte zeigte?

Im nächsten Augenblick schwang sich der Geliebte in ihr Fenster ... „Fina!"

Mit einem Schrei fuhr sie empor — sank wieder zurück. „Sie wagen es?"

„Nur was du mir befehlen wirst," kam es bebend zu ihr. „Was ich dann tu', ist freilich meine Sache."

Etwas in seinem Ton griff wie ein Schauer an ihr Herz, daß sie mit angstweiten Augen durch das Dunkel nach ihm starrte. „Wie — meinen Sie das?"

Über die Wipfel der Linden, gegen die er stand, klomm im selben Augenblick der Mond empor und legte den schlanken Schatten des Tollkühnen dunkel und geheimnisvoll vor ihre Füße. Und seine Stimme klang fest, als er erwiderte: „Wie ich es meine? O, sehr einfach! Um in deinen Armen selig zu werden, bin ich mit Lebensgefahr hier heraufgeklettert. Schickst du mich zurück, wird mich

ein Sprung in die Tiefe erlösen. Ob ich hier ende, ohne dich besessen zu haben — ob im Feld eine Kugel meinem Leben ein Ziel setzt, ist mir gleichgültig. Wenigstens sterb' ich zu deinen Füßen."

Ihre eigenen Gedanken! Wieder griff es ihr wie mit einer kalten Hand an das Herz. Sein Tod — ihr Wille? Der Schatten des Geliebten, der jetzt so hingegeben zu ihren Füßen lag, im nächsten Augenblick vielleicht der Schatten eines — Toten? Dieses junge Leben, das ihr mit allen Pulsen entgegenpochte, eine verstümmelte Leiche...

„Franz!" Es war ein Schrei — tief, heiß, inbrünstig... Ein Schrei, in dem ihre ganze Sehnsucht die Arme öffnete — alles vergessend, alles empfangend, was diese Stunde ihr nehmen und geben konnte...

⁂ ⁂ ⁂

Eh' der Morgen graute, tat sich Frau Finas Kammer leise auf. Hand in Hand und Brust an Brust standen die Liebenden noch einen seligen Augenblick lang auf ihrer Schwelle.

„Du wirst nie vergessen, was du mir gelobt?" fragte Frau Fina ernst.

„Nur der Tod kann mein Wort brechen!" Er wollte ihre Hand küssen. Sie entzog sie ihm.

„Schau mir ins Aug'!" gebot sie fast strenge. Das Flackerlicht der Wachskerzen, die auf ihrer Toilette brannten, warf einen zuckenden Schein über sein Antlitz. Wie ein Mann hielt er dem Blick der Geliebten stand.

„Nur der Tod!"

Ein leises Schluchzen kam in ihre Stimme. „Er wird dich mir nicht nehmen, ich fühl' es!"

Noch einmal umschlang er sie, heiß, wild... „Dann hol' ich meine Braut, das Glück!"

So schieden sie. —

Tage vergingen, Wochen, ohne daß Frau Fina etwas über das Schicksal des Geliebten erfuhr. Und er hatte doch zu schreiben versprochen. Eine tiefe Trauer kam über sie. Lebte er noch, oder hatte er sie vergessen, trotz alledem? Die Abende wurden länger und länger. Schon konnte sie

nicht mehr im Freien Schule halten. Saß mit den kleinen Teplitzerinnen in der „blab'n Stub'n" und bekam das Herz noch schwerer davon. Hatte er doch hier drinnen drei ganze Tage lang geatmet und von ihr geträumt ... Dunkle Gerüchte gingen von Mund zu Mund. Über eine letzte, große Entscheidungsschlacht, zu der Napoleon gezwungen werden sollte. Noch saß er in Leipzig. Dahin rückten nun von allen Seiten die Truppen der Verbündeten.

Ein früher Herbst fuhr mit Stürmen und tagelangen Regengüssen über die noch vor kurzem blühende Herrlichkeit des Sommers hin. Die Linden im Park standen schon halb entblättert. Und wenn Frau Fina nachts so einsam dalag, ganz allein mit ihren traurigen Gedanken und einer Sehnsucht, die nicht zur Ruhe kam, obwohl sie bereits wähnte, einem Toten ihre Arme entgegenzustrecken, meinte auch sie, dieses Leben nicht lange mehr ertragen zu können. Dabei krochen zuweilen ganz eigentümliche Schauer und Empfindungen über ihren Leib. Über die sie sich keine Gedanken machte, eben nur fühlte, daß sie dergleichen früher nie gekannt. Es hing wohl auch mit dem Ach und Weh der wirklichen Liebe zusammen ...

Da brachte ihr der hinkende Bote der Thurn und Taxisschen Post eines Tages ein Brieflein ihrer Gönnerin. Lange hatte die hohe Frau geschwiegen, auffallend lange. Darum war Frau Fina doppelt neugierig. Vielleicht kam ihr von dieser Seite eine Nachricht über den Geliebten, wie das erstemal. Und so war es.

Nach einer Reihe von Aufträgen, die Ihre Durchlaucht als treffliche Hausfrau an ihre „liebe Geßwaldin" ergehen ließ, hieß es zuletzt, wie nebenbei: „Unser tapferer, junger Freund, der Sch ... k, liegt nun schon fast drei Wochen lang im Lazarett. Der Säbel eines französischen Kavalleristen hat ihm eine schwere Kopfwunde beigebracht. Für sein Leben wird, gottlob, nicht gefürchtet. Wohl aber glaubt man, daß ihn die Attacke das rechte Auge kosten wird. Armer Amant, daß gerade ihm das geschehen mußte! Übrigens hat er sich auch in jenem Gefechte wieder als ein Held geführt und an der Spitze der russischen Dragoner zweimal die französische Kavallerie zurückgewor-

fen. So geschehen bei Wachau. Gegenwärtig soll seine Mama unterwegs sein, um den cher fils womöglich selbst zu betreuen. Unter uns gesagt, das einzige Frauenzimmer, das er noch nie betrogen und dem gewiß er alles zuliebe tut."

Heiße Tränen strömten über das Antlitz der blonden Frau, als sie diesen Brief zu Ende gelesen. Aber wie Trauriges er auch meldete — den schlimmsten Stachel nahm er doch aus ihrem Herzen: der Geliebte lebte noch, und weder der Tod noch eine andere hatten ihn ihr genommen.

Seltsam war es nur, daß auch diese, gleichsam erlösende Nachricht, keine Ruhe in ihr Wesen brachte. Ihre körperlichen Zustände vielmehr von Woche zu Woche rätselhafter und beängstigender wurden. Was geschah mit ihr?

Als sie eines Tages, von einer Ohnmacht niedergeworfen, wieder zu sich kam, stand die Leschak vor ihr und lächelte wie — nun, wie eben Frauen lächeln, die von der Liebe mehr wissen, als Frau Fina bis dahin gewußt, und trotz allen Respektes nicht umhin können, sich ihre Gedanken zu machen.

„Geb' Sie mir mein Riechsalz!" gebot Frau Fina trotzig.

„Wenn es noch hilft," meinte die Leschak skeptisch. Frau Fina glaubte noch immer, stolz bleiben zu müssen. Wie sie aber so von ungefähr emporsah, begegnete sie einem so treuen Hundeblick ihrer Dienerin, daß all ihre Scham und ihr ganzer Stolz dahinschwand und ein Strom von Tränen plötzlich aus ihren Augen brach, die groß und weit wurden wie die eines geängstigten Kindes.

„Leschak!" schrie sie auf.

„No ja. Ich hab' mir's schon lange gedacht," nickte die gute Alte. Und dann nahm sie ihre Gnädige in die Arme, weich, mütterlich, als wäre sie selbst ein Kind.

Anfangs Februar erbat sich Frau Fina von ihrer Gönnerin „einen gnädigen Urlaub", den sie „bei Verwandten zuzubringen gedenke". Die Leschak ging mit. In Teplitz sprach man eine Weile über das plötzliche Ruhebedürfnis Frau Finas, aber nur, wie man eben von einer

Kranken spricht. Nicht eines der bösen Mäuler wagte sich an ihre Ehre heran. Und schließlich gab es auch in Teplitz noch allerlei anderes zu tun.

So kam der Frühling ins Land und legte den Glanz seiner blühenden Obstbäume auch über die stillen Gärten des kleinen böhmischen Dörfchens, in das sich Frau Fina geflüchtet. Und als der Mai zu Ende ging, legte er ihr selbst eine köstliche Blüte ans Herz, die köstlichste, die der Frühling vom knospenreichen Baum der Schöpfung schütteln kann — ein junges Menschenleben. Ein göttlicher Zufall fügte es, daß genau an demselben Tage der erste Brief des genesenden Geliebten auf die Kissen Frau Finas gelegt werden konnte. Sein Kind im Arm, seinen heißen Liebesgruß am Herzen, schlief die junge Mutter wie eine Selige ein.

Am nächsten Tag schrieb die Leschak dem „Herrn Grafen", daß er Vater eines Sohnes geworden und seine Geliebte gegenwärtig nicht in Teplitz, sondern in ... witz zu suchen habe. Worauf ein von Schloß Kopidlno datierter, überschwenglicher Brief des Grafen eintraf, der für die nächste Zeit seinen Besuch ankündigte, „sofern es der Arzt gestatte".

Wieder vergingen Tage und Wochen. Schon blühte der Juni mit allen Rosen zum Fenster herein. Ein Sonntag abend war's ... Frau Fina saß an der Wiege des Kleinen und träumte ins Blaue hinaus. Still lag die weite Dorfstraße. Aus einer fernen Schenke klangen die lustigen Tanzweisen böhmischer Musikanten. Kein Laut sonst, als das glockentiefe Gesumm der goldgrünen Käfer, die draußen um die Linden und Rosen schwärmten. Süß und friedlich schlummerte das Kind in der Wiege ...

Da plötzlich wurde draußen ein Tritt laut — gleich darauf eine Stimme. Er!

Aber nicht einen Schritt machte Frau Fina ihm entgegen. Ihr war, sie habe ihn so reich beschenkt, daß er in Demut vor ihr niedersinken müsse, wie vor der Königin eines Märchens, die für ihre Liebe alles hingegeben.

Da war er plötzlich wieder, ihr Stolz! Die Glorie, die ihr die Liebe genommen, legte ihr die Mutterschaft noch einmal ums Haupt.

Er hatte die Türe weit aufgerissen, stand einen Augenblick regungslos auf der Schwelle — dann stürzte er hinein und riß sie an sein Herz.

Als sie Hand in Hand vor die Wiege traten, lag das Kleine mit weitgeöffneten Augen da und starrte den Vater großmächtig an. Und der Sieger von Kulm und Wachau sank ins Knie vor dieser Wiege.

Einen ganzen seligen Sommer lang lebten die Liebenden so hin. Wie von einem Märchen umsponnen, in dem es keine Sorge gab und weder Not noch Angst. Nur die Blumen blühten um sie, und jeder Tag führte die Sonne noch schöner herauf. Die Sonne, in die ihr Kind lachte. Nicht einen Augenblick fiel es der stolzen Frau ein, daß der Geliebte zögern könnte, seinem Kinde und ihr eines Tages auch vor den Menschen die Rechte zu geben, die ihnen gebührten. Hatte er es doch mit seinem Manneswort beschworen. In derselben Nacht, die seinem Kinde das Leben gegeben. Angesichts des Todes, dem er entging. Konnte er jemals vergessen, was ihr Stolz gelitten, eh' sie sich gab? So lag auch ihr Glaube an seine Ehre in ihrem Stolze beschlossen.

Und wie zart wußte er sie zu beschenken, wie sinnig gewählt war die Fülle der Gaben, die er ihr zu Füßen legte! Juwelenbesetzte Halsketten, wie sie nur die erlauchte Kunst der Goldschmiede Venedigs damals zu formen verstand — Glied an Glied und Stäbchen an Stäbchen, so fein gefügt, daß man nicht hartes Metall, vielmehr einen seidenen Faden zu greifen meinte. Als sie ihm eines Abends von den Tränen erzählte, die ihr die langen Monde der Trennung erpreßt, von der Qual, daß seine Liebe sie so allein gelassen, beugte er sich mit einem Kuß über ihre Hand und bat sie, ihm den nächsten Tag für einen Ritt nach dem nahen Prag freizugeben. Wen er dort zu suchen habe, fragte sie, von einer plötzlichen Eifersucht überwallt. Er lächelte sie bloß an. „Die Tränen, die du verloren hast!"

Als er abends zurückkehrte, legte er ihr eine prächtige Perlenschnur um den Hals. Sie hatte diesmal wohl etwas anderes erwartet. Denn noch immer hatte er mit keinem

Worte des Versprechens gedacht, mit dem er nach jener Nacht von ihr geschieden. Aber durfte sie annehmen, daß er, der so fein und ritterlich empfand, eines Tages anders handeln würde? Wieder war es der eigene Stolz, der ihr auch den leisesten Zweifel verbot. Der Mann, dem sie sich hingegeben — war ihres Glaubens wert.

Wochen vergingen. Da erhielt er eines Tages einen Brief, der sein eigenes Siegel trug. „Von meiner Mutter!" sagte er tonlos. Es war zum erstenmal, daß er seine Mutter erwähnte. Sie selbst hatte wohl auch noch nicht nach ihr gefragt. Nun war es plötzlich, als stünde sie selbst zwischen ihnen. Stolz, herb, unnahbar ... das Fremde.

Eine ganze Weile blieb es still. Er las Zeile für Zeile den Brief. Sie wartete mit klopfenden Pulsen und stockendem Atem, als wäre ihr Schicksal unterwegs. Hart und kurz tickte der Perpendikel der alten Bauernuhr in ihr Schweigen hinein.

„Ja," sagte er endlich, „nun muß ich doch wieder einmal nach ihr schauen." Sie fühlte, daß er sich mühte, seine Worte so gleichgültig als möglich klingen zu lassen. Das machte sie stutzen. Der Brief ihrer Gönnerin kam ihr in den Sinn; plötzlich und so genau, daß sie ihn Zeile für Zeile vor sich zu haben wähnte. „Seine Mutter ... unter uns gesagt, das einzige Frauenzimmer, das er noch nie betrogen und dem gewiß er alles zuliebe tut." Wieder blieb es eine Weile still zwischen ihnen.

„Du wirst es ihr natürlich sagen," sprach sie endlich mit bebenden Lippen.

Eine fahrige Unruhe kam über ihn. „Natürlich, natürlich!" Diesmal hörte sie nur sein Versprechen. Es genügte ihr.

Lange sah sie ihm nach, als er auf seinem Rappen dahinritt, noch am Abend desselben Tages. Er hatte ja versprochen, bald wiederzukommen. Und doch ... sie wußte nicht, warum ihr plötzlich so weh wurde. So, als sollte sie ihn nie wiedersehen, oder sich selbst nicht mehr wiederfinden als die, die noch heute morgen so selig gewesen ...

Tage vergingen — er kam nicht, er schrieb nicht. Wieder begann der Herbst mit den dunklen Augen seiner frühen Abende in ihre Stube zu schauen — fand sie wieder allein, wie vor einem Jahre. Allein mit einem Kinde, das in den Augen der Welt nicht sein sollte. Wie ein Schlangenbiß begann das mit einemmal an ihrer Seele zu fressen.

So stolz war sie gewesen, so aufrecht durchs Leben gegangen! Nun saß sie da und wartete wie die Nächstbeste, was ein Mann über sie beschließen würde, dem sie nichts mehr zu geben hatte. Ein Mann oder gar des Mannes — Mutter! Eine Mutter, die ein stolzes und hochfahrendes Weib sein konnte und eine unbarmherzige Richterin wie die meisten ihres Geschlechtes.

Zu Ende der Woche erhielt Frau Fina zwei Briefe. Der eine kam von ihrer Gönnerin und rief sie dringend nach dem Morizhof zurück, der „nicht länger ihrer umsichtigen Verwaltung entbehren könne". Der zweite war von ihm. Er konnte Tod oder Leben bergen. Sie fühlte es, und ihre Hand bebte, als sie das Siegel erbrach.

Zeile um Zeile überflog ihr Blick. Ihre Augen wurden starr. Um ihre Lippen legte sich ein Lächeln, das etwas Irres hatte.

Die Leschak, die mit dem Kleinen am Fenster stand, merkte wieder alles und wagte doch nicht zu fragen. Es erschien ihr so natürlich, daß das Weib immer wieder sein Schicksal aus den Händen des Mannes empfängt.

Plötzlich lachte ihre Herrin auf: laut, gellend, wand sich förmlich im Krampf eines Lachens, das entsetzlicher klang als jedes Weinen.

Mit zitternden Händen legte die Leschak das Kind in die Wiege zurück. „Meine arme, arme Frau!" —

Sie glaubte einer Fassungslosen beispringen zu müssen. Aber schon stand Frau Fina da: stolz, aufrecht, mit Augen, die plötzlich etwas vom harten Glanz eines Edelsteins hatten. „Wird Sie sich merken, was ich Ihr sage, Leschak?"

Die Alte faltete bloß die Hände.

„Wenn der Herr Graf morgen zurückkommt, werde ich

nicht mehr hier sein. Den Schmuck —" sie ging festen Schrittes nach ihrem Schrank und holte mit einem Griff die korallenbesetzte Schatulle heraus — „den Schmuck hier gibt Sie dem Herrn Grafen zurück. Sie weiß, was drinnen ist. Achte Sie wohl darauf. Seine Perlen liegen obenauf. Und hier" — sie langte wieder nach dem Brief und riß ihn mit einer verächtlichen Bewegung beider Hände entzwei — „seinen letzten Brief leg' ich dazu. So. Und nun kann Sie meine Sachen packen und dem Beranek sagen, daß er seinen Wagen bereithalten soll. Ich fahre noch heute nach Teplitz zurück."

„Gnädige Frau!" schrie die Leschak auf.

Frau Fina kehrte sich ab. „Daß du auf mein Kind so achten wirst, als wär' es dein eigenes, weiß ich ..." kam es fest zurück.

Mit beiden Händen langte die Leschak nach ihrer Rechten, sank vor ihr ins Knie.

„Gnädige Frau, es kann ja nicht sein!"

„Ich hab' mich ihm gegeben, ohne an Gott und die Menschen zu denken," sprach Frau Fina herb. „Nun besinnt er sich, dem Kind und mir die Ehre zurückzugeben, weil es seine Mutter kränken könnte. — Ich soll warten, bis sie stirbt."

„Man wird immer wieder damit kommen müssen," wagte die Leschak einzuwerfen. „Die Männer sind nun einmal so."

„Das ist für deinesgleichen!" wies sie Frau Fina zurück.

„Aber Sie werden es bereuen! Liebe, liebe gnädige Frau."

Mit einem Ruck wandte sich Frau Fina nach ihr ... „Was weiß Sie von — mir? Ich bereue nichts. Und wenn ich mich für jemanden zu schämen habe, bin nicht ich es. Mach' Sie rasch ..."

Bevor Frau Fina nachmittags in das holprige Bauernwägelchen stieg, das sie zur nächsten Poststation bringen sollte, trat sie an die Wiege, nahm ihr Kind in die Arme und blickte es an — lange, lange.

„Vielleicht hast du sein Blut in dir!" sprach sie sinnend

— „die Augen und das Antlitz sind die meinen. So hoff' ich, daß du einmal ein aufrechter Mann werden wirst; wenn du auch keine Schlachten gewinnst."

Damit schied Frau Fina von ihrem Kinde, und was der Sieger von Kulm und Wachau auch unternahm, die Geliebte wieder zu gewinnen, die stolze Frau blieb ihm für immer verloren. Seine Briefe flogen ihr wie Tauben ins Haus — sie warf sie ungelesen ins Feuer. Als er eines Tages selbst angeritten kam, war sie verreist. In einer stürmischen Herbstnacht glaubte sie im Park das Gewieher eines Rosses zu hören. Sie wußte sofort, wer unter der Linde hielt. Doch ihr Fenster blieb verschlossen. Zur „blab'n Stub'n" führte kein Wasserlauf empor. Hätte er aber auch auf irgendeine Weise wieder zu ihr gefunden — keine Hand hätte sie gerührt, ihn vor dem Sturz in die Tiefe zu bewahren. So fremd und seltsam hatte sich alles in ihr gewandelt. Und ob auch die wiedererwachende Liebe zuweilen in wilder Sehnsucht aufschrie — ihr Stolz schlug sie nieder, bis sie nur mehr eine schöne Leiche war, selbst in der Erinnerung Frau Finas.

Eines Tages stand plötzlich die Leschak vor ihr; rang die Hände, schluchzte auf ... „Er hat mir das Kind weggenommen! Aus der Wiege hat er es geholt und in einem schönen Wagen wegführen lassen ..."

Frau Fina stand einen Augenblick sprachlos. Endlich hob sie das Haupt, lächelte: „Wenn er damit meint, auch mich zu zwingen ..."

Aufrechten Schrittes ging sie wieder an ihre Arbeit und blieb standhaft, wie bisher. Wieder flog ihr Brief um Brief ins Haus, jeder mit derselben Bitte.

„Wenn ich nicht wüßte, daß es auch mein Kind ist, könnte mir bange werden," sagte sie ruhig. „Aber mein Sohn wird nicht aus der Art schlagen."

Und so geschah es. Noch leben Kinder und Enkel ihres Sohnes und Kinder und Enkel segnen das Andenken der schönen, stolzen Frau und blicken noch in der Erinnerung zu ihr auf, andächtig, dankbar, in dem sicheren Gefühl, das Beste ihres Wesens von ihr empfangen zu haben, Ein ganzer Kreis von Legenden spann sich um die blonde

Frau, und was in Teplitz erst ein scheu gehütetes Geheimnis war, ist mit der Zeit eine Tatsache geworden, die alle estimierten, ohne daß jemand es wagte, einen Stein nach Frau Fina zu werfen. Wenn es eine andere gewesen, ja! Aber Frau Fina ...? Nach wie vor flogen die Hüte von den Köpfen, wo sie erschien. Die kleinen Teplitzerinnen saßen nach wie vor zu ihren Füßen, lernten häkeln und stricken und nähen und sticken und blühten unter ihrem sonnigen Lächeln heran, so recht eine Freude für alle aufrechten Menschen. Wie eine Genugtuung war es den Bürgern zu wissen, daß da eine unter ihnen herumging, die einen Grafen verschmäht, weil er kein — Mann gewesen. Die Frauen aber fühlten dumpf, daß mit Frau Fina eine neue Art heraufkam, der ein wortbrüchiger Mann künftig weder das Schicksal werden konnte, noch für immer die Ehre nehmen. Auch des Weibes Ehre ist sein — Menschentum. Die es rein zu wahren verstand und über Not und Schicksal aufrecht hinwegtrug, blieb geadelt für alle Zeit. Nicht der Mann, der sie vor den Altar führt, noch die Kirche, die ihren Bund segnet, kann der Frau die Würde geben oder nehmen. Sie trägt sie mit sich wie die Schamhaftigkeit und die Schönheit, und der sie nicht gegeben ward, kann kein Mann sie verleihen und hätte er alle Titel und Ehren der Welt!

So blüht das Geschlecht Frau Finas noch heute fort, im Norden und im Süden und hat sich, ein immergrünes Reis, aus den lachenden Gauen Österreichs bis an die Nordsee verpflanzen lassen. In schönen blonden Frauen, die das eigene Leben fest in die Hand genommen und stolz und aufrecht einherschreiten, wie einst Frau Fina, und in Söhnen, die immer und überall des eigenen Glückes Schmied waren.

„Das starke Geschlecht —" werden sie da und dort genannt, die Enkelinnen und Enkel einer Frau, die ihres Schicksals eigene Herrin war. Nicht einer ihrer Enkel hat bis heute eine Schlacht gewonnen. Aber die Schlachten, die im Leben geschlagen werden müssen — die gewinnen sie alle!



Der verliebte Hafis.

Nach Strophen des großen Persers.

Von Hans Bethge.

So lange meine Pulse schlagen,
Gehör ich dir. Wenn ich dereinst
Begraben bin, werd ich als Staub
Vom Grab her wirbeln und den Saum
Deines Gewandes küssen, voller Liebe.



Wenn mein heißes Herz in tausend Stücke
Brechen wird, so wirst du sehn, Geliebte,
Daß ein jedes dieser tausend Stücke
Liebt wie tausend unversehrte Herzen!



Laß mich in deinen Locken wühlen, laß mich!
Es treibt mich, meine Seele aufzusuchen,
Die arme Seele, die sich liebestrunken
In diese tiefen, labyrinthischen Gänge,
In deiner Locken schöne Nacht verlor.



Ich bin nicht mehr. Ich bin einmal gewesen.
In meiner Liebe Flammen ging ich auf,
Ein ungeheurer Brand. Die leichte Asche
Stob in die Lüfte, — darauf sank sie zärtlich
Als kleine Opfergabe dir zu Füßen.
Zertritt sie nicht. Mein Herz pocht noch in ihr.



Mein Mädchen ist vom Stamm der Zedern. Zimmert
Mir einen Sarg aus Zedernholz. So werd ich
Die Ruhstatt haben, die mir ziemt. Ich werde
Gleichsam auf ewig in den Armen schlummern
Des Mädchens, das vom Stamm der Zedern ist.



Die Tänzerin Ruth St. Denis.
Gemälde von Fr. Aug. von Kaulbach.
Mit Genehmigung der Münchner Graphischen Gesellschaft Pick & Co.
Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

Mädchens Geständnis.

Von Rudolf Kaspareck.

Die Mutter:

Ei, mein Mädchen wird lebendig!
Ja, wie kommt das? Kind, sag' an!
Warst doch immer so verständig
Und so ruhig und beständig;
Und nun bist du so unbändig,
Daß man dich nicht halten kann. —

Das Mädchen:

Bitte, Mutter, nimmer frage!
Sieh, der Himmel ist so blau,
Und die Amsel lockt am Hage
Süß und süßer alle Tage:
Und ich soll nicht, Mutter, sage,
Nicht hinaus in Flur und Au?

Die Mutter:

Und der Frühling, braunes Mädchen,
Kam für dich schon fünfzehnmal;
Fünfzehnmal, mein liebes Käthchen,
Aber niemals, nicht wahr Mädchen,
Niemals noch, mein schlimmes Käthchen,
Ward das Haus dir so zur Qual?

Das Mädchen:

Und ich weiß nicht, und ich weiß nicht,
Was du, Mutter, heute willst!
Niemals war ich gar so häuslich!
Und was blickst du so verweislich!
Nichts mehr sag' ich! Und mit Fleiß nicht!
Und ich stampfe, daß du's fühlst!

Die Mutter:

Und der Wildfang stampft nun wirklich,
Und der Wildfang wird mir blaß.
Aber, Käthchen, nicht verbirg dich!
Seh' ich doch, die Kehle würgt dich,
Und, mein Liebchen, — wirklich! wirklich!
Deine Augen werden naß.

Das Mädchen:

Mutter! Ich bin gern geständig!
Sieh' mich nur nicht länger an!
Fühl' ans Herz mir eigenhändig —
Ach! es klopft und hüpft inwendig —
Mütterchen! Und so beständig —
Liebe hat mir's angetan!

Der Dichter.

Er darf nicht wandern im lauten Schwarm,
Nicht tragen, was gleißend und schwer.
Als von höheren Gnaden trauernd und arm
Siehe, kommt er daher,

Den die Fee mit ihrem Zauberstab schlug,
Der das Wunder des Wortes besitzt,
Das die Schwalbe einholt auf ihrem Flug,
Das die Welle überblitzt.

Er könnte wohl wohnen köstlich und warm,
Sein Frieren aber ist mehr.
Als von höheren Gnaden einsam und arm
Siehe, kommt er daher.

Frida Schanz.

Frauenschönheit in der modernen Malerei.

Von Fritz v. Ostini.

Frauenschönheit in der modernen Malerei — als Ganzes deckt dieser Titel ja wohl auch ungefähr einen Begriff — im einzelnen enthält er gleich drei Probleme, die von verschiedenen sehr verschieden beantwortet werden: Was ist Frauenschönheit? Was ist modern? Und gar, was ist Malerei? Das Ideal der Frauenschönheit wechselt ganz selbstverständlich mit der Psyche und Physis des betreffenden Künstlers, es wechselt aber auch mit dem Zeitalter, der Mode, der Gesellschaftsschicht, der Rasse des Modells. So schwankt es zwischen allen erdenklichen Extremen hin und her. Althellenische Ebenmäßigkeit der Züge bedeutet für uns Menschen von heute kaum mehr ein Schönheitsideal, das berauscht. Eine Pariserin von sehr ausgeprägter Rasse könnte bei ihren Landsleuten die tollsten Erfolge haben und in der Heimat der Thusnelden und Gretchen für bildhäßlich gelten. Weibliche Fülle ist für die einen, Völker und Künstler, ein unerläßliches Ingrediens der Frauenschönheit — ein andermal gilt wieder tranſzendentale Magerkeit als Grundbedingung, wenn eine Frau als schön gelten soll. Zwischen Rubens und Botticelli wechseln die Neigungen. Sie wechseln zwischen dem Gesunden und dem Morbiden, zwischen der Reinheit und dem Anhauch des Bösen, zwischen dem Sinnlichen und dem Geistigen, zwischen der großen Linie und der subtilen Einzelheit, zwischen dem völkisch Rassigen und der Verfeinerung durch gesellschaftliche Kultur, Körperpflege und Bekleidungskunst. Bald ist der Reiz einer Frau mehr im Schnitt der Züge, bald mehr in der Farbe, in der Art, wie Fleisch, Haar und Auge zusammensprechen, begründet, bald in ge-

schmeidigen Bewegungen, in der Harmonie des Ganzen, in der Figur — von allem, was die innere Persönlichkeit dazu tun mag, ganz abgesehen. So sind für den Schönheitsbegriff, den Darstellungsstil des Malers unbegrenzte Kombinationen möglich. Und in der Tat, wenn wir die Frauenmalerei von einem Dutzend hervorragender Künstler unserer Zeit vergleichen, sind wohl nicht zweie darunter, die einander in Stil und Auffassung ähneln.

Daß heute unter der Schar der Künstler überhaupt die Zahl der eigentlichen Frauenmaler verhältnismäßig klein ist, das mag, wenn man die elementare Bedeutung der Frauenschönheit für die Kunst abschätzt, ein wenig staunen machen. Die Erscheinung hat viele Ursachen. Erstens einmal ist die Nachfrage nicht so groß, wie man es wünschen möchte. Dann verlangt der Beruf des Frauenmalers eine künstlerische Schulung, ein Maß an Tüchtigkeit im Können, das selten wird, weil die einen zu bequem oder nicht begabt genug sind, es sich anzueignen, weil die anderen, einer in Wahrheit mächtigen und in vielem ernsthaften Zeitströmung folgend, sich mit der Kultur der Form, der intimen Form nicht mehr abgeben wollen. Und ohne diese keine Frauenmalerei! Vielleicht liefert nichts einen gleich wichtigen Beweis dafür, daß die extrem-impressionistische Bewegung von heute nur vorübergehend sein kann, wie die Tatsache, daß sie so wenig für die Frauenmalerei geeignet ist. Wenn der Akzent ausschließlich auf die Malerei gelegt wird wie jetzt, kann die Frau in der Kunst keine Rolle spielen. Ihr Wesen ist Form, Form in weitem Sinne natürlich — Form als Gefäß feinster geistiger Schönheit, wie als Ausdruck sinnlicher Qualitäten. Durch die bloße Musik wohltöniger Farbflecke kann man sie nicht künstlerisch erschöpfen. Und wenn wir die Frauenbilder der großen und ernst zu nehmenden Impressionisten ansehen, so finden wir beinahe immer, daß die guten von diesen Werken gerade als Frauenbildnisse wenig sagen — oder daß sie nicht impressionistischer sind, als andere gut gemalte Arbeiten. Wir finden, daß die einen dem Begriff der Schönheit geflissentlich aus dem Wege gingen, wie Cézanne, van Gogh, daß andere, wenn sie das Problem,



Vor dem Ball.

Gemälde von Hugo Freiherrn von Habermann.

Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

bei einem Bildnisauftrag beispielsweise, doch anpacken mußten, ganz einfach „mogelten“, d. h. Gesicht, Hände usw. mit den Mitteln malten, die einer der von ihnen verachteten „Alten“ im gleichen Falle auch anwenden mußte. Man kann Damenporträte von einem Führer des Neoimpressionismus, van Rhysselberghe z. B., sehen — auch Akte! — denen die impressionistische, pointillistische, divisionistische Technik bloß zum Scheine aufgeschminkt ist — dahinter steckt ganz solide akademische Zeichnung; die Form ist durchaus nicht durch die Farbe ausgedrückt, die Zeichnung ist höchstens durch die Farbe verdeckt. Viel mehr wird ja wohl im impressionistischen Sinne überhaupt nicht zu erreichen sein, wenn sichs um mehr handeln soll, als um pikante Skizzen — viel mehr nicht, als daß das Konstruktive, Gewußte und nicht Empfundene der korrekten Zeichnung durch größere malerische Feinheit vergessen gemacht, daß der Schein eines rein malerischen Ausdrucks erreicht wird. Und wenn sie uns nach dieser Richtung weiter führt, hat die große Episode des Impressionismus in der Kunstentwicklung wahrlich genug geleistet — gerade für die Frauenmalerei! Weibliche Schönheit ist ja ein viel zu zartes und schmiegsames, von hundert Unwägbarkeiten bestimmtes Ding, als daß man es so einfach in die starren Grenzen der Linie einfangen könnte. Die peinlich genaue Form allein wird ihr sowenig gerecht, wie der tadellos skandierte Rhythmus eines Verses schon Poesie ist. Zum Begriff des Kunstwerks gehört es hier wie dort, daß der Gegenstand sich mit seinem vollen, farbigen Reiz im Temperament des Künstlers spiegelt. Jeder wird im übrigen anderes sehen, in anderem das Wesentliche zu erkennen glauben, darum anderes betonen und selbstverständlich anderem seine Vorliebe zuwenden.

Nicht jeder, der als Maler von Frauenbildnissen in der Gunst der Menge steht, hat selbstverständlich Besonderes zu sagen. Zu den vielen Dingen, die gerade in dieser subtilen Kunstgattung den Stil bestimmen, gehören ja nicht zuletzt die Wünsche der Auftraggeber, und eine gewisse Art von neutraler Tüchtigkeit, eines gediegenen, aber nicht zu strengen Naturalismus, der die Erscheinung „ähnlich“

macht, aber von der besten Seite auffaßt und das Drum und Dran, Schmuck, Toilette so schildert, wie es das Modell gerne geschildert sieht, wird immer ein großes Publikum haben. Damit soll weder diesem Publikum noch jenen Malern Böses nachgesagt sein. Ein Bildnis kann für den kultiviertesten Menschen auch einen anderen Zweck haben, als den, bloß ein schönes Kunstwerk zu sein; er kann wünschen, ein treues Denkmal geliebter Züge zu besitzen und recht wohl einmal die geringere artistische Güte der Arbeit dem höheren künstlerischen Wert vorziehen, wenn der ihm nicht gibt, was er haben will. Aber von den Malern solcher Frauenbilder soll hier nicht die Rede sein, sondern von jenen, die heute gerade in ihrer starken Besonderheit anziehend und bedeutend sind!

Unter den Deutschen, die hierher gehören, ist Albert v. Keller in jedem Sinne einer der ersten. Er zählt bald siebzig Jahre und hatte als der geborene Maler der Dame, als ein mondäner Frauenlob, selbstherrlich — und lange genug nicht voll gewürdigt! — seine Eigenart schon entwickelt, als die meisten Berufsgenossen um ihn noch fest im Banne der Konvention steckten. Ich sagte schon: als Maler der Dame! Sein Beobachtungsfeld war fast immer der Salon — oder das Boudoir, da wir nun doch schon für diese Dinge kein erschöpfendes deutsches Wort haben. Er malte mit Vorliebe die Frauen als verhältnismäßig kleine Gestalten in behaglichen und geschmackvollen Innenräumen, und die Schilderung dieser Interieurs ist von Anfang an wahrhaftig nicht der schlechteste Teil seiner Kunst gewesen. Sein frühes Bild „Chopin" in der Münchner Pinakothek ist überaus bezeichnend für seine Weise, die Dame in ihrer Umwelt zu schildern und auch in der ausführlich behandelten Toilette ein Stück ihres Wesens zu sehen. Diese Bilder, köstlich in der Farbe, die als Stimmungsträger bei Keller eigenartige Bedeutung hat, sind zugleich wertvolle Zeitdokumente für den, der in der Mode eine Gesetzmäßigkeit der Entwicklung erkennt. Andere behandeln die Toilette malerisch frei, kümmern sich um ihre Einzelheiten nur soviel, als ihnen für die bildmäßige Wirkung nötig scheint — Albert v. Keller hat das Gewand seiner Damen

fast immer so eingehend und gewissenhaft beschrieben, daß eine Schneiderin nach diesen „Vorlagen" arbeiten könnte, aber er bleibt dabei Maler, wie nur irgendeiner, nein, mehr als die meisten anderen. Ohne daß man das Wie und die Absicht spürt, ist diesen Bildern der Duft des Salons, der Zauber gesellschaftlicher Höhenkultur bis zur Grenze des Möglichen gewahrt — die Psychologie seiner Gesichter leidet aber durchaus nicht darunter — im Gegenteil, er sieht hier besonders tief. Keller als Maler geistig merkwürdiger Frauen ist ein Kapitel für sich; Medien und Somnambulen, interessante Schauspielerinnen, Tänzerinnen mit schlagender Intensität des Ausdrucks darzustellen, ist seine Liebhaberei und einzigartige Stärke zugleich. Wie er in seinen malerischen Mitteln vollkommen original ist und unabhängig von allem, was vor ihm und neben ihm war, so ist er als Charakteristiker der unbeeinflußte Schöpfer seines Stils, ist einer, der das Übersinnlich-Sinnliche im Weibe zu finden sucht und findet.

Wie ganz anders geht Friedrich August v. Kaulbach zu Werke, obwohl er fast nach den gleichen Modellen schafft wie Keller, die Damen der großen Welt malt und die Schönheiten der Bühne, die Sterne der Tanzkunst usw.! Eine Neigung für das lebensgroße Format und für höfische Eleganz kennzeichnet ihn ebenso, wie seine Betonung der Form. Kaulbach liebt die großen, reinen und klaren Linien, ein Luxus, den er sich leisten kann als Zeichner von so außerordentlichem Können, wie wir es in Deutschland nicht gar oft wiederfinden. Es war ihm vergönnt, viele der vornehmsten und schönsten Frauen beider Hemisphären vor die Staffelei zu bekommen, und die Art nun, wie er die feinsten Feinheiten eines edelgeschnittenen Frauengesichts zu verfolgen weiß, hat ihm die Bewunderung derer gesichert, die in einem weiblichen Bildnis repräsentative Vornehmheit ausgedrückt wissen wollen — womit nicht etwa gesagt sein soll, daß ihm das liebenswürdig Weibliche nicht liegt. Die zahlreichen schönen Bildnisse seiner eigenen Gattin beweisen für sich allein schon das Gegenteil. Was aber seine Frauenporträte — — solche von Kaiserinnen und Fürstinnen aller Grade sind

darunter — vor allem auszeichnet, ist die große Erscheinung im Bilde. Nebendinge malt er nicht mit, auch in der Wiedergabe der Toilette geht er nur so weit, als es sich mit der Einheitlichkeit der Erscheinung verträgt. Eine gewisse stolze Selbständigkeit haben in seinen Bildnissen auch die schönen Tänzerinnen, die er gemalt hat, die Ruth St. Denis etwa und die Querero — Aristokratie der Schönheit, wenn man so sagen will!

Und abermals anders stellt sich ein dritter Münchner Frauenmaler zum Problem Weib, Hugo v. Habermann. Anders in jeder Beziehung — für ihn ist auch der Schönheitsbegriff ein anderer — es scheint fast, daß das temperamentvollste Weib für ihn auch das Schönste ist. Er sieht an der Frau die Rasse, nicht so sehr die anthropologische, als die persönliche. Sie betont er vor allem; in der starken Herausarbeitung des weiblichen Temperaments ist sein Stil begründet. Er charakterisiert durch den Strich des Pinsels, durch den großen Zug der Bewegung, durch Rhythmus und Tempo seiner Malerei. Weibliche Erscheinungen von einem gewissen barocken, eigenwilligen Charme haben ihn immer besonders zum Schaffen gereizt, sie konnten dann recht wohl nach Alltagsbegriffen häßlich sein. Und mit besonderer Kunst ging er immer wieder an das Problem, ein und dieselbe Frau von den verschiedensten Seiten darzustellen, d. h. die verschiedensten Möglichkeiten ihrer ästhetischen Erscheinung zu ergründen. Er ist der Maler des Kapriziösen und Wechselnden, des Rätselhaften im Weibe. An der Toilette sieht er das Persönliche wie kein anderer, oder er erfindet wohl auch die Toilette so, wie sie seinem Gefühl nach der Physis und dem seelischen Wesen seines Modells am besten entspricht. Wie seine Frauen das Haar und den Hut tragen, das zu verfolgen ist höchst merkwürdig. Selten genug, daß überhaupt ein Mann das sieht und noch dazu ein so maskuliner Mann, wie Habermann, dessen kraftvoller, fester Strich oft genug mit Velasquez' Art verglichen worden! Sonst haben meist nur Frauen den Blick für so subtile weibliche Besonderheiten, die bei ihm aber oft für das betreffende Bild geradezu bestimmende Bedeutung gewinnen. Und dabei behält man



Bildnis.

Gemälde von Paul Rieth.

Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei."

immer die Empfindung, daß da einer stark und sicher aufs Wesentliche, aufs Ganze gegangen ist! Neben manchem Frauentypus von etwas sirenenhaftem Schick und bewußter Pikanterie hat Habermann nicht wenige Frauenbildnisse von zurückhaltendster Vornehmheit, von kühlster Tugend gemalt und auch für solche Temperamente in seiner Vortragsweise, im Flusse seiner Linien und Formen überzeugenden Ausdruck gefunden. Vielleicht wäre das auch noch viel öfter geschehen, wenn nicht gerade die schönsten und ihrer sieghaften Erscheinung bewußtesten Frauen naturgemäß eine gewisse Scheu davor hätten, von einem derartig unerbittlichen Analytiker und Feind aller herkömmlichen Süßlichkeit gemalt zu werden. Allerdings: gerade von einem, der an seine Aufgabe als Maler des Weibes mit solchem Willen zur Größe und inneren Wahrheit herantritt, möchte man gerne einmal das Abbild einer wahrhaft großen Dame in ihrer vollen Hoheit gemalt sehen!

Unter den jungen Münchner Künstlern ist einer, der als Schilderer weiblicher Eleganz und eleganter Weiblichkeit immer mehr beachtet wird — Paul Rieth. Er hat noch nicht viele Frauenbildnisse größeren Formats geschaffen, aber ungezählte Gouachen und Aquarelle, die, meist in der Münchener „Jugend" reproduziert, mit einer ganz außerordentlichen Grazie die moderne Frau in allen Gestalten behandeln, vom süßen Mädel der Münchner Redouten bis zur Mondäne der obersten Gesellschaftsschicht. Kennzeichnend für seinen Stil ist die ungewöhnliche Verbindung von oft ausgelassenem Humor und prickelnder Heiterkeit der Schilderung mit größtem künstlerischem Ernst der Arbeit. Er wird mit Recht bewundert und beneidet um seinen Geschmack, aber er treibt nichts weniger als das, was man unter „Geschmackskunst" versteht. Die Problemstellung ist stets eine wirklich malerische, er gibt sich leicht, weil er sicher ist, aber ohne die Sache leicht zu nehmen. Und das Leichtnehmen ist sonst gerade auf seinem Spezialgebiete die Regel — sei es, daß es sich um den bösen „Wiener Chic", um Pariser Pikanterien oder Berliner Üppigkeiten handelt. Wie Rieth die Frau als Ausdruck ihrer Zeit in hundert Spielarten und Lebenslagen schildert,

immer liebenswürdig und dezent, auch wenn sich's um gewagte Situationen handelt, unerschöpflich in seinen Typen und Toiletteeinfällen — darin dürfte er zurzeit keinen Rivalen haben! Auch nicht in Paris. Dabei hat er es von Anfang an fertig gebracht, nicht illustrativ zu wirken; auch wenn er zu bestimmtem Zwecke für seine Zeitschrift arbeitete und diesem Zwecke aufs gewissenhafteste entsprach, war das Ergebnis immer ein Kunstwerk für sich, ein Bild, durch zarte oder kräftige, aber stets klangschöne Farbstellung bedingt. Und war ein anziehender Beitrag zu dem Kapitel: „Das Weib von heute", ein Stück Kulturgeschichte dazu!

Von den Künstlern unseres österreichisch-ungarischen Nachbarreiches, die als Frauenmaler Bedeutung haben, seien nur zwei herausgegriffen, der Wiener Gustav Klimt und der Budapester Philipp A. v. László — zwei Antipoden! Klimt, dessen reiche Begabung von einem souveränen Können unterstützt wird, gibt auch als Frauenmaler nicht unmittelbar wieder, was er sieht; er sucht zu vergeistigen, symbolisch zu erklären, strebt ins Metaphysische hinüber. Malen heißt für ihn weniger Eindrücke festhalten, als Eindrücke suggerieren. Er liebt das Schwerdeutbare und Ungewöhnliche, auch in den Bildformen, in der Mise-en-page. Er liebt es weiterhin auch, jedes Bild als eine selbständige dekorative Einheit zu gestalten — gerade im Dekorativen liegt ja die Stärke seiner Eigenart. Ein literarischer Zug, ein Wille zu gesteigerter Persönlichkeit des Ausdrucks kennzeichnet auch seine Frauenbildnisse, die darum auch dann am besten sind, wenn seine Vorbilder etwas von der verfeinerten Ich-Kultur und der preziösen Gebärde besitzen, die dem Maler eigen. In einem Klimtschen Frauenbildnisse gewinnt eigentlich der Wiener Ästhetizismus der letzten Jahrzehnte seinen treffendsten Ausdruck. Bei László ist nichts von Übermodernität und schöngeistigen Nebenabsichten zu spüren. Sein Streben ist Eleganz, wie sie die vornehmen Kreise verstehen, sein künstlerisches Motto „Odi profanum vulgus". Er ist der Liebling der Höfe, denn er malt die Großen dieser Welt so, wie sie gerne gemalt sein wollen, vornehm, oft ein wenig schöner und majestätischer, als sie wirklich sind. Er

beherrscht die Form so meisterlich, daß er trotz jener Zugeständnisse die Grenzen des Künstlerischen nicht zu überschreiten braucht. Sein Farbengebung ist, ganz im Sinne seiner übrigen weltmännischen Art, leidenschaftslos und nicht sehr persönlich. Sie ist wohl einst stark von Lenbach beeinflußt worden, dessen Skala freilich um ein Gutes reicher war und der trotz seiner braunen Tiefen und Lasuren gerade in seinem Kolorit oft so packende Kraft und Leidenschaft äußern konnte.

Echt germanische Kraft offenbart der Schwede **Anders Zorn** gerade als Frauenmaler, wenn er die Frauen und Mädchen seiner Heimat in ihren farbenbunten Trachten schildert, und mehr noch, wenn er ihre blonden, rosigen Leiber ohne Hüllen darstellt. Dann ist seine Kunst unvergleichlich vollsäftig und reich. Das pralle Fleisch, wie Zorn es malt, ist so frisch und wahr und blutwarm, daß man an Rubens denken muß. Man kann tiefer schürfen als er; aber an positivem malerischem Können, an einem Können, dem just das schwerste, das verwickeltste Problem in Licht und Farbe auch das liebste ist, dürfte ihm kaum ein Lebender über sein. Ein Können solchen Grades mit dem Worte „Bravour" oder „Virtuosität" abzutun, geht nicht an — es wäre sonst nicht so selten. Bravour ist freilich auch dabei, aber Bravour ist ein Ding, das sich auch das Mittelmaß durch Beharrlichkeit erobern kann. Derselbe Zorn, der seine dalarnischen Frauen strotzend von animalischer Gesundheit so unübertrefflich auf die Leinwand bringt, hat mit nicht minder zügigem Pinselstrich zahlreiche Bildnisse von Damen der amerikanischen Plutokratie und der exklusiven Gesellschaft in Paris geschaffen. Er bleibt hier malerisch, saftig, farbig, wie er dort ist. Aber was dort als elementare Kraft erscheint, ist hier zu eleganter Sicherheit verfeinert und wirkt absichtlicher, minder urwüchsig. Ganz ohne Einbuße an Ursprünglichkeit bleibt eben kein Künstler, wenn es sich um repräsentative Aufträge handelt — auch ein Velasquez war stärker und feiner als Maler, wenn er Hofnarren und Zwerge, als wenn er Könige und Prinzessinnen konterfeite. Wie man weiß, ist Zorn von Abstammung ein Bayer, ganz wie

ein anderer, der als Bildnismaler ebenfalls in der Kunst eines anderen Volkes aufgegangen ist — wie Hubert v. Herkomer. Dieser ist ganz Engländer geworden, und seine berühmtesten Frauenbildnisse geben den reservierten Begriff der Lady sozusagen in Reinzucht — die Dame in Weiß z. B., die Dame in Schwarz und noch ein Dutzend andere solche Bildnisse. Kühl und unnahbar, ihrer gepflegten Schönheit sehr bewußt, hoheitsvoll vom stolz getragenen Haupte bis zur Sohle — so läßt Herkomer seine englischen Damen im Bilde erscheinen. Seine Farbe bleibt immer sehr zurückhaltend, abhängig von einer warmen braunen Untermalung, wie sie die ganze von Walker bestimmte Schule pflegte. Der große Wert der Herkomerschen Frauenbildnisse liegt in der Noblesse der Auffassung und Formgebung. Ein Element, das einzelne britische Frauenmaler mit besonderem Raffinement gerade als Ausdrucksmittel im Bildnis kultivieren, das namentlich James Mac Neil Whistlers Porträten einen ganz geheimnisvollen Zauber gab, spielt bei Herkomer kaum eine Rolle — die Poesie des Tons. Eine um so größere bei anderen, bei John Lavery und James Guthrie z. B., den Führern der Glasgower Boys, bei Shannon und noch so manchem englischen Bildnismaler, der hierin das Erbe Whistlers wahrt. Eine nervöse Zartheit des Tones dämpft hier die schönen farbigen Akkorde und gibt den Frauenbildern jener Schotten einen schwer bestimmbaren Reiz. Man fühlt den Hauch jener durchgeistigten Weiblichkeit, die für die vornehme Engländerin kennzeichnend ist, fühlt ein echtes, vielleicht durchaus nicht unsinnliches Weib, das sich aber mit einer Atmosphäre unnahbarer Hoheit zu umgeben weiß. Die schlanke Figur der Britin gibt Lavery, für den verhältnismäßig schmale, hohe Formate fast typisch sind, gerne in ganzer Höhe wieder in seinen Porträten, und sie gehört eigentlich bei ihr auch notwendig zum Ganzen — mehr vielleicht als bei der deutschen Frau, bei der eine derartig ausgebildete Körperpflege noch immerhin selten ist.

Die hohe Kultur der englischen Frau, ihr Stil und ihre Rassenschönheit sind wohl in erster Linie Ursache, daß England von jeher ein Dorado der Bildnismalerei ge-



Bildnis.

Gemälde von J. J. Shannon.

Zum Aufsatz: „Frauenschönheit in der modernen Malerei.“

wesen ist. Seltsamerweise ist Frankreich nicht reich an Frauenmalern ersten Ranges. Eine große Zahl der auf diesem Gebiete hervorragenden Nichtfranzosen hat sich in Paris ihre Ausbildung geholt — von den Pariser Malern selbst aber sind in unserer Zeit nicht eben viele zu großem Namen gekommen. Die französische Kunst bewegt sich eben mit Vorliebe in Extremen — sie hat eine starke Neigung zum Konservatismus und gibt gleichzeitig der Welt die kühnsten Umformer und bizarrsten Revolutionäre. Die tonangebende Welt, die, welche den Künstlern die Aufträge gibt, ist nun aber offenbar in Kunstdingen die konservative. Die schönen Frauen der echten, der halbechten und der ganz unechten Welt werden nicht von künstlerischen Revolutionären gemalt, sondern von den Akademikern mit großem Namen und möglichst wenig persönlicher Meinung, Leuten, die gewiß dort sehr viel können, aber ebenso gewiß nicht mehr zu sagen haben, als ihre weniger könnenden Kollegen anderswo. Die Carolus Duran und Jules Lefèbvre und wie sie gerade heißen, gaben von jeher merkwürdig wenig Offenbarungen vom Wesen der Französin, und andere wieder, die auf einen gewissen frivolen Chic ausgehen, wie Boldini, treffen das Wesen nicht tiefer, als die Witzblätter. Das Süßliche, Glatte gefällt kurioserweise in der Frauenmalerei eines Landes, das an der Frau alles mehr schätzt, als Süßlichkeit und Glätte. Jacques Emil Blanche ist einer der wenigen, die sich eine freie, breite und großzügige Art bewahrt haben, eine Art, die in vielem der von John S. Sargent, dem einstigen Schüler Carolus Durans, ähnelt. Vielleicht ist Blanche sogar im Porträt selbst stärker und origineller geblieben als Sargent, von dem man nach ein paar Erstlingsbildern, den Kindern mit der Vase und der prachtvollen „Carmencita" im gelben Kleide, ganz große Dinge erhoffen durfte. Der ganze Wurf, die farbige Behandlung des Gewandes und der Nebendinge ist oft bedeutend interessanter als das Gesicht, als das eigentliche Bildnis bei dem internationalen Sargent — er wurde in Florenz geboren, in Paris ausgebildet, lebt in London und ist Amerikaner! — Natürlich gibt's in dem kunstgesegneten Paris noch Frauenmaler von

respektablem, ja großem Können genug, die hier nicht aufgezählt werden brauchen, und noch mehr solche, die gelegentlich gelungene weibliche Bildnisse schufen, wie der altmeisterlich-intime Pascal A. Dagnan-Bouveret etwa, der kühne Kolorist P. A. Besnard und viele andere. Pierre Auguste Renoir ist, wie in anderem, auch speziell als Frauenmaler „Klasse für sich". Ein großer Maler, dem aber — wie auch unserem Großmeister Menzel — der Blick für weibliche Anmut und Eleganz nicht ganz erschlossen ist! Er hat gewiß entzückend liebenswürdige Bildnisse geschaffen, wie die „Tasse Tee", aber recht oft kennzeichnet seine Bilder von Frauen, bekleideten und unbekleideten, eine gewisse schwere, man möchte sagen kleinbürgerliche Auffassung, eine Vorliebe für derbe Form, die zu der Delikatesse der Malerei selbst in eigentümlichem Kontrast steht. Der berühmte Impressionist will eben weder Typen noch Persönlichkeiten auf die Tafel bringen, nicht schöne Frauen, sondern schöne Malerei.

Und zum Schlusse von den übrigen Romanen nur noch einer, aber ein ganzer: Ignacio Zuloaga! Bei ihm ist alles Rasse, vollblütiges Volkstum! Er malt die Schönen seiner Heimat in ihrer prächtigen Volkstracht, den Spitzenschleier kokett ins dunkle Haar gesteckt, malt die Schönen der Straße mit verführerisch blitzenden Augen und allzuroten Lippen, gibt auch ihre Geschminktheit ungeschminkt wieder, den exotischen Farbenüberfluß ihrer Kleider. Er idealisiert ihre Gesichter nicht, die oft nur durch das Temperament schön sind, und macht aus den Phrynen der „Straße der Liebe" keine Heiligen. Hinter ihm steht der rücksichtslose Charakteristiker Goya, der auch Königinnen so häßlich abkonterfeite, wie sie innen und außen waren, und damit seine schönsten Bilder schuf. Ein wenig gleichförmig sind die spanischen Demimondänen Zuloagas wohl. Aber etwas wie elementares Leben steckt in diesen Bildern immer, und den Ruhm, daß er als genialer Maler das Weib seiner Heimat mit ganz eigenen Augen geschaut hat, kann die Tatsache jener Wiederholungen Ignacio Zuloaga nicht rauben.



Auszug aus den Inhaltsverzeichnissen der bisherigen Jahrgänge:

I. Jahrgang.

(Preis 3 M., in der Luxusausgabe 7,50 M.)

Erzählendes: O. v. Leitgeb: Der Königin Leid; G. v. d. Gabelentz: Der gelbe Schädel; M. v. Ebner-Eschenbach: Drei Fabeln; R. H. Bartsch: Madame Dorette und die Natur; H. Hesse: Legende von den süßen Broten; G. v. Ompteda: Arm's Madel; M. Siebert: Die Scharffenburg; H. v. Hofmannsthal: Erinnerung schöner Tage; C. Viebig: Wie ich Schriftstellerin wurde; R. Voß: Römische Erinnerungen.

Aufsätze: B. Litzmann: Shakespeares Römerdramen; E. Heilborn: Die Frau im modernen Roman; E. Heyck: Liebesbrevier vor hundert Jahren; M. Osborn: Frauenbildnisse; H. Muthesius: Das Musikzimmer.

II. Jahrgang.

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 7,50 M.)

Erzählendes: R. H. Bartsch: Die Pfingstküsse; R. Auernheimer: Der Salon; M. v. Ebner-Eschenbach: Der Säger; R. Voß: Fieber; F. Lewald: Sécheresse de cœur; J. Wassermann: Die Gefangenen auf der Plassenburg; E. Zahn: Der Tag der Perpetua; O. J. Bierbaum: Das beinerne Tischlein; A. Freiin v. Gaudy: Kreuzfahrerlegende; J. Lauff: Prinzeß Lambelle.

Aufsätze: H. Sendling: Das Märchen von der getrösteten Witwe; E. Heilborn: Die Dame in der deutschen Literatur; E. Heyck: Das deutsche Schönheitsideal; G. Biermann: Die Frau im Leben von Rembrandt; A. v. Gleichen-Rußwurm: Geselligkeit zur Zeit der Medici; C. Brachvogel: Heinrich VIII. von England und seine Frauen; Memor: Erinnerungen an Charlotte Wolter; W. Kleefeld: Melodien, die man mit nach Hause bringt.

Jeder Band ist mit zahlreichen farbigen Kunstblättern, Intagliodrucken, Einschaltbildern und Illustrationen geschmückt.

Auszug aus den Inhaltsverzeichnissen der bisherigen Jahrgänge:

III. Jahrgang.

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes: G. v. Ompteda: Wahrheit; C. Bulcke: Die süße Lilli; M. E. delle Grazie: Seelenland; N. Lambrecht: Der Sumpfhahn; W. v. Molo: Die Auto-Symphonie; R. Voß: Die Prinzessin von Conti; E. Lewald: Niobe im Salon; E. Lucka: Island; A. Polgar: Wenn die Männer Burgen bauen; F. W. van Oestéren: Unsterblich.

Aufsätze: C. Brachvogel: Die Grazie des Rokoko; A. v. Gleichen-Rußwurm: Vom Küssen; F. Wertheimer: Die Geisha; F. Poppenberg: Das Damenzimmer; St. Kekule v. Stradonitz: Ehen zur linken Hand; R. M. Meyer: Die großen Liebesgeschichten.

IV. Jahrgang.

(Preis 4 M., in der Luxusausgabe 8 M.)

Erzählendes: C. Busse: Das Mündel; H. v. Kahlenberg: Idyll; S. Hoechstetter: Die Damen von Irmelsleben; R. Auernheimer: Die Schule der Snobs; B. v. Kohlenegg: Die drei Gaben des eisgrauen Männleins; M. E. delle Grazie: Ad duos amantes; A. Polgar: Der freie Kopf.

Dichtungen: St. Zweig: Der verwandelte Komödiant. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko; F. W. van Oestéren: Zwei Larven. Ein Karnevalsdialog; B. Frhr. v. Münchhausen: Die Ähren des Albertus Magnus. Ballade.

Aufsätze: G. Biermann: Der Künstler und sein Modell; E. Heilborn: Das Bild der Geliebten in der deutschen Lyrik; A. v. Gleichen-Rußwurm: Die Tasse Tee; W. Kleefeld: Von Laute und Gitarre. S. Feldmann: Ein Roman aus der Weltgeschichte; F. G. Kraze: Reifrock und Krinoline; C. Brachvogel: La grande Maîtresse.

Jeder Band ist mit zahlreichen farbigen Kunstblättern, Intagliodrucken, Einschaltbildern und Illustrationen geschmückt.


Princeton University Library
32101 066456540

